42. Jahrg. / Oktober 1927 / 2. Heft

Velhagen & Klasings Monatshefte

Schriftleitung in Berlin W 50,
Tauentzienstraße 7b
Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig u. Wien

Zu haben in allen einschlägigen Geschäften!

Fabrik: ELECTRICITÄTS-GESELLSCHAFT „SANITAS“, BERLIN N 24

Velhagen & Klasings Monatshefte

Monatlich ein Heft zum Preise von 2.40 Reichsmark

Inhalt des Oktoberheftes:

	Seite
Im Zeichen der Jungfrauen. Roman von Clara Ratzka (Fortsetzung)	121
Wenn die Teemaschine summt... Gedicht von Heinrich Minden	148
Hindenburg. Zum 80. Geburtstag des großen Führers in Krieg und Frieden. Von Prof. Dr. Otto Hoetzsch. Mit einer Kunstbeilage	149
Goya. Von Dr. Richard Oertel. Mit 15 farbigen Wiedergaben von Gemälden des Künstlers . . .	153
Leben. Novelle von G. Stollberg	169
Die Brotträgerin. Gedicht von K. A. Schimmelpfeng . . .	177
Die Ursachen der französischen Revolution von 1789. Von Geh.-Rat Prof. Dr. Max Lenz (Fortsetzung und Schluß) . . .	178
Gedichte: Herbstabend. Von Hans Much — Dunkles Los. Von Kurt Lange	183
Die deutschen Pferderassen. Von Gustav Rau. Mit farbigen Wiedergaben nach 11 Gemälden von Wilhelm Westerop-Potsdam	184
Vom Sinn der Höflichkeit. Von Richard Müller-Freienfels	194
Spruch. Gedicht von Hans Anna Haunhorst	196
Fedor v. Zobeltitz zum 70. Geburtstag. Mit einer Bildniswiedergabe	197
Der alte Knecht. Eine Anekdote von Wilhelm Schäfer . . .	198
Heimat-Meermorgen. Gedicht von Maurice Reinhold von Stern	200

Seite

Das Theater im Reich 1927. Von Dr. Ernst Leopold Stahl-München. Mit 8 Abbildungen . 201
Arnold Böcklin 1827—1927. Ein Werk und sein Schicksal. Von Fritz Stahl 209
Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt: Der Jäägg. Eine Jugenderinnerung von Alfred Huggenberger 214
Neues vom Büchertisch. Karl Strecker: Romane und Novellen Dr. C. D. Marcus: Nordische Erzähler 219
Illustrierte Rundschau: Hermann Sudermanns 70. Geburtstag — Neue Öfen und Kamine — Werkbund-Ausstellung „Die Wohnung", Stuttgart 1927 — Sedlaceks Phantasien — Max Petelers Familienreliquiar — Zu unsern Bildern 225
Der Beobachter (im rückwärtigen Anzeigenteil) . . . . 3—8

Kunstbeilagen in Mehrfarbendruck:

Die heilige Cäcilie. Gemälde von Prof. Richard Teschner . . . . Titelbild
Bildnis. Gemälde von Max Rimboeck . . . . . . 136—137
Seiltänzerin Meersburg. Gemälde von Hans Dieter 144—145
Klostergarten in Sterzing. Gemälde von Prof. Julius Jacob . . . . 200—201
Der Schleswiger Dom. Gemälde von Ludwig Kath 216—217

Kunstbeilagen in Tondruck:

Der Hafen von Amsterdam. Gemälde von Willem van de Velde d. J. 128—129
Reichspräsident v. Hindenburg. Gemälde von Prof. Walther Firle. . 148—149
Fußballgruppe. Bildwerk von Edmund Möller . 176—177

Anzeigenteil:

Vorderer Anzeigenteil . . 1—36
Rückwärtiger Anzeigenteil einschl. „Der Beobachter" . 1— 8
Umschlag . . . . 2— 4
Im vorderen Anzeigenteil befinden sich folgende Texte:
„... immer auf dem laufenden ..." 22, 24
Neuigkeiten vom Büchertisch 24, 26, 28, 30
ferner die Abteilungen:
Unterrichtsanstalten . . 12
Töchterpensionate . . . 13
Reise- und Kur-Aufenthalt 14—17
Deutsche Bücher . . . . 18—20

Unmöglich oder möglich?

Unerfüllbar — so beurteilten massgebende Fahrer die Bedingungen für die Bergprüfung auf der „Hohen Wurzel" (Kartellfahrt 1927). Und die Sportpresse schrieb: „Die verlangten Geschwindigkeiten sind nicht zu erzielen, die vorgeschriebenen Sollzeiten sind viel zu hoch, Rennwagen-Höchstleistungen kann man von regulären Tourenwagen nicht verlangen".

Das Unmögliche aber wurde möglich: spielend bezwangen alle drei teilnehmenden Wanderer-Wagen (Fahrer: Frau Else Metz, Hessen i. Br., Herren Atmer-Berlin u. Mader-Stuttgart) die schwere Prüfung, und ohne jeden Strafpunkt — in blendender Fahrt — erreichten sie ihr Ziel. Eine Leistung ohnegleichen! Und kein Zufallssieg — denn alle drei Wanderer-Wagen vollbrachten gleich Hervorragendes! Sie bewiessen, dass der normale Wanderer-Tourenwagen in der Tat aussergewöhnliche Kraft und Geschmeidigkeit, also eine Leistungsfähigkeit besitzt, die das für möglich gehaltene Mass weit übertrifft.

KALODERMA
RASIER-SEIFE
von den Guten
die Beste
75 ₰
F. WOLFF & SOHN - KARLSRUHE

DLW
LINOLEUM
der ideale Fußbodenbelag
dauerhaft
leicht zu reinigen
hygienisch, fußwarm
schalldämpfend
in hohem Maße wirtschaftlich
DEUTSCHE
LINOLEUM-WERKE A-G
Werke: Bietigheim bei Stuttgart / Anker, Hansa, Schlüssel (Delmenhorst) / Maximiliansau Cöpenick und Velten

Seht mich an -
ich bekomme in
meine Suppen,
Milch, Flammeris
und alle Speisen
nur
MAIZENA
immer in den gelben Paketen
niemals lose!
Rezept u. Bilderbuch v. Paul Simmel gratis
durch die
DEUTSCHE MAIZENA GES. A.G. HAMBURG 15

Springen und tollen

nach Herzenslust – warum wollen Sie Ihren Kindern dieses gesunde Vergnügen wehren? Eins freilich ist wichtig, eine Kleidung für Ihre Kinder, die etwas Besonderes aushält und allen Strapazen gewachsen ist:

Bleyle-Kleidung

Bleyle Schutzmarke

Bleyle-Anzüge und -Sweater kleiden flott und vornehm. Sie sind leicht instand zu halten und werden durch die Fabrik fast unsichtbar repariert und nahtlos verlängert.

Verkaufsstellen in allen Städten.
Nachweis bereitwillig durch die alleinige Herstellerin Wilh. Bleyle G. m. b. H. Stuttgart SO 7

Bei Anfragen und Bestellungen beliebe man sich auf VELHAGEN & KLASINGS MONATSHEFTE zu beziehen.

Warten Sie in Ihrem Interesse mit einer Weinbestellung für Weihnachten bis unsere Weihnachtsbeilage in diesem Blatte erscheint.
SCHOLL & HILLEBRAND / Rüdesheim a. Rhein
Hoflieferanten / Weingutsbesitzer
(Lieferanten der Mitropa, des Nordd. Lloyd, der Hapag u. a. m.)

Der
Gutenacht-Kuss
einer Mutter
ist ein Geschenk der Liebe, und wo diese spricht, da wird auch jede andere Bitte gewährt.
Bevor Ihr kleiner Wildfang die müden Äuglein schließt, will er doch sein „Gutzle" auf den Weg ins Traumland! Auch Sie können da nicht hart sein, nur dürfen Sie
Die Gesundheit
Jhres Kindes
niemals außer acht lassen! Als Mutter, deren Liebe zum Kinde in der Sorge um dessen Gesundheit gipfelt, werden Sie daher Ihren Liebling jeweils mit einigen WYBERT-Tabletten beruhigen!
WYBERT-Tabletten verderben weder die Zähne noch den Magen, wirken während der ganzen Nacht desinfizierend und reinigend auf die Schleimhäute der Atmungsorgane und bewahren das Kind vor Ansteckung.
Eine Schachtel WYBERT enthält über 400 Tabletten.
1 Mark
in Apotheken
u. Drogerien

Benger's
Ribana
Die idealste
Unterkleidung
für Damen,
Herren u. Kinder.
Fein Elastisch
Durchlässig
Alleinige Fabrikanten
Wilhelm Benger Söhne Stuttgart V. 5
Bezugsquellen werden auf Wunsch nachgewiesen

Gütermanns
Nähseiden

Freunde plastischer Bildwerke
sollten diesen Katalog besitzen
Lauchhammer Bildguß
Er enthält:
etwa 600 Abbildungen von Modellen erster Künstler über Industrie-, Sport-, Tier-, Genre-, Akt- und antike Figuren, Reliefs und Plaketten (Dichter, Komponisten, Heerführer, Staatsmänner u. solche mit sportlichen, weidmännischen, gewerblichen, familiären und religiösen Motiven), ferner von Vasen, Schreibtischgarnituren, Naturabgüssen etc.
Interessenten wollen dieses auf holzfreiem Kunstdruckpapier gedruckte und sehr geschmackvoll ausgeführte Werk gegen einen Kostenanteil v. RM. 2.50 durch uns od. unsere Vertreter bezieh. Dieser Betrag wird bei Bezügen von üb. RM. 100.— zurückvergütet.
MITTELDEUTSCHE STAHLWERKE A.G.
LAUCHHAMMERWERK LAUCHHAMMER + PR. SACHS.

Wir kennen keinen Husten mehr!
Kaiser's Brust-Caramellen
MIT DEN «3 TANNEN»
das millionenfach, seit 35 Jahren bewährte Mittel, wirkt schnell u. sicher bei allen Erkältungen.
7000 Zeugnisse!
Paket 40 Pfg. – Dose 90 Pfg.
Zu haben in Apotheken u. Drogerien u. wo Plakate sichtbar.
Kaiser's Brust-Caramellen mit den „3 Tannen"
Paket 40 Pfg.
Alleiniger Fabrikant: Fr. Kaiser, Waiblingen-Stuttgart, Fabrik medizinisch-diätetischer Präparate. Fabriken in Würzburg, Bregenz, St. Margrethen und Prag.

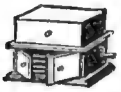
SOENNECKEN
IDEAL-BÜCHERSCHRÄNKE
Aus einzelnen Abteilen zusammensetzbar, daher in Höhe und Breite beliebig auszudehnen. Die Schränke passen sich allen Raumverhältnissen an und wirken immer vornehm.
Ausführliche Prospekte Nr 1908 R auf Wunsch
F. SOENNECKEN • BONN
BERLIN • LEIPZIG

SCHUTZ-MARKE
J. G. SCHMIDT jun. SÖHNE A.-G.
WOLLGARN-SPINNEREIEN
ALTENBURG-KOTTERITZ (THÜR.)
GEGRÜNDET 1828
liefern als Spezialitäten in allen gangbaren Qualitäten, roh, meliert und in allen Farben
Jackenwolle 2, 3, 4 u. 6 fach, Sportwolle 2 u. 3 fach, Handstrickgarne in den Qualitäten 16 E, 16 D, 16 DD, 16 C, 16 A, 20er, 22er, 24 er, Beilauf- u. Stopfgarn auf Knäueln u. Kärtchen, Pinguin-, Eis-, Rauhreifwolle u. Maschinenstrickgarne.
In allen einschlägigen Geschäften zu haben.

Osiris
Unterkleidung
qualitativ unübertroffen
Erhältlich in allen feineren Spezialgeschäften
Alleinige Fabrikanten:
MÜLLER & SCHWEIZER, STUTTGART

Helft ihm,
SIEGM. v. SUCHODOLSKI MÜNCHEN
Mütter!
Ungeheure Anstrengungen erträgt der Körper des Kindes in den Zeiten des Wachstums und der besonderen Entwicklungsperioden. Schmerzen verschiedenster Art, Müdigkeit von Geist und Körper hemmen die ruhige Entfaltung körperlicher und geistiger Fähigkeiten. Gebt, Mütter, Euren Kindern den Energiezuschuß, den sie zur Ueberwindung der Wachstumsschwierigkeiten brauchen, gebt ihnen zum täglichen Frühstück eine Tasse
Dr. Wander's Ovomaltine.
Ovomaltine ist eine aus wertvollsten Nahrungsmitteln konzentrierte Kraftnahrung, die überaus leicht verdaulich und appetitanregend ist und den Aufbau des Körpers und der Nerven wirkungsvoll unterstützt. In Milch und anderen Getränken aufgelöst, ist Ovomaltine mit ihrem köstlichen Wohlgeschmack das Lieblingsgetränk aller Kinder.
Büchsen zu Mk. 2.70 und Mk. 5.— in Apotheken und Drogerien.
Gratisproben unter Bezugnahme auf diese Zeitschrift durch die Fabrik:
Dr. A. Wander, G. m. b. H., Osthofen (Rheinhessen).
F6

Harmoniums
auch in Kofferform
von Mk. 140.- an
Pianos - Flügel
Teilzahlung / Miete / Bar-Rabatt
Probelieferung frachtfrei
Drucksachen und Preisangebote
Markgrafenstr. 10
HUG & Co. LEIPZIG


Sprech-apparate
liefert ab Fabrik zu äussersten Preisen **Clemens Neuber,** Fabrik f. Sprechapparate, **Klingenthal i. Sa. M.** Verlangen Sie Prospekt A.

Musik-instrumente
f. Streich-, Zupf- und Blasmusik
„Feine Violinen“
Edmund Paulus
Markneukirchen 153
Katal. Nr. 153 frei.

Studenten-
Utensilien-fabr.
Älteste und größte Fabr. d. Branche.
Em. Lüdke
vorm. C. Hahn & Sohn, G. m. b. H.,
Jena i. Th. 10.
Man verlange groß. Katalog gratis.

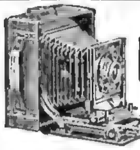


Photo:
Präzisions-Ausrüstungen.
Katalog M mit wertvollen Tabellen **gratis.**
Dr. Staeble-Werk München
Export nach allen Weltteilen

„Welt-Detektiv“
Auskunftei Preiss, Berlin W. 56, Kleiststrasse 36 I, Hochbahnh. Nollendorfplatz — Kurfürst 4543 —
Tausendf. gute Erfolge — Beste Empfehlg. — zwanzigjähr. Erfahrungen — solide Gebühren f. **Ermittelungen, Beobachtungen** (überall u. in jeder Sache)
Spezial - Auskünfte
(Vorleben, Vermögen, Gesundheit, Lebensführung usw.), In-, Ausland.

Recht behaglich
soll sich Ihr Gast
am gedeckten Tisch fühlen!

Dazu gehört nicht nur geschmackvolles Geschirr, auch die Farben der Decken, Servietten usf. müssen für die Kultur des Hauses zeugen. Verwaschene Farben erwecken den Eindruck des Nachlässigen. Vermeiden Sie dies und kaufen Sie immer nur indanthrenfarbige Stoffe und Garne aus Baumwolle, Leinen und Kunstseide, weil sie

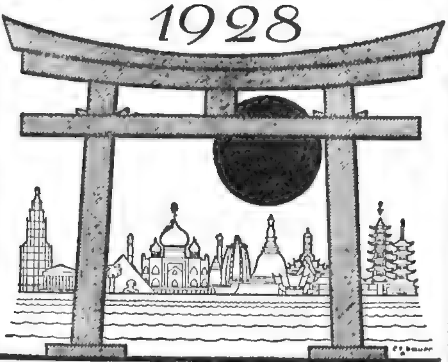
unübertroffen
waschecht lichtecht
wetterecht
sind.

Indanthren

Indanthrenfarbige Gewebe eignen sich für alle Verwendungszwecke, wie Kleider, Unterwäsche, Tischwäsche, Vorhänge, Decken, Kissen, Möbel- und Dekorationsstoffe usw.

Achten Sie auf die abgebildete Schutzmarke. Verlangen Sie diese Waren bei Ihrem Lieferanten; wenn nicht erhältlich, wenden Sie sich an die Indanthren-Häuser in Berlin W 9, Frankfurt a. M., Hamburg, Köln, Leipzig, München, Stuttgart und Wien VII.

HAPAG WELTREISE 1928



MIT DEM DEUTSCHEN DREISCHRAUBEN-LUXUS-DAMPFER

„RESOLUTE"

DER HAMBURG-AMERIKA LINIE

Dauer der Reise 140 Tage

Beginn in New York am 7. Januar 1928

Ende in New York am 26. Mai 1928

Besucht werden 30 Länder und 76 Städte, u. a. *Funchal* (Madeira), *Gibraltar, Algier, Nizza, Neapel, Haifa* (Palästina), *Port Said* (Suezkanal), *Djibouti* (Französisch-Somaliland), *Bombay* (Indien), *Colombo* (Ceylon), *Rangoon* (Burma), *Padang* (Sumatra), *Batavia* (Java), *Singapore, Pak Nam* (Siam), *Tarakan* (Borneo), *Manila* (Philippinen), *Hongkong, Keelung* (Formosa), *Shanghai, Tschingwangtau* (Nordchina), *Chemulpo* (Korea), *Kobe, Yokohama, Honolulu* und *Hilo* (Hawai-Inseln), *San Francisco, Los Angeles, Balboa* (Panamakanal), *Colon, Habana* (Kuba)

D. „Resolute" führt auf dieser Reise nur I. Kl.

Mindestfahrpreis der Reise „Rund um den Erdball" RM. 8.400.-($ 2.000.-)

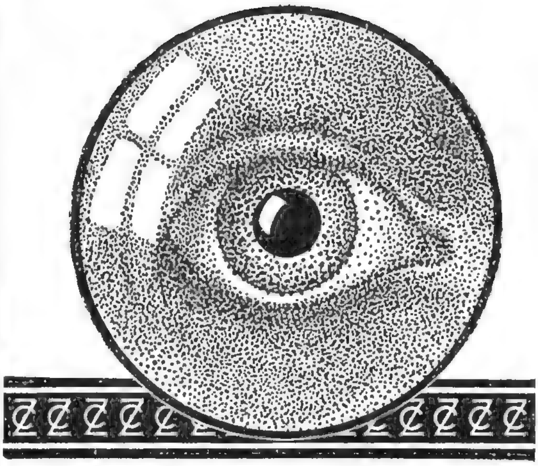
Europäische Teilnehmer können sich nach ihrer Wahl einschiffen in: Madeira am 14. Januar, Gibraltar am 16. Januar, Algier am 18. Januar, Nizza am 20. Januar, Neapel am 22. Januar.

Sie haben rückkehrend Anspruch auf freie Beförderung erster Klasse von New York nach einem nordeuropäischen Anlaufhafen mit den fahrplanmäßigen Dampfern des New Yorker Dienstes der Hamburg-Amerika Linie, nach Möglichkeit in der gleichen Unterbringung wie auf der Weltreise der „Resolute". Für Reisende, die mit einer Fahrt nach Nordamerika einen Besuch der interessantesten Orte des fernen Ostens verbinden wollen, bietet die Hapag-Weltreise 1928 eine günstige Gelegenheit.

Anfragen und Platzbestellungen sind zu richten an die

HAMBURG-AMERIKA LINIE

Abteilung Personenverkehr
Hamburg 1, Alsterdamm 25
Telegrammadresse: Hapag Hamburg
oder deren Vertretungen an allen größeren Plätzen



Ihr Auge und das Punktalglas

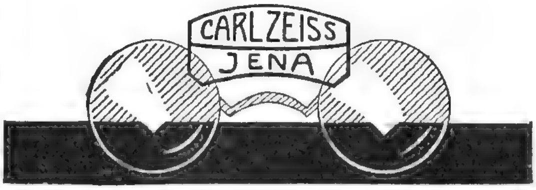
Ob Sie geradeaus durch die Mitte des Punktalglases blicken oder schräg durch seine Randteile, überallhin sieht Ihr Auge deutlich. Die Flächenkrümmungen des Punktalglases sind so berechnet und im Zeisswerk so peinlich genau ausgeführt, dass sie mit dem lebenden, beweglichen Auge zu einem vollkommenen optischen System vereint in jeder Blickrichtung punktscharfe Netzhautbilder entwerfen. „Zeiss-Punktal" macht Ihr Auge wieder normalsichtig, macht Sie wieder zum vollwertigen Menschen.

ZEISS
Punktalgläser

für Brillen und Klemmer

Man achte auf das Wort „Punktal". Ähnlich Klingendes ist nicht „ZEISS"

Nur der Fachoptiker leistet Gewähr für richtige Anpassung einer Brille. Ein Blick in die Auslage der optischen Fachgeschäfte zeigt Ihnen, wo Zeiss-Punktalgläser geführt werden. Ausführliche Beschreibung „Punktal 17" und jede Auskunft kostenfrei von Carl Zeiss, Jena, Berlin, Hamburg, Köln, Wien.



Für verwöhnte Raucher:

Purezas

Cabinetkiste
50 Stück M. 15.–

Havana-Sortiment 19

50 Upmann 214	*Purezas*	M 15.—
(nebenst. in natürl. Grösse abgeb.)		
25 Upmann 216	*Obeliscos*	M 12.50
25 Upmann 299	*Favoritas*	M 12.50
25 Upmann 213	*Cesares*	M 15.—

125 feine Havana-Zigarren für nur M 55.—

Charakter: Nicht ausgesprochen leicht, sondern pikant herzhaft. Alle vier Sorten in Zedern-Kabinetkistchen mit Stanniol-einlage.

Brasil-Sortiment 19

50 Upmann 55	*Supremos*	M 10.—
50 Upmann 65	*Puritanos*	M 12.50
50 Upmann 80	*Culebras*	M 15.—
50 Upmann 40	*Seniores*	M 17.50

200 feine Brasil-Zigarren für nur M 55.—

Mittelstark bis kräftig, gut zu vertragen

Sumatra-Sortiment 19

50 Upmann 13	*Selectos*	M 7.50
50 Upmann 36	*Graciosas*	M 10.—
50 Upmann 43	*Preciosas*	M 12.50
50 Upmann 37	*Apollos*	M 15.—

200 feine Sumatra-Zigarren für nur M 45.—

Charakter: Sehr mild, dabei fein aromatisch. Kleine bis mittlere Fassons.

*

Gegen Nachnahme oder Ueberweisung auf unser Postsch.-Konto 62032 Hamburg erfolgt

Lieferung frei Haus.

*

Jllustrierter Hauptkatalog A wird gratis mitgeschickt.

Export nach allen Weltteilen.

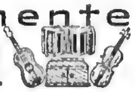
Upmann & Co. G. m. b. H.
Bremen

Hansi

SCHOKOLADE
KAKAO
PRALINEN
SEIT 1858

OTTO RÜGER, DRESDEN/LOCKWITZGRUND

Musikinstrumente
Harmonikas, Sprechapparate, Fabrikation. Katalog gratis. Niedrige Preise. Reell. Schallplatten p. St. 1 Mk
Ernst Heß Nachf. Stammfabrik gegr. 1872 Klingenthal i. Sa. 20.



Baumkuchen

Max Sellge

Berlin W 62, Kurfürstenstr. 71,
gegründet 1891.

Mein Baumkuchen hat infolge seines ausgezeichneten Wohlgeschmackes sowie seiner langen Frischhaltung den besten Ruf, er ist zu jeder Gelegenheit ein passendes Geschenk.

J. A. Henckels

Zwillingswerk — Solingen

Stahlwaren Ia Qualität

und im besonderen:

„Noxida"-Messer **(nichtrostend)** mit bestem Schnitt aus eigenem Stahlwerk.

Hauptniederlage: BERLIN W. 8, Leipziger Strasse 117/118

Eigene Verkaufs-Niederlagen: Köln a. Rh., Dresden-A., Frankfurt a. M., Hamburg, München, Wien I.

Die Filmschauspielerin Liane Haid

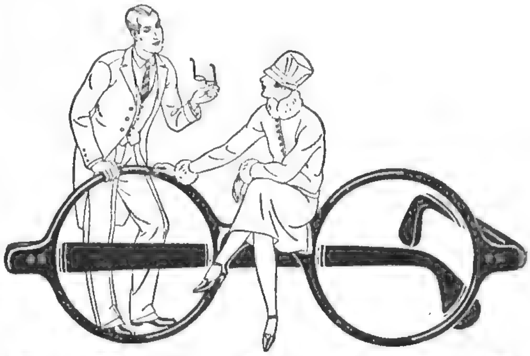
Schelmisches Lächeln

bezauberndes Haar — beides vereint sich in reizvoller Wirkung. Geben auch Sie Ihrem Haar diese Schönheit durch wöchentlich Waschen mit Schwarzkopf-Schaumpon

Pudern Sie auch in der Zwischenzeit öfters Ihr Haar mit dem neuen Schwarzkopf-Trocken-Schaumpon, der Haarwäsche ohne Wasser! In 3 Minuten ist Ihr Haar wieder locker und duftig!

Schaumpon
mit dem schwarzen Kopf

Am meisten begehrt weil am längsten bewährt



Das Tempo der Zeit

beansprucht Nerven und Augen heute um ein vielfaches gegen früher. Ihre Leistungsfähigkeit hängt eng zusammen mit dem Wohl Ihrer Augen. Geben Sie ihnen deshalb die nötige Hilfe durch

N.G.-Busch-Ultrasin-Brillengläser

die dem Auge nicht nur seine volle, unbehinderte Sehkraft verleihen, sondern es auch vor den spezifischen Schäden der ultravioletten Strahlen im Tages- und dem intensiven künstlichen Licht bewahren.

Sachgemäße Anpassung dieser hochwertigen Gläser durch den fachkundigen Optiker ist Vorbedingung für die uneingeschränkte Ausnutzung aller Vorteile.

Ultrasin-Gläser sind kenntlich an der Marke NGEB

Aufklärende Druckschriften Nr. 507, kostenlos!

Nitsche & Günther Optische Werke A.-G. | **Emil Busch A.-G.** Optische Industrie

R a t h e n o w

Empfohlene Unterrichtsanstalten

36 Abiturienten bestanden **1926**
von der Vorbereitungsanstalt von **Direktor Fischer.**
Seit 1888 bestanden über 8000 Prüflinge aller Schulklassen. Empfehlungen im Prospekt. Schülerheim mit erstklassiger Verpflegung. Lyceum-Schülerinnen in 1 Jahr zum Abitur!
BERLIN, Ziethenstr. 22.

Berlin W 56 ★ **Gabbe's Lehranstalten**
Oberwallstr. 16a. **mit Internat.** Abitur., O.-II. R., Theolog.-Ex., Oberl.-Ex., Lat., Graec., Hebr. Physik.-chem. Laborator.

Bern ★ **Humboldtianum Handelsschule**
erzieht neuzeitl. Kaufleute. Sprachen. Diplom. Vorbereitung auf **Handels-, Real- und Literarmatur.** Im kl. **Familieninternat** sorgf. Erziehung. Prosp.

Charlottenburg, Kantstr. 159, Fernspr.: Bismarck 3719.
Studien-Ateliers für Malerei und Plastik
Robert Erdmann
27. Schuljahr
Lehrkräfte: Josef Bató, Robert Erdmann, Eugen Spiro (Zeichn. u. Mal.); Moritz Pathé (Tierklasse); Imre v. Santhó (Modezeichnen); Prof. Martin Körte (Anat.); Paul Könitzer (Perspektive). — Aufnahme jederzeit.

Institut Burchardi, Eisenach, Bornstr. 7 u. 11.
Haush.- u. Gewerbeschule f. Mädch. m. Lehrerinnenbildungsanst.
Abt. I Töchterheim mit hauswirtschaftlichem Jahr (Berufsschule).
„ II Frauenschule.
„ III Seminar f. Lehrerinnen d. Hauswirtschaftsk. Gleichber. i. Pr.
„ IV **Berufsoberschule:** Vorber. z. Berufsschullehrerin einschl. höh. Fachschule u. Städt. Haushaltungspflegerinnenausbild. — Näh. durch Auskunftshefte. ADT

Luftkurort Feldafing, schönste Lage a. **Starnberger See. Voralpines Knab.-Inst. Pestalozzi.** Landerzieh.-Heim i. Schweizer Stil. Haus I. R. Sexta b. Prima, kleine Klassen, straffer Unterr.; Char.-Bildg. Beste Verpfleg., Land- u. Wassersport; Refer., Prosp.

Genf **INSTITUT WIDEMANN**
„La Grande Boissière".
Erstklass. Internat für 80 Jünglinge von 15—20 Jahren. **Höhere Handelsschule in französ. Sprache.** Park von 38000 qm. Sport.
Vorsteher: **Dr. jur. René Widemann.**

Das Pädagogium zu Glauchau i. S.
ist private **10stufige Knabenschule** mit den Zielen der Realschule **u. Internat für Knaben,** die in Erziehung (Pflege) u. Unterr. in erhöhtem Masse indiv. Behandlg. bedürfen. Prosp. d. Dir. **K. Richter.**

Halle/S. **Dr. Harangs Höhere Lehranstalt.** Vorbereitg. für alle Prüfungen und Klassen. — Schülerheim. — Prospekt 6.

Sorgenkinder werden frohe und tüchtige Menschen in der **Wichern-Stiftung, Hamburg,** Rudolfstr. 4
Evangel. Erziehungs- u. Bildungsanstalten für die männliche Jugend von 7-21 Jahren. / Pädagogium mit Realschule. Realprogymnasium. Lehrwerkstätten. Lehrgärtnerei. Landwirtschaftliches Lehrgut.

Erzieh.-Anst. zu Keilhau b. Rudolstadt, Thür. (Landerziehungsheim.)
Gegr. 1817 v. Fr. Fröbel, in ges. Lage, v. Bergwäld. umgeb., a. Fusse d. Thür. Wald. Lehrpl. d. Realsch. m. wahlfr. Span. u. Lat. Berecht. z. Erteil. d. Obersek.-Reife. Drucks. d. **Dir. Gerst.** Fernr.: Rudolst. 185.

Prosp. fr. **Technikum Konstanz** am Bodensee.
Ingenieurschule
Maschinenbau und Elektrotechnik

Trüpers Erziehungsheime
mit Jugendsanatorium
Jena-Sophienhöhe
1890 gegr. als heilpädagogische Anstalten für Knaben und Mädchen mit körperlichen, geistigen und nervösen Entwicklungsstörungen, sowie für schulisch zurückgebliebene Kinder. Lehrplan der Oberrealschule (auch hum. Unterr. mögl.). Individuelle Erziehung u. Gemeinschaftsleben in kleinen Gruppen. Lehrwerkstätt., **berufl. Eignungsprüfung,** rhythmische und schwedische Gymnastik. Hallenschwimmbad und Sportplätze im Heim. Jllustr. Prospekt kostenlos.

Technikum Lage

(Lippe). *INGENIEUR-SCHULE.*
Maschinenbau, Elektrotechnik, Hoch- u. Tiefbau, Tonindustrie. — Getrennte Werkmeister-Abteilungen. Stud.-Kasino. Lehrpläne frei.

Leipzig, Deutsche Buchhändler-Lehranstalt, Buchhändlerhaus. Ostern 1928: Neuer Jahreskurs f. hochschulm. Ausb. in Buch-, Kunst- u. Musikalienhandel, auch f. Damen u. Ausländer. Satzungen u. Lehrpl. geg. 1/2 GM. d. Stud.-Dir. Prof. Dr. **Frenzel.**

München
M. Römers Institut und Herzogs Schülerheim
für Studierende höher. Lehranstalten u. Privatschüler. Vorbereit. auf alle Prüfungen einschließlich Reifeprüfung. Gewissenhafte Beaufsichtigung u. Erziehung. Vorzügl. Verpflegung, liebevolle Behandlung. Turnen, Spiel, Wandern. München, Georgenstr. 15. — Aufn. jederzeit

---

Neudietendorf/Thür. **Wirtschaftliche Frauenschule.**
Maidenlehrgang. Staatlich anerkannt für Ausbildung von ländlichen Lehrlingen und ländlichen Haushaltpflegerinnen.

Pädagogium Neuenheim-Heidelberg. Seit 1895. Kleine gymnas. u. real. Klassen: **Sexta bis Reifeprüfung.** Förderung körperlich Schwacher. Sport. **Verpflegung** durch eig. Landwirtschaft.

Potsdam-Hermannswerder 15
HOFFBAUER-STIFTUNG
Erziehungs- u. Unterrichtsanstalten: Säuglingsheim, Grundschule, Oberlyzeum neuen Stils. Frauenschule u. Lehrgang für technische Lehrerinnen mit staatl. Abschluss-Prüfung.

Ingenieurschule Zwickau Sa.
Höh. Techn. Lehranstalt für Masch.-Bau, Elektrotechnik und Betriebstechnik. – Studiendauer 5 Semester. Beginn Anfang April u. Oktober.

Die Anzeigenpreise für diese Sonderrubrik werden Interessenten gerne mitgeteilt.
Velhagen & Klasings Anzeigenverwaltung, Abt. Monatshefte, Leipzig C 1.

Empfohlene Töchterpensionate

Clarens-Montreux Töchter-Pensionat Villa Rurik. Studium der Sprachen u. Musik. Prakt. hauswirtsch. Kurse. Empfehlungen in Deutschland. **Mr. et Mme. Scheerer-Schnewlin.**

Dresden 6 Bautzner Str. 102. **Töchterheim Götte mit staatl. anerk. Haushalt.-Schule.** Villa mit gr. Garten i. freier Lage. Hausw. Ausbild., wissensch. Fortbild. Unterr. in Handelsfäch.

Eisenach Hainweg 22. **Töchterheim Brons,** Haushaltungsschule. Weiterbild. in Wissenschaften u. Musik. Auskunftsheft durch **Marianne Brons.** ADT

Gernrode/Harz. **Töchterbildungsheime Waldtraut-Brunhild.** I. Wissensch. Fortbildg., Abt. a) unvollend. Schulbild., b) Lycealabschluss, II. Lernküchen, III. Handelsabt., IV. Höh. Handelssch. 12 Morg. Wald, Sport- u. Gartenanl., Zentralh., Fl. Wass. Lehrpl. fr.

Bad Harzburg **Töchterheim Fr. Dr. med. Krausnick.** Gegr. 1907. – Ausbild. z. selbst. Führg. d. ges. Hausw., kunstgew. Handarb., Wissensch., Spr. (Engl. i. H.). Gesellsch. Ausbildg. Neuzeitl. einger. Haus.

Bad Harzburg **Töchterheim Villa Mansfeld.** Gegr. 1910. Haus I. Ranges. Hauswirtsch., Wissensch., Gesellschaft. Engländerin u. Franz. i. Haus. Sport, herrl. Lage, jed. Komf. Besichtigung erbeten. Prosp. Frau **Dr. Rensch.**

Lausanne- Signal, Schweiz. ⋆ **Grand Verger.** **Erstklass. Mädchenpensionat.** Neuzeitl. Einrichtungen. Prosp. m. Ansichten auf Anfrage. Beste Referenzen. Dir.: Mme **Pflüger.**

Bad Münster a. St. **Haush.-Pensionat C. Rost.** Grdl. theor. sowie prakt. Ausb. i. all. hausw. Fäch., ganz bes. i. d. bürgerl. sowie fein. Küche. Verlobte u. ält. Dam. könn. a. kürz. Zeit Aufn. find., um Koch. u. Back. zu erl. Prosp. geg. Doppelporto. **Die Vorsteherin.**

Bad Suderode/Harz. **Töchterbildungsheim Pape.** Gegr. 1896. Eigenh. i. parkähnl. Gart. Warmwasserheiz. u. fliess. Wass. i. d. Zimm. Erste Lehrkräfte. Jed. Sport. Mäss. Pr. Ia Empf. Näh. Prosp. ADT

Schweiz, Territet-Montreux
Institution des Essarts
Töchter-Pensionat, Château de la Veraye.

Thale/Harz. **Töchterheim Lohmann.** Gegr. 1902. Gedieg. u. zeitgem. theoret. u. prakt. Fortbild. n. neuest. staatl. Grunds. d. gepr. Lehrkr. Herrl. Wald- u. Gebirgsl., beste Pflege. Prosp. A. M. Lohmann, staatl. gepr. ADT

Weimar ⋆ **Institut Weiss**

Gegr. 1874, staatlich genehmigt. — Hauswirtschaftliche, gewerbliche und wissenschaftliche Fortbildung für junge Mädchen. Berufsschulberechtigung. Musik, Sprachen, Gymnastik. Akademisch u. gewerblich geprüfte Lehrkräfte im Hause. Grosser Besitz, Park. — Prospekte mit Referenzen.
Dir. Dr. phil. **Kurt Weiss** und Frau.

Cassel-Wilhelmshöhe · **Töchterheim Haus im Haideféld.** Baunsbergstr. 121. Fernspr. 3592. Eig. Villa m. gr. Gart. i. fr. gesund. Lage. Grdl. hausw., wissensch. u. gesellsch. Ausb. Staatl. gepr. Lehrkr. Frau Rittm. **Martini.**

O liebe Hausfrau gib stets acht, „Cirine" wird oft nachgemacht.

Cirine

flüssiges Bohnerwachs

Kinderleichtes Arbeiten!

Für Parkett, Linoleum, Dielen, Möbel, Marmor, Lederzeug, Automobile die gute sparsame Politur.

Broschüre: „Vom behaglichen Wohnen" gratis.

Cirine-Werke Böhme & Lorenz, Chemnitz

Zweigfabr.: Eger (Tsch.-Slow.), Salzburg (Österr.)

Bonjer-Club-Sessel

sind eine Klasse für sich u. darum weit über Deutschlands Grenzen bekannt.

Solide Preise! Grösste Zahlungserleichterung! Lieferung franko Deutschland. Katalog wird auf Wunsch zugeschickt.

München G., Maximilianstr. 13.

Nervosität jetzt leichter heilbar

u. zw. rein natürl. Auskunft gratis. **Heilverlag in Eisenach 18 N 2.**

Das entzückendste Geschenk für Damen!

Deutsch-Handdruck-Schürze

indanthrenfarbig
(auf Original Gminderlinnen) **„Hall"**

Lieferbar auf weißem oder sandfarbigem Grund in den Farben: blau, grün, braun oder apfelsine.
Probeschürze portofrei gegen Vorkasse (Postscheckkonto 5035 Stuttgart) M. 6.—. Bei Nachnahme 40 Pf. mehr.
Garantie: Zurücknahme bei Nichtgefallen.

Chr. Deutsch, Schwäb. Hall (Wttbg.)

Rassehunde-Zuchtanstalt u. Handlg.

„HEKTOR", Bad Köstritz 2.

Weltbek. renomm. Firma, handelsger. eingetr. Versand aller edlen Rassehunde. Export nach allen Weltteilen. — Illustrierter Prachtkatalog, Preisliste und Beschreibungen Rmk. 1.—.

Heilanstalten

von Mitgliedern des Verbandes Deutscher ärztlicher Heilanstaltsbesitzer u. Leiter. — Geschäftsstelle des Verbandes: Hedemünden a. d. Werra. — Prospekte durch die einzelnen Anstalten.

Ahrweiler (Ahrtal-Rheinland). **Kurhaus Ahrweiler** Das ganze Jahr geöffnet.
Indikation: Alle Formen psychischer und nervöser Störungen, Entziehungskuren; besondere Abteilung für innere Krankheiten (Diabetes etc.).
Leitender Arzt: Dr. von Ehrenwall, Geheimer Sanitätsrat.

Amrum-Nebel San.-R. Dr. Ide's **Nordsee-Sanatorium**
Method. Nordseeluftkuren. Lungengymnastik. Für Kinder Unterricht.

Sanitätsrat Dr. Wiedeburgs **Waldsanatorium Schwarzeck**
in Bad Blankenburg, Thür. Wald, f. nerv. u. inn. Kranke u. Rekonvalesz. 4 Fachärzte. Alle phys.-diätet. Kurbehelfe. Psychotherapie.

St. Blasien i. südl. Schwarzwald, 800 m ü. M. **Sanatorium St. Blasien**
für Leicht-Lungenkranke.
Aerztl. Leiter: Prof. Dr. Bacmeister.

Braunlage (Oberharz) **Sanatorium Dr. Barner**
für Mag.-, Darm- u. Stoffwechselkranke, Herz- u. Nervenkranke, Asthmatiker. Tel. 8 u. 12.

Bühlerhöhe 800 m ü. M. bei **Baden-Baden**
Kurhaus 85 Betten, Sanatorium 60 Betten: f. Erholungsbedürftige, Nerven- und innere Kranke. — Sommer- und Wintersport.

Chemnitz · Sanatorium von Zimmermann'sche Stiftung
Vollkommenste physik.-diät. Kureinrichtungen für Leicht- und Schwerkranke. Angegliedert chir.-geburtsh. Klinik.

Dr. Lahmann's Sanatorium „Weisser Hirsch"/Dresden
Physikal.-diätetische Heilanstalt
Klinische Sonderabteilung.
Das ganze Jahr geöffnet.

Dresden-Weißer Hirsch,
Dr. Teuscher's Sanatorium für Nerven- und innere Kranke.

Friedrichroda in Thüringen. Sanitätsrat Dr. Bielings **Waldsanatorium Tannenhof,** für Nerv.-, Herz-, Mag.-, Darm- u. Stoffw.-Leiden. Rekonvalesz.

Nicht besetztes Rheinland.
Kurfürstenbad Godesberg a. Rh. Für Nervöse u. innerlich Leidende.
Ärztl. Leitg.: San.-R. Dr. Staehly. Kfm. Leitg.: Direktor Butin.

Christophsbad Göppingen (Württ.) / Dr. Landerer Söhne.
Heilanstalt für Nerven- u. Gemütskranke. Offenes Landhaus für Leichtkranke u. Erholungsbedürft. Ärztl. Leitung Dr. F. Glatzel.

Görbersdorf (Kr. Waldenbg., Schl.) Dr. Weicker's Lungenheilanstalten. a) Priv.-Sanat. „Marienhaus" f. kl. Zahl Lungenkr. d. bemitt. Stände; b) Heilst. „Krankenheim" m. Männ.-, Frau.- u. Kind.-Abt., auch f. Selbstzahl. Aerztl. Leitg.: Dr. Steinmeyer, Dr. Warnecke.

Goslar a. Harz · Sanatorium Theresienhof
für innere u. Nervenkranke.
Das ganze Jahr geöffnet. Prospekt. San.-Rat Dr. Gellhorn.

Hahnenklee Oberharz Fernspr. 44 **Sanatorium Hahnenklee**
(600 m ü. d. M.) für Innere- und Nervenkranke, für Rekonvaleszenten. Das ganze Jahr geöffnet. Prosp. Dr. Schulz.

Hamburg · Prof. Unna's Klinik Haut- und Haarkrankheiten. Kosm. Kuren. Histopatholog. Bakteriolog. Serolog. Strahleninstitute. Prof. P. G. Unna sen., Dr. K. Unna, Dr. Paul Unna jun. u. Dr. G. W. Unna

Hirsau bei Calw, württ. Schwarzwald **Sanatorium**
Für Nerven- und innere Kranke. — Psychotherapie.
Das ganze Jahr geöffnet. Besitz. u. Leiter: Sanitätsrat Dr. C. Römer.

Kurhaus Höchenschwand (Bad. Schwarzwald). 1015 m. Höchstgeleg. deutsche Kuranstalt f. Erhol.-Bedürft. Innere u. Stoffwechselkr. Tuberkulosefrei. Jahresbetrieb. Leit. Arzt Dr. W. Bettinger.

Sanatorium Hohenwaldau
Degerloch-Stuttgart, f. physik.-diätet.-homöop. Heilverf.
Aerztl. Leiter: Dr. med. Katz

Dr. Ferd. Wahrendorffsche **„Kuranstalt Ilten"** b. Hannover für Nerven- u. Gemütskranke. Offene, halboffene u. geschl. Häus. Landwirtschaft. Beschäftigungstherapie. Malaria- u. Rekurrenzbehandlung der Paralyse. 4 Aerzte. Fernruf: Hannover Nord 324.

Kennenburg bei Esslingen (Württemb.). **Heilanstalt**
für Nerven- und Gemütskranke. Prospekte. Telephon Esslingen 197. Besitzer u. leitender Arzt: San.-Rat Dr. R. Krauss.

Verband Bad Kissinger Sanatorien:

Sanatorium Dr. Apolant
Sanatorium Dr. von Dapper-Saalfels
Sanatorium Dr. Dengg
Sanatorium Dr. A. u. B. Dietz
Sanatorium Dr. Hesse
Sanatorium Dr. Janssen
Sanatorium Dr. Leusser
Sanatorium Dr. Pick
Sanatorium Dr. von Rützen-Koziczkowsky
Sanatorium Dr. Uibeleisen

Prospekte durch die Sanatoriumsleitungen.

Bad Kösen Aerztlich geleitetes **Erholungsheim**
für leicht Nervenkranke, Erholungsbedürftige, Entziehungskuren.
Ganzjährig geöffnet. San.-Rat Dr. Lehmann.

Herz-Sanatorium Bad Kudowa, Kreis Glatz. Das ganze Jahr geöffn. Kohlens.-Mineralbäder des Bades im Hause. 2 Häuser m. Zentralhzg. u. Lift. Diätkuren. — Fernr. 5. Prosp. fr. Bes. u. Leit.: San.-R. Dr. Herrmann. 2. Arzt: Dr. Georg Herrmann.

Sanator. LANDECK, Schles., mit medico-mech. Institut. Gicht, Rheumatism., Unfallfolgen; Frauenleiden; Neuralgien u. Lähmungen; Entwicklungs-, Alters- u. Stoffw.-Stör. Angenehmst. Aufenth. f. Kur u. Erholung. San.-R. Dr. Herrmann, leit. Arzt u. Bes.

Sanatorium Liebenstein i. Thür. DDr. Eichler, Seige. Klin. gel. Kuranst. spez. f. Herz-, Mag.-, Darm-, Stoffw.-, Nerv.-Kr. Jahresbetr. Diätkuren. Psychotherapie.

PARTENKIRCHEN

Bayerisches Hochgebirge

Dr. Wigger's Kurheim

Modernst eingerichtetes **Sanatorium** und **Gaststätte** in aussichtsreichster Sonnenlage Partenkirchens für Innere-, Herz-, Nerven-, Stoffwechsel-Kranke und **Erholungsbedürftige.**

Erstklassige Küche und Komfort — 250 Betten — 60 Bäder — ganzjährig geöffnet. — Telefon Nr. 63, 488, 489, 330. — 4 klinisch langjährig vorgebildete Aerzte. — Näheres durch den Besitzer Geh. Hofrat Dr. **Florenz Wigger.**

Unter derselben Leitung
die vornehme Familienpension „Der Kurhof".
Pension von Mk. 10.— bis Mk. 15.—. Telefon Nr. 272.

Fortsetzung siehe nächste Seite

= Reise- u. Kuraufenthalt =

Heilanstalten — Fortsetzung von voriger Seite

Kurhaus Bad Nassau
SANATORIUM FÜR NERVEN- UND INNERE KRANKE
Leitende Aerzte: **Dr. R. Fleischmann, Dr. Fritz Poensgen.**

Neuemühle bei Cassel ★ **Sanatorium für Nerven- und Gemütskranke, Entziehungskuren.**
Telephon: 604 Cassel.
Sanitätsrat **Dr. Otto Brunner.** Sanitätsrat **Dr. Gustav Brunner.**

Kuranstalt Neufriedenheim / **München, für Nervenkranke all. Art.** Herrl. 12 ha gr. alt. Park. Alle Kurmittel u. psychischen Behandlungsmethoden. Entziehungskuren. Völl. getrennte Abteilungen f. Psychosen. Geh. San.-R. **Dr. Rehm. Dr. Baumüller.**

Kuranst. Obersendling München 44. F. Nervöse u. Erhol.-Bedürft. Entzieh.-Kuren. Villenanl. i. gr. Park. Getrennte Vill. f. Psychosen (hier nur wbl. Kranke). Mod. Behandl.-Methoden (Psychotherapie, planm. Beschäft., Gymnast., Malariakuren). Geh. S.R. **Dr. K. Ranke.**

Sanatorium Schierke (früher Geh. Rat Dr. Haug). Fernspr. 29 u. 30. Klinisch geführte Kuranstalt f. Krankheiten der inn. Organe, des Stoffwechsels u. der Nerven.

Sülzhayn im Südharz. **Sanatorium Hohentanneck** für **Leicht-Lungenkranke.**
Ärztl. Leiter: **Dr. med. E. Awe.**

Sülzhayn Süd-harz | **Dr. Steins Neues Sanatorium für Leichtlungenkranke**
Herrl. Sonnenlage mitten i. Wald. Fliess. Wasser i. all. Zimmern. Personen-Aufzug. 2 Aerzte. — Leit. Arzt: **Dr. med. Stein.**

Sülzhayn (Süd-Harz) **Sanatorium Stubbe für Leicht-Lungenkranke.**
Ärztlicher Leiter: San.-Rat **Dr. E. Kremser.**

Kurhaus Tannenfeld für Nervenkranke, Gemütskranke, Entziehungskuren.
b. Nöbdenitz, Thüringen
Prospekte durch Besitzer **Dr. med. Tecklenburg.**

WIESBADEN
Sanatorium Nerotal
Innere- und Nervenkrankheiten. Modernster Komfort.

Wyk-Föhr-Südstrand
S.-R. Dr. Gmelin's Nordseesanatorium
Sanatorium für Erwachsene u. Familien. Vor- u. Nachsommer ermäss. Preise. — Zweiganst.: **Pädagogium,** höh. Schule mit Internat f. Kn. u. Mädch. **Jugendheim,** ohne Unterricht. Kurpark, eig. Strand.

Kuranstalt Glotterbad
Oberglottertal (südl. bad. Schwarzwald).
Der schönste Kurort im deutschen Süden
Die herrlichsten Waldluftbäder Deutschlands
Das klassische Schwarzwald Sanatorium
★ Keine ansteckenden Krankheiten ★
Ärzte: Dr. med. Hoffner ★ Geh. Hofrat Dr. med. Noack (früher Dr. Lahmanns Sanatorium).
Kurprospekte durch die Direktion.

Hofrat **Friedrich von Hessing**'sche
orthopädische Heilanstalt Augsburg-Göggingen

Leiter: Generaldirektor Georg Hessing ★ Fernsprecher Nr. 36 und 3903 ★ Drahtnachrichten: Hessing Gögingenbayern
Briefanschrift: Hessing'sche Heilanstalt, Augsburg-Göggingen

Neue Anstalt

Behandlung aller Entzündungen der Gelenke und Wirbel, Rückgratverkrümmungen, Folgen von Kinderlähmungen, angeborener Hüftgelenkluxationen besonders nach erfolgloser Einrenkung und Gipsbehandlung, Kontrakturen aller Art, überhaupt sämtlicher im Bereich der Orthopädie liegenden Gebrechen mittels unserer an Vollkommenheit von keiner Seite erreichten Apparatebehandlungstechnik unter tunlichster Vermeidung operativer Eingriffe.

Prospekt ***B!***

HERBSTWOCHEN IM WELTKURBAD
WIESBADEN
Hervorrag. Veranstaltungen im Kurhaus u. den Staatstheatern.
Raumkunstausstellung von Professor Pullich / Oktober 1927.

Weltberühmte Kochsalzthermen 65,7° C.
Heilt Gicht und Rheuma,
Nervenkrankheiten, Stoffwechselleiden, Erkrankung der Atmungs- und Verdauungsorgane / Golf, Tennis, Tontaubenschiessen, Autoausflüge, Rheindampferfahrten / Brunnen- und Pastillenversand / **Gute Unterkunft bei äusserst mässigen Preisen** / Hotelverzeichnisse (8000 Betten) durch das **Städtische Verkehrsbüro** und die Reisebüros.

Reise- u. Kuraufenthalt

Empfohlene Hotels u. Pensionen

Basel Savoy-Hotel-Univers, beim Bundesbahnhof. Das von Deutschen bevorzugte Haus I Rgs. Jeder Komfort, 1926 renoviert, absolut ruhige Zimmer. Neue Dir.: H. Weissenberger.

Basel ⋆ Park-Hotel Bernerhof Altrenomm. Familienhotel inmitt. d. Parkanlag. a. Zentralbahnhof. Zimmer m. lauf. Kalt- u. Warmwasser, pro Bett von 4 Frs. an. G. Maizet-Hertenstein, Bes.

Alpenhotel Bödele ⋆ (1140 m ü. M.) — Station Dornbirn, Vorarlberg. Das Äquivalent für Engadin und Berner-Oberland. Prospekte u. Auskunft durch die Direktion F. Freylinger.

FLIMS-Waldhaus • Grand Hotel et Surselva. Neuestes erstkl. Haus in bevorzugter Waldlage nächst Caumasee. Pension von Frs. 16.— bis 25.—. Prospekte durch Direktion. P. Buol.

Bad Harzburg Waldpark-Hotel Südekum (Belvedere) Ganzjährig geöffnet. Natürl. Sool- u. Kohlensäurebäder auf allen Etagen. Pension einschl. Zimmer M. 9—12.50. Otto Südekum.

Meran • Savoy Erstklass. Schweizerhotel an der Kurpromenade. — Alle Zimmer mit fliessendem Wasser. Besitzer: Ed. Bezzola, im Sommer Waldhaus Flims.

Montreux ⋆ Grd. Hot. EDEN. Erstkl. 220 B. In allen Z. fliess. Wasser. Am See. Neb. Kursaal. Absolute Ruhe. Mässige Preise. E. Eberhard, Besitzer.

Oberhof / Thür. Wünscher's Parkhotel. Das Haus d. vornehmen Familien. Das ganze Jahr geöffnet. Südlage mit herrl. Fernsicht. Autohallen. Fernruf 7 und 70.

Pontresina ⋆ Hotel Pontresina Haus ersten Ranges in sonniger, freier Lage. — Alle Arten Wintersport. — Hausorchester. — Pension von 19 Frs. an.

Schierke (Oberharz). HOTEL WALDFRIEDEN. Fernspr. 6 und 62. Eigent.: Conrad Schinke. Altbekanntes bestempf. Familienhotel. Fliess. Wasser. Bäder. Passantenlogis. Autogaragen. Zimm. inkl. Verpfl. von M. 7.50 an.

St. Blasien Villa Gertrud ⋆ Südl. Schwarzwald. 800 m ü. M. — Pension M. 5.— bis M. 6.20. Für Erholungsbedürftige und Leichtlungenkranke. Infektiöse ausgeschlossen. Liegehalle. Privatveranden. ZH. Prospekte.

Wiesbaden Hotel und Kochbrunnen Badhaus **Schwarzer Bock** Besuchtestes Kur- und Passantenhaus I. Ranges, beste Kurlage, 260 Betten, fliessendes Wasser, elegante Gesellschaftsräume, anerkannt gute Küche. Pension einschliesslich Thermalbad und aller Nebenausgaben von Mk. 10.— ab. Jahresbetrieb! F. 9751. Garage. Theodor Schäfer.

Die Anzeigenpreise für diese Sonderrubrik werden Interessenten gerne mitgeteilt. Velhagen & Klasings Anzeigenverwaltung, Abt. Monatshefte, Leipzig C 1.

BESUCHT

MÜNCHEN UND DIE BAYER. ALPEN!

Für Kinder ausserhalb der Hauptsaison verbilligte Unterkunft

*Auskünfte, Prospekte, Wohnungsnachweis für sämtliche Orte von Südbayern kostenlos durch den **Fremdenverkehrsverband München u. bayer. Alpen**, München-Hauptbahnhof-Nordbau*

München ⋆ Park-Hotel 1927 vollständig umgebaut, in zentraler, ruhiger Lage am Maximiliansplatz. Alle Zimmer mit fliess. Wasser u. Staatstelephon, Privatbäder, Lichtsignal-Anlage.

Brannenburg Berghotel Wendelsteinhaus (1740 m) am Endpunkt der elektrischen Zahnradbahn auf den Wendelstein. Neuzeitlich eingerichtet. Ganzjährig geöffnet.

Berchtesgaden ⋆ Haus Geiger. Pension in bester Südlage, seit 60 Jahren im Besitz und unter Führung d. Familie. Besitzer F. Geiger. Tel. 26. Autogaragen.

Berchtesgaden ⋆ Pension Margerita das anerkannt gute Familienheim in schönster Lage. — Norddeutsche Küche. Bes. F. Haberbosch. Tel. 169

Nordseebad Wittdün auf Amrum Herrlicher Sandstrand. Hohe Dünengebirge. Preiswerte Unterk. u. Verpflegung. Mässige Kurtaxe. Auskunft d. d. Kurverwaltung.

Sanatorium Schellhorner Berg bei Preetz, Holstein. I. Zwei Krankenvillen für erholungsbedürftige und nervöse Herren und Damen. II. Kuranstalt für nerven- u. gemütskranke Damen. 60 Morgen grosse alte Parkanlagen. Dr. Karsten Jaspersen.

Bei Anfragen und Bestellungen beliebe man sich auf Velhagen & Klasings Monatshefte zu beziehen

Nordseebad WYK auf Föhr Kinder-Sanatorien -Heime

S. R. Gmelin Jugendheim Pädagogium
Zweiganst. d. Nordsee-Sanat.
Kindersanatorium Dr. Pause
Haus in d. Sonne, Burkhardt
Jugendh. St. Rt. Hermanns
Haus Weinberg
Tanneck, Frau v. Wittich

Velhagen & Klasings Taschenatlas für Eisenbahnreisende mit erläuterndem Text und einem Ortsverzeichnis herausgegeben von Dr. Ernst Ambrosius und Karl Tänzler
Zweite, verbesserte Auflage. Preis 7 Mark in biegsamem Ganzleinenband
⋆
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.
⋆
Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig

= Reise- u. Kuraufenthalt =

Marburg/L.

Das Ziel der Urlaubsreise im Spätsommer und Herbst. Einzigartig seine herrliche Lage, der Hochwald vor der Türe, Ausgangspunkt für Wanderungen.

Prospekte und Auskunft durch den Verkehrsverein.

Bad Lippspringe heilt die Lunge

Verlangen Sie kostenlos Prospekt D 2 vom **Kaiser-Karls-Bad** I. Bad Lippspringe a. Teutoburger Walde. Bitte Adresse genau beacht.

Schroth-Kur Dr. Möllers Sanatorium Dresden-Loschwitz Gr. Erfolge. Prosp. fr.

Berlin-Südende ⋆ **Asthmakurhaus**
Dr. WEISS. — Ganzj. Betrieb. Südr. 1544.

Augen-Heilanst. Spez. Method. **Eisenach**, Prinzenweg 5. **Dr. Rehm**

MERAN Herrlicher Herbst mit den weltberühmten Traubenkuren.

Alle physikal. u. anderen modern. Kurmittel. **Grosse Sportfeste** (Intern. Tennis-Turnier, Tennis-Länderkampf Spanien—Italien, Eröffnung d. neuen Golfplatzes etc.). **Festlichkeiten. Autotouren.**

Grosser Preisabbau bei gleicher Güte.

Verlang. Sie Spezialprospekt D 7 v. Kur- u. Verkehrsverein Merano.

BADEN (Schweiz) ⋆ Thermal-Kurbad
bei Zürich. gegen Rheumatismus, Gicht, Ischias, Gelenkleiden.

Sämtliche Kurmittel in den Badehotels selbst. Inhalatorium. Kursaal mit grossem Park. Täglich Konzerte. Theater. Bälle. Spielsaal. Prospekte durch die **Kurverwaltung.**

LAUSANNE-OUCHY

AM GENFERSEE

Exkursions-Zentrum per Dampfer, Bahn u. Auto. Eignet sich besonders für längeren Aufenthalt. Gleichmässigste Temperatur Mittel-Europas.

Empfehlenswerte Hotels:

Beau-Rivage	fr. 19.—	Victoria	fr. 15.—	de la Paix	fr. 14.—	Mont Fleury	fr. 11.—
Lausanne-Palace	„ 19.—	Alexandra	„ 14.—	Windsor & Montana	„ 14.—	du Parc	„ 11.—
Savoy	„ 18.—	Beau-Séjour	„ 14.—	Balmoral	„ 13.—	Bristol-Regina	„ 10.—
Royal	„ 18.—	Cécil	„ 14.—	Belvédère	„ 13.—	Britannia	„ 9.—
Mirabeau	„ 16.—	Château	„ 14.—	Eden	„ 13.—	des Etrangers	„ 9.—
		Meurice	„ 14.—	Modern Jura Simplon	„ 12.—		

Herrliche Ferien verbringt man im Herbst, Winter und Frühling in

LUGANO

dem schönsten Kurort der italienischen Schweiz. Vorzügl. klimatische Verhältnisse. Nebelfrei. Theater-Kursaal. Kurorchester. Golf Links (Sept.—Mai), Tennis. Ausflugszentrum. Berg- und Talbahnen, Dampfschiffahrt. Hotels jeden Ranges. — Prospekte durch das offiz. Verkehrsbureau.

Kurhaus Monte Brè Lugano Süd-Schweiz
Moderne phys.-diätet. Kuranstalt u. Erholungsheim. Luft- u. Sonnenbäder. Deutsches Haus. Pension von M. 8.— an. Jllustr. Prosp. frei durch den Besitzer.

DAVOS-Dorf 4: **Sanatorium Seehof** Prosp. — Preis ab M. 13.—
Platz 4: **Platzsanatorium** Prosp. — Preis ab M. 14.—

Cademario Kurhaus 500 m oberhalb Lugano. 160 Betten, Jahresbetrieb. Dr. med. Keller-Hoerschelmann.

Nerven-Heilanstalt Friedheim, Zihlschlacht, Schweiz
Eisenb.-Stat. **Amriswil** b. **Romanshorn.** Für **Nerv.-, Gemütskranke, Entwöhnungskuren. 3 Aerzte.** Gegr. 1891. **Chefarzt Dr. Krayenbühl.**

PHYSIK. DIÄTET. KURHAUS **SONN-MATT** LUZERN VIERWALDST. SEE
600 m ü. M. Pensionspreis von Mk. 10.— an. Prospekt. 2 Ärzte. Das ganze Jahr besucht.

Venedig **Pension Smith,** Marcusplatz 150. D. Haus. 26—36 L. Pens. **Smith-v. ZASTROW.**

Soeben erschien als Band 36 der Monographien zur Erdkunde:

Klima und Landschaftsbild

von **S. Passarge**

Mit 115 Abbildungen, davon 9 in Farben, sowie einer farbigen Karte. Elegant gebunden M. 7.—

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen. ⋆ **Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig**

Soeben erscheint:

JULIUS MEIER-GRAEFE

PYRAMIDE UND TEMPEL

Notizen während einer Reise
nach Ägypten, Palästina, Griechenland
und Stambul

Mit 87 Abbildungen auf Tafeln. Einband: E. R. Weiss

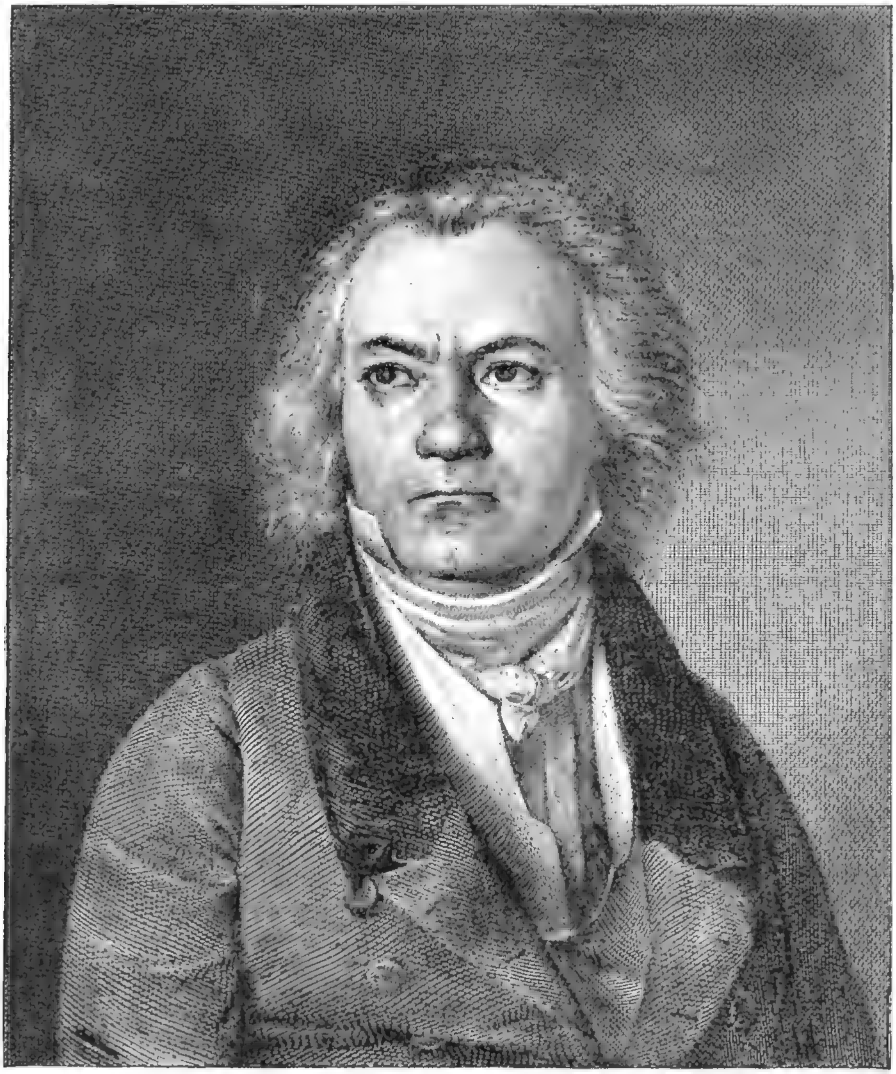
LEINENBAND M 15.—

Alltag modernen Reisens und uralte Landschaft und Kunstwelt wechseln mannigfach in diesen immer plaudernd leicht beginnenden und immer ins Tiefe mündenden Tagebuchblättern. Kulturen begegnen sich in diesem Buch wie lebende Menschen, und die Reise geht nicht nur durch die Länder, sondern auch durch die Seelen.

In jeder guten Buchhandlung vorrätig

ERNST ROWOHLT VERLAG / BERLIN W 35

Deutsche Bücher



Soebén erscheint:

EMIL LUDWIG
KUNST UND SCHICKSAL

VIER BILDNISSE

REMBRANDT · BEETHOVEN · WEBER · BALZAC

1.—20. Tausend | Mit 8 Kupfertiefdrucken | Leinenband M 10.—

Dies Buch ist nicht den Giganten gewidmet, den „Napoleon“ und „Bismarck“, die das Äussere unserer Welt umgestaltet haben, sondern den heimlichen Eroberern, deren Dämonie am Schreibtisch, am Klavier, im Atelier neue Welten geschaffen hat. Rembrandt entsteigt dem Halbdunkel seines von heimlicher Tragik umwitterten Lebens, Balzac, der die Phantasie kommandiert, wird zugleich ihr Opfer. Wir erleben Beethovens Leid, das die moderne europäische Musik gebiert, und das Schicksal Webers, der den Deutschen die deutsche Oper geschenkt hat.

In jeder Buchhandlung vorrätig

ERNST ROWOHLT VERLAG / BERLIN W 35

Originalgetreuer Farbenlichtdruck (52=64 cm)

Preis: M. 30.—
Rahmen: M. 35.— (ohne Glas)

Zu beziehen durch jede gute Kunsthandlung oder vom Verlage

UNSER HINDENBURG

*

Das Bild des Reichspräsidenten, das bleiben wird

Von

Max Liebermann

*

Der 80jährige gemalt von dem 80jährigen

Ein prachtvoller Liebermann
Ein prachtvoller Hindenburg

VERLAG R. PIPER & Co. / MÜNCHEN, RÖMERSTR. 1

Wenn Ihre Kinder in der Schule zurückbleiben,

dann geben Sie nicht gleich Geld für teure Nachhilfestunden aus, sondern kaufen Sie in der nächsten Buchhandlung die in Frage kommenden Bändchen unserer

Mentor-Repetitorien

Sie erreichen damit nicht nur, daß Ihre Kinder wieder nachkommen, sondern fördern bei ihnen auch die Selbständigkeit u. die Freude am Lernen. Die Mentor-Repetitorien befestigen das in der Schule Gelernte und geben den Kindern die größte Sicherheit in der schriftlichen und mündlichen Wiedergabe. — Auch für Erwachsene sind die Mentor-Repetitorien das beste Mittel, um lückenhafte Kenntnisse zu verbessern, um Vergessenes wieder aufzufrischen oder fehlende Kenntnisse zu erwerben.

Mathematik.

1. 24. Rechnen I/II.
10. 25. Arithmetik u. Algebra I/II.
41. Zinseszins- u. Rentenrechn.
36. Diophantische Gleichungen.
39. Gleichungen 3. u. 4. Grades.
55. Vierstellige Logarithmentafeln und Zahlentafeln.
56. 57. Niedere Analysis mit besonderer Berücksichtigung der unendlichen Reihen I/II.
58. 59 Grundzüge der höheren Analysis: Differential- u. Integralrechnung I/II.
7. 7a. Planimetrie I/II.
8. 9. 42. Planimetrische Konstruktionsaufgaben I/III.
37. Planimetrische Verwandlungsaufgaben.
38. Planimetr. Teilungsaufgab.
16. 17. 47. Trigonometrie I/III.
18. 19. Stereometrie I/II.
48. 49. Analytische Geometrie I/II.

Deutsch.

20. 20a. Literaturgeschichte.
26. 27. Deutscher Aufsatz I/II.
34. Deutsche Rechtschreibung.
35. Deutsche Grammatik.

Geschichte.

15. Geschichtsdaten.
40. Alte orientalische Geschichte.
21. Griechische u. röm. Geschichte.
22. Geschichte des Mittelalters.
23. Geschichte der Neuzeit I.
23a. Geschichte der Neuzeit II.

Fremde Sprachen.

2. 2a. 3. Französisch I/II.
45. Französisch III: Examinatorium in Frage u. Antwort.
5. 6. Englisch I/II.
46. Englisch III: Examinatorium in Frage u. Antwort.
11. 12. Lateinisch I/II.
13. 14. Griechisch I/II.

Naturkunde.

28. Organische Chemie.
29. Anorganische Chemie.
31. Mineralogie.
33. 53. 54. Physik I/III.
30. Botanik.
32. 32a. Zoologie I/II.

Jeder Band 1.50 RM. / Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Mentor-Verlag, Berlin-Schöneberg VO.
Bahnstrasse 29/30. Postscheckkonto: Berlin Nr. 115.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Meister der Reitkunst

von

W. von Unger,

General der Kavallerie a. D.

Mit 147 Abbildungen, darunter 12 farbige.
Preis gebunden 8 Mark.

Trotz gewaltiger Fortschritte des Automobilismus hat die Liebe zum edlen Pferde und damit das Interesse an der Reitkunst und ihren Meistern in unserer Zeit eine ganz erhebliche Zunahme zu verzeichnen. Die Zahl der Reit- und Fahrturniere ist im beständigen Anwachsen begriffen, und namentlich die ländliche Bevölkerung hat sich in den Reitervereinen, die in allen Provinzen gebildet wurden, eine Organisation geschaffen, die sich die reiterliche Ausbildung der Jugend zur Aufgabe gemacht hat. Allen diesen jungen Reitern und Reiterinnen, wie auch der älteren Generation, die noch in der alten Armee ihre reiterliche Schule gefunden hat, ist dies neue Buch gewidmet, das die großen Meister der Reitkunst und ihre Systeme von den Anfängen der Reiterei im Altertum bis in unsere Tage hinein einer kritischen Würdigung unterzieht. Der Name des Verfassers bürgt für eine fachmännisch auf der Höhe stehende Behandlung des Stoffes, und die Verlagshandlung hat keine Mittel gescheut, das Buch auch bildlich auf das hübscheste auszustatten. Die Monographie wird rasch das Lieblingsbuch eines jeden „Pferdemannes“ und jeder Reiterin werden.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

AUTOBUMMEL

Der Führer durch Natur und Kunst für Motorfahrer.

Beachten Sie bitte das Preisausschreiben im Septemberheft!

Dr. jur. J. Schröder Verlag, Tegernsee O.-B.

Ernähre Dein Kind mit
„Kufeke“ u. frischer **Milch!**

Die für eine Mahlzeit benötigte Menge „Kufeke“ für ein Kind bis zu 6 Monaten kostet . . . . **3 Pfg.**

Underberg

Wahlspruch:
SEMPER IDEM

Sollte in keinem Haushalte fehlen.

Bei Magenverstimmungen und Verdauungsstörungen seit 80 Jahren als wirksamstes Hausmittel bewährt

Zu haben in ganzen, halben Flaschen und Flakons in allen einschlägigen Geschäften.

H. Underberg-Albrecht
RHEINBERG (Rhld.) • Gegründet 1846.

Musik-
Instrumente, erstkl., billig, Jazz-Neuh., Akkordeons, Sprechm., Platten nur d. direkt. Bezug
Wilh. Kruse, Markneukirchen 115
Künstler-Katalog frei.

Zürcher Seide

gute Seide,
begehrt in aller Welt
franko und verzollt ins Haus.
Verlangen Sie unsere neuesten Muster.

SEIDEN=
GRIEDER
ZÜRICH
(SCHWEIZ)

Jede Familie
darf **ein Wappen** führen!
Sie erhalt. Ihr Wappen farbig gemalt von 10 Rm. an bis zur künstlerischen Diplomausführung bei dem Kgl. Wappenmaler a. D.
Scholtz, Kreblitz b. Luckau N./L.

Richtige Routinierte Raucher Rauchen Rempel-
Zigarren von
W. H. Rempel & Co., Bremen

Jll. Preisliste liegt jeder Sendung bei.
Postscheck Hamburg 33 442

Überall nur empfohlen!

Bedingungsl. Rücknahme bei Nichtgefallen.

Urgrösse

Flor del Mundi, Hausmarke **16 Pf.**

Diese ganz vorzügliche Vorstenlanden Sandblatt-Zigarre in Vorkriegsqualität und einer Brenndauer von 5/4 Std. sollten Sie unbedingt einmal probieren. In keinem Laden erhalten Sie eine solch' gepflegte Qualität in dieser Grösse und zu dem billigen Preise. Zur Erhaltung der Qualität nur in Kisten mit 100 Stück verpackt. Eine Originalkiste RM. 16.—.

„... immer auf dem laufenden ...“

Die Kuh in der Tüte sind wir zum Glück und trotz den schlechten Zeiten wieder losgeworden. Die kleinste Hausfrau hat sich gegen diesen und ähnliche Ersatzstoffe empört. Leider ist bei den meisten Menschen die Seele weniger empfindlich als der Magen. Viele spüren gar nicht, daß Geist und Herz an Unterernährung oder an falscher Ernährung leiden. Wer kauft noch Bücher? „Wir haben kein Geld!“ rufen die einen. „Wir haben keine Zeit!“ klagen die andern. Merkwürdig! Die guten, die persönlichen Büchereien in unsern Bürgerhäusern und Gelehrtenstuben sind niemals von Leuten gesammelt worden, die Zeit und Geld im Übermaß besaßen. Man kann keine Bücher kaufen; man muß sie verdienen. Aber dann kommen sie auch oft wie von selbst und gewöhnlich zur rechten Zeit.

Die Gesellschaft, auch die Jugend von heute, liest nicht mehr wie noch vor dreißig Jahren. Es gibt kaum noch Leseratten und Bücherwürmer, und wir wollen ihnen nicht nachtrauern. Aber wer selber gespürt hat, welch eine tiefe, ja oft bestimmende Bedeutung das Buch für unser Schicksal haben kann, der möchte diesem sportfreudigen Freiluftgeschlecht raten, es wenigstens hin und wieder, zur Abwechslung, auch mal mit einem guten Buch zu versuchen. Es lebe die Wirklichkeit, die zweifellos meßbare Höchstleistung! Und dennoch: wir sind noch nicht völlig veramerikanert, und mancher sehnt sich nach den Träumen und den Offenbarungen unserer Dichter und Weisen.

Mit dieser Sehnsucht rechnet die Franckhsche Verlagshandlung in Stuttgart. Sie hat auf dem Gebiet der Naturwissenschaften durch Verbreitung nützlicher Kenntnisse im Volk viel Segen gestiftet, viel Dank geerntet. Aber als sie ihre „Weltstimmen“ herausbrachte, war sie übel beraten. Es sind Hefte von vierzig Seiten im Format dieser Zeitschrift, gut gedruckt, leicht anillustriert, die monatlich erscheinen und je 80 Pf. kosten. Was wollen sie? „Die schönsten Weltbücher in Umrissen“ geben. Sie sind für Leute bestimmt, die keine Zeit haben, erst Haufen von Spreu zu durchwühlen, ehe sie ein brauchbares Körnchen finden. Als ob es von Homer bis heute nicht eine Reihe von Standwerken gäbe, deren Kenntnis auch dem Unkundigsten auf unendlich vielfache Weise vermittelt wird! Wer die „Weltstimmen“ liest, kann auf einen Sitz ein halbes Dutzend Bücher aus den letzten fünfzig bis sechzig Jahren in Umrissen in sich aufnehmen. Gegen diese „Umrisse“ soll nichts gesagt werden. Sie sind geschickt, z. T. ausgezeichnet von tüchtigen und hervorragenden Schriftstellern verfaßt. Wohl aber muß man sich gegen die Verflachung wenden, die diese „Weltstimmen“ in halb- und ungebildeten Köpfen erzeugen. Selbstverständlich sollen diese Auszüge und Charakteristiken zu näherer Beschäftigung mit den so dringlich empfohlenen Werben anregen. Doch der Mensch ist ein Faultier, und

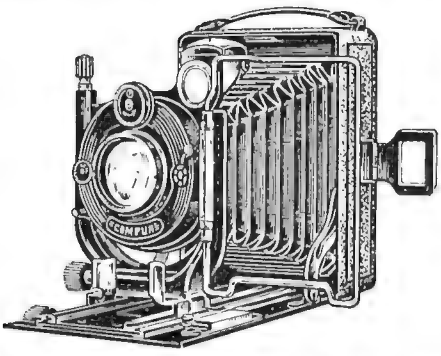
(Fortsetzung S. 24.)

HAFIS-LESEBÜCHEREI
1,30 Mk. der Leinenband · Umfang 320 Seiten · Nur ungekürzte Ausgaben
Prospekte in jeder Buchhandlung oder direkt von
H. FIKENTSCHERS VERLAG · LEIPZIG

Wie als Lebensglück fördernd seit 30 Jahr. Liebe'sche Charakt.-Beurteilgen. nach Handschr. 2c. erprobt sind, zeigt Ihnen vorher der Gratis-Prospekt! Der Psychographologe P. P. Liebe, München 12.

Schriftstellern bietet bekannte Verlagsbuchhdlg. Gelegenheit z. Veröffentlichung ihrer Arbeiten i. Buchf. Anfr. unt. A. 17 an Ala-Haasenstein & Vogler, A.-G., Leipzig.

Studenten-Artikel-Fabrik Carl Roth, Würzburg S I. Erstes und grösstes Fachgeschäft auf d. Gebiet. Preisbuch post- u. kostenfrei.



ORIONWERK AKT.-GES. HANNOVER GEGR. 1893
ÄLTESTES U. GRÖSSTES KAMERAWERK NORDDEUTSCHLANDS
Bezug durch regulären Handel. Katalog kostenlos portofrei.

Bei Anfragen und Bestellungen beliebe man sich auf VELHAGEN & KLASINGS MONATSHEFTE zu beziehen.

Riessner-Öfen RIESSNER-WERKE A.-G. · NÜRNBERG ·

CREME MOUSON

Macht trockene rauhe Haut in wenigen Stunden sammetweich geschmeidig

Rassehunde

Alle Rassen Salon-, Polizei- und Jagdhunde

Wideburg & Sohn
Eisenberg Thür. 3.

Preisl. 50 Pf. Illustr. Prachtalb. M. 1.

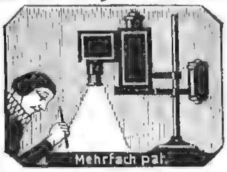
Petroleum-Heizöfen

Marke „Turm“.

Brennen ohne Geruch, ohne Rauch, ohne Abzug. Starke Heizkraft, geringer Petroleum-Verbrauch! Zu haben in einschlägigen Geschäften, wenn nicht erhältlich, wende man sich an:

Metallwarenfabrik Meyer & Niss, G. m. b. H.
Bergedorf 29 bei Hamburg.

Für Unterhaltung, Studium, Erwerb!

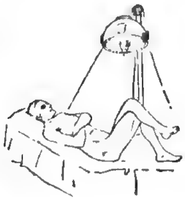


Reflektus-

Wand- und Tischprojektions-, Zeichen- u. Vergröss.-Apparat f. undurchsicht. Bilder (Postkarten, Photogr. usw.) u. Gegenst. all. Art. **Keine Glasdiapos. nötig.** Prospekt 42 frei durch Fabrik **Gebr. Diendorf, Dresden-27 V.**

Herzleiden!

Dr. med. S., Arzt in Bad Nauheim, schreibt: „Durch Quarzlichtbestrahlung schwindet Unregelmässigkeit des Herzschlages sehr rasch, **der Blutdruck wird wesentlich herabgesetzt.** Sämtliche Herzkranke lebten auf, waren leistungsfähiger, die nervösen Symptome



traten zurück, ein gesunder Schlaf trat ein, etwa vorhandenes Durstgefühl verschwand vollkommen. Die Bestrahlung Quarzlampe ‚Künstliche Höhensonne‘ — Original Hanau — vermag also Herz- oder Gefässkranken die besten Aussichten für eine längere Lebensdauer und relatives Wohlergehen zu eröffnen.“ Fragen Sie Ihren Arzt. Verlangen Sie kostenlos Literaturnachweis. **Quarzlampen-Gesellschaft m. b. H., Hanau a. M., Postfach 499.**

Jagd-, Sport- u. Luxus-Waffen

kaufen Sie am vorteilhaftesten unter **5 jähriger Garantie** direkt von der **Gewehrfabrik**

Emil von Nordheim
Zella-Mehlis 2 (Thür.)

Reichhalt. Hauptkatalog 1927/28 an Interessenten gratis u. franko.

Rückforth der Alte

Ein feiner Weinbrand

SEIT 1742

Moderne Verkaufskunst

durch Fernunterricht nach erprobt amerikanischer Methode

Prospekt 332 kostenlos

Dr. Kurt Th. Friedlaender
Werbung und Organisation
Berlin W 30

Korbmöbel

„MERCEDES“ günstig an Priv., beq. Teilzahlung. Katal üb. ganze Wohnungs-Einrichtungen auf Wunsch. - Rohrmöbelfabrik „Mercedes“. Lorch, Württemb.

(Fortsetzung von S. 22.)
wenn man ihm in fetten Lettern vorredet, daß er mit Hilfe dieser Zeitschrift, „immer höher klimmt in allem, was der Unterhaltung, der Freude dient", daß er sich für 80 Pf. monatlich und ein paar Stunden Lektüre auf der Straßenbahn „ein Meisterwerk der Bildung" erwirbt, daß er dank dieser literarischen Beratung „immer auf dem laufenden" bleibt, so glaubt er es schließlich. Es ist ja so wunderbar bequem, den „Zauberberg" und „Raskolnikoff", die „Nora" und den „Zarathustra", den „Johann Christoff" und den „Ulenspiegel" in diesen schlundgerecht gedrehten Pillen zu sich zu nehmen!

Ahnt der Verleger, der diese Zeitschrift herausgibt, ahnt der Buchhändler, der sie vertreibt, denn nicht, welchen Schaden er anrichtet? Man bilde sich doch ja nicht ein, daß auf diese Weise Bücherfreunde erzogen werden! So züchtet man eingebildete Schwätzer! Das ist noch immer der aussichtsvollste Bücherliebhaber, der sich langsam ein Buch nach dem andern erwirbt, bis er es in jeder Beziehung sein Eigen nennt. Es kommt gar nicht darauf an, daß man auf dem laufenden ist und mitreden kann. Es ist vollständig überflüssig, ungefähre Vorstellungen von einigen Dutzend berühmter Bücher zu haben. Wir reden in Handel und Industrie von der Notwendigkeit der Qualitätsarbeit, und jeder nickt dazu. Auch unsre deutsche Bildung muß Qualität haben. Das heißt, der Weg zu ihr führt über keine Eselsbrücke.

—gl—

Neuigkeiten vom Büchertisch.

An dieser Stelle bietet die Schriftleitung aus den ihr zugegangenen Neuerscheinungen eine sorgfältige Auswahl von Werken, die wegen ihrer literarischen oder künstlerischen Bedeutung oder ihres zeitlichen Belangs der Aufmerksamkeit der Monatsheft-Leser empfohlen werden sollen. Einzelne dieser Bücher finden entweder sogleich hier ihre Kennzeichnung in knappen Sätzen oder später in noch eingehenderer Behandlung in besonderen Abschnitten der Hefte. Ein Anspruch auf Namhaftmachung von Verfasser, Buchtitel und Verlag wird den Bucheinsendern nicht eingeräumt, da mit einer wahllosen Listenführung über die gesamten Druckerzeugnisse des Tages unseren Lesern in keiner Weise gedient wäre.

Romane — Novellen.

Aschenborn, Hans Ant. **Afrikanische Buschreiter.** Lehr- und Wanderjahre eines Afrikaners. Mit 41 Abbildungen nach Zeichnungen des Verfassers. (August Scherl G. m. b. H., Berlin.) — Ein Buch, so recht nach dem Herzen unserer jungen Leute, denen die vier Wände der Heimat zu eng sind, die sich hinaussehnen in die weite Welt der Abenteuer. Das Tropenland ist hier nun auch wirklich mit leuchtenden Farben geschildert, an aufregenden Kämpfen mit Naturgewalten fehlt es nicht, aber der Erzähler ist kein wilder Fabulierer, sondern seine Darstellung gibt die Wirklichkeit in ehrlicher Treue. Man nimmt warmen Anteil an dem Schicksal dieses Malers und

(Fortsetzung S. 26.)

Besser — dabei billiger als Unpraktisches in der Wirtschaft zu benutzen, ist: Sie fordern unsre Liste K. kostenlos u. wählen daraus gediegene Geräte (auch Geschenke!), die sich bewähren u. Freude machen! Dr.-Ing. Forkel, Berlin-Weissensee.

Nasenröte! Dieser Schönheitsfehler ist leicht zu beseitigen. Teile das Mittel jedem gern kostenlos u. diskr. mit. Fragen Sie nur an bei Fr. A. Voß, Hannover A. 4, Postschliessf. 299.

Heile elektrisch durch Selbstbehandlung. Näheres kostenlos. P. Holfter, Breslau, Sb 722.

Bezugsquellen und Broschüre V kostenlos durch Wilh. Jul. Teufel, Stuttgart 72.

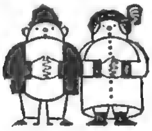
Davidis-Holle, Praktisches Kochbuch für die gewöhnliche und feinere Küche. 57. Auflage. Mit 8 farbigen Beilagen und 51 erläuternden Abbildungen im Text. Original-Ausgabe: In Ganzleinen gebunden. Die vielfach angezeigten Nachdrucke sind völlig veraltet, da sie nur die 30 Jahre nach dem Tode von Henriette Davidis erschienenen Auflagen betreffen. Wir bitten daher, nur die Original-Ausgabe aus unserem Verlage zu verlangen. Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. DURCH ALLE BUCHHANDLUNGEN

Chr. Tauber
Photo-Haus Wiesbaden V.

Beste und billigste Bezugsquelle für solide Photogr. Apparate in einfacher bis feinster Ausführung u. sämtl. Bedarfsartikel. Jllustr. Preisliste Nr 80 kostenl. Direkter Versand nach allen Weltteilen

Eisbärfelle

sind nicht besser, aber teurer als meine blendend weissen, silbergrauen od. dunkl. **Heidschnuckenfelle** Marke „Eisbär". Preis 12 M., ausges. Prachtexemplare 15 M., Gr. ca. 1 qm. Jllustr. Preisliste auch über **Fußsäcke, Wagen- und Autodecken** frei.
W. Heino, Lünzmühle 22
b. Schneverdingen (Lün. Heide.)



Warum so dick?

Vermindern Sie Ihr Gewicht durch Dr. Richters ***Frühstückskräutertee.*** Das überflüssige Fett schwindet u. Sie werden jugendlich schlank u. elastisch ohne jeden Schaden. Die Wirkg. ist frappant. *Dr. med. Z. in K. konstatierte 11 Pfund Abnahme in 4 Wochen ohne Diät. Freiin v. B. in E.: „Es ist das erste Mittel, das bei mir hilft."* Bestellen Sie noch heute 1 Paket zu M. 2.— od. 6 Pakete zu M. 10.—.
Broschüre gratis durch
INSTITUT HERMES
MÜNCHEN D. 84, Baaderstr. 8.

Schon für 10 Pfennig die Tube allerorts zu haben

Jss kalt so wirst Du alt!
Jss roh so wirst Du froh!

Die neue kraftvolle Ernährung ohne Kocherei. Grossartig f. Junggesellen u. überlastete Mütter. Ein Genuss für Kinder! Eine Befreiung für Reisende! Eine Kraftspende für Sportleute! Eine Wohltat f. Kopfarbeit. u. Studierende! Eine Lebenskur für Kranke!
Drebber's Rohkosttafel
m. köstlich. Kraftspeis. bringt überall neues Leben hervor. Preis des Büchleins 90 Pfg. u. Porto 10 Pfg. freibleibend.
Drebber's Diätschule
Oberkassel-Bonn N. 159

Gothaer
Lebensversicherungsbank a. G.
Die hundertjährige Anstalt

Versicherten-Dividende 1928
34,1 % auf den Jahresbeitrag und
3,3 % auf das Deckungskapital

Steiff Molliette —

die lustige Tierpuppe — geschaffen so recht zum Kosen und Spielen für Kinder. Kopf, Hände und Füsse aus langhaarigem Mohairplüsch, der schlanke Körper aus pastellfarbigem Samt.

Marke
Knopf im Ohr
schön, gut, preiswürdig.
*
Ueberall zu haben.
Prospekt VM u. Nachweis durch
MARGARETE STEIFF
G. m. b. H.
Giengen a. Brenz 17 (Württ.)

Gebr. Märklin & Cie., G. m. b. H., Göppingen 6 (Württbg.)
Baukasten-Prospekt 27 F auf Verlangen gratis. Ausführl. Spielwaren-Katalog in allen einschlägigen Geschäften oder direkt gegen Einsendung von RM. —.50.

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung von S. 24).

Farmers, der draußen im Busch den Krieg erlebt und dann mit Weib und Kindern vor dem Shylock der Welt, dem Engländer, die mit Blut und Schweiß erworbene neue Heimat verlassen muß.

Duun, Olav. Die Juwikinger. Per Anders und sein Geschlecht. Herausgegeben von J. Sandmeier. Übersetzung Preis 10 M. (Rütten & Loening, Frankfurt a. Main.) — Der erste Band eines großen zweibändigen Romans, ein Gegenstück zu Undsets „Kristian Lavranstochter“, ein repräsentatives Werk moderner norwegischer Ethik.

Heyck, Eduard. Das Ende der Flittermonde von Hei-ho. Preis 1.60 M. (Moritz Schauenburg, Lahr, Baden.) — Das entzückend ausgestattete Bändchen erweist den Verfasser, gewiß manchem unsrer Leser zur Überraschung, als einen feinfühligen Poeten, der im Gewand chinesischer Weisheit das Schicksal einer jungen Ehe liebevoll und doch ein wenig sarkastisch zu vergegenwärtigen versteht, so daß die fremde kleine Geschichte jedem von uns etwas Überlegenswertes mit auf den Weg gibt.

Reymont, W. St. Die Empörung. Eine Geschichte vom Aufstand der Tiere. Übersetzung. Preis 5.50 M. (Rhein-Verlag, Basel.) — Der Verfasser ist derselbe Dichter, dem wir die wunderbaren „Polnischen Bauern“ danken.

Strecker, Karl. Der Weg durchs Addermoor. Roman. Preis 6 M. (Ernst Keils Nachfolger [August Scherl], G.m.b.H., Berlin.) — Der Buchkritiker der „Monatshefte“ beweist mit diesem Roman aufs neue, daß er auch das Handwerk und die Kunst des Erzählers beherrscht. Er versteht eine spannende Handlung zu erfinden und in bunter Abenteuerlichkeit auszugestalten. Der harte Weg, den der verwaiste und schuldlos verfemte Held zu gehen hat, führt ihn schließlich zu schwer erkämpftem und dauerhaftem Glück in nützlichem Schaffen für die Nächsten und für sein Volk. Streckers Stil verzichtet auf alle modernen Mätzchen. Er erzählt volkstümlich, schlicht und klar, eine Freude für jeden, der das Wesentliche liebt und dem Künsteleien zuwider sind. —gl—

Sue, Eugen. Der ewige Jude. Mit den Abbildungen von Gavarni. In neuer Bearbeitung von Bernhard Jolles. Preis 13 M. (Avalun-Verlag, Hellerau bei Dresden.) — Den „Geheimnissen von Paris“ läßt jetzt der Verlag das zweite Hauptwerk des großen Geschichtenerfinders folgen, mustergültig übersetzt, bearbeitet, ausgestattet, genial illustriert.

Unsere deutschen Erzähler. (Vaterländische Verlags- und Kunstanstalt, Berlin.) — In der ersten Reihe

(Fortsetzung S. 28.)

Rudolf Amsinck, Kiel-O.
Spezial-Versand von
Orig. Matrosen-Anzügen für Knaben u. Mädchen
Eigene Anfertigung.
Preisliste und Muster frei zu Diensten

Fotos auf VIRIDIN
Dr. C. Schleussner
Platten Filme
Frankfurt a. M. 24

Verstopfung und Folgekrankheiten
Einf., natürl. Heilg. Auskft. gratis. Heilverlag in Eisenach 18 vF 2.

Krankenfahrstühle
für Zimmer und Strasse, Selbstfahrer, auch mit Motorantrieb, Ruhestühle, Lesetische, verstellbare Keilkissen. Katal. gratis.
Rich. Maune, Dresden-Löbtau 91.

Amor Skin Haut der Siebzehnjährigen.
Organo-Kosmetikum aus Panzertieren zum Einreiben — verjüngt die Haut
Keine Injektion! Fordern Sie Prospekt! Opoterapia Berlin-Grunewald.

Wollen Sie gebildeten Frauen eine Freude bereiten, dann schenken Sie ihnen nach und nach die mit Bildern geschmückten Bände der erlesenen Sammlung:

Frauen-leben

Der Verlag von Velhagen & Klasing hat begonnen, diese beliebte und seit langem vergriffene Sammlung in alter, guter, vorkriegsmäßiger Ausstattung neu herauszubringen. Folgende elegante Bände sind bereits zu haben:

Bd. 1. **Königin Luise.** Mk. 4.—.

Bd. 4. **Annette von Droste-Hülshoff.** Mk. 4.50.

Bd. 5. **Corona Schröter.** Mk. 4.—

Bd. 6. **Charlotte von Schiller.** Mk. 4.—.

Bd. 7. **Maria Stuart.** Mk. 4.—.

Bd. 8. **Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans.** Mk. 4.—.

Bd. 9. **Die Jungfrau von Orleans.** Mk. 4.50.

Bd. 10. **Bettina von Arnim.** Mk. 4.—.

Bd. 12. **Frau Rat.** Mk. 4.50.

Bd. 18. **Goethes Lili.** Mk. 4.50.

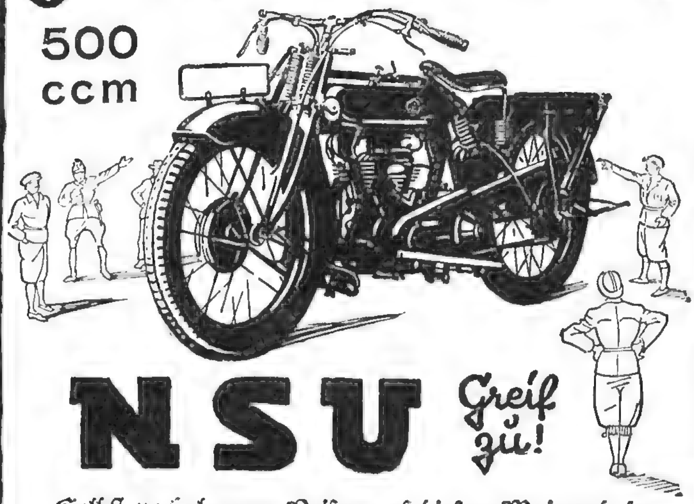
*

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig

Für große Touren

500 ccm



NSU Greif zu!

Selbst nach langem Reisen auf diesem Motorrad bemerken Sie keinerlei Ermüdung. Die Ursache ist die bewährte Konstruktion der **Rahmen- und Gabelfederung.** Jeder Stoß wird aufgenommen, ohne sich auf Maschine und Fahrer zu übertragen. Daß das Material und die Gesamtausführung erstklassig ist, dafür kennt man die Marke **NSU.** Es ist darum kein Fehlgriff, diese Zweizylinder-Maschine zu kaufen! Sie werden bestimmt mehr als zufrieden sein.

Touren-Modell **1225.— Mk.** Sport-Modell **1250.— Mk.**

NSU Vereinigte Fahrzeugwerke A.G.
Neckarsulm Württbg.

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung von S. 26.)

dieser hübsch ausgestatteten Sammlung finden wir außer Otto Ernst und Friedrich Lienhard u. a. auch Frida Schanz mit einer Anzahl ihrer feinsinnigen, zwischen Märchen und Wirklichkeit schaukelnden Novellen („Bunte Blätter").

Wells, Herbert George. **Menschen Göttern gleich.** Roman. Übersetzung aus dem Englischen. (Paul Zsolnay, Wien.)

Kunst- und Literaturgeschichte — Philosophie.

Behaghel, Otto. **Von deutscher Sprache.** Aufsätze, Vorträge und Plaudereien. Preis 9.50 M. (Moritz Schauenburg, Lahr, Baden.) — Eine reiche Ernte von 84 Aufsätzen des tüchtigen und warmherzigen Gelehrten.

Diesel, Eugen. **Der Weg durch das Wirrsal.** Das Erlebnis unserer Zeit. Preis 10 Mk. (J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf., Stuttgart.)

Kehrer, Spanische Kunst. (Hugo Schmidt, München.) — Aufgabe dieses Werkes war es, das generell Spanische herauszuarbeiten und es als einen Kontrast zu Italien darzustellen. Beide sind ja romanische Länder, sagt Kehrer, und so bildet sich nur allzu leicht die Vorstellung, das italienisch Romanische und das spanisch Romanische seien ein und dasselbe; aber nichts wäre unrichtiger als diese Gleichsetzung. Jahrhundertelang haben die Araber die iberische Halbinsel beherrscht, und während dieses Zeitraums hat sich spanisches Blut mit maurischem vermischt. Maurisches Rokoko in der Alhambra, das Mudejar-Kunstgewerbe, die Mudejar-Architektur! Erst Velazquez bringt den national-spanischen Typus in der Malerei. Kehrer zeigt Spanien als das Land der optischen Zwischenstufen. Auch den Laien wird das kostbar ausgestattete Buch, das neue Wege geht, von der ersten bis zur letzten Seite fesseln.

Kröller-Müller, H. **Die Entwicklung der modernen Malerei.** (Klinckhardt & Biermann, Leipzig.) — Ein Wegweiser für Laien, hervorgegangen aus volkstümlichen Vorträgen der Verfasserin. An gutgewählten und kluggedeuteten Beispielen werden die verschiedenen Ismen dem Leser und Betrachter verständlich gemacht.

Kubin, Alfred **Eine Widmung österreichischer Dichter und Künstler zu seinem 50. Geburtstag.** (Officina Vindobonensis, Wien.)

Oldenbourg, Rudolf, und Hermann **Uhde-Bernays: Die Münchner Malerei im neunzehnten Jahrhundert.** II. Teil 1850—1900. Mit zahlreichen Abbildungen. (F. Bruckmann A.-G., München.) — In diesem 2. Bande des verdienstvollen Werkes, das mit dem eindrucksvollen Auftreten der belgischen Historienmalerei be-

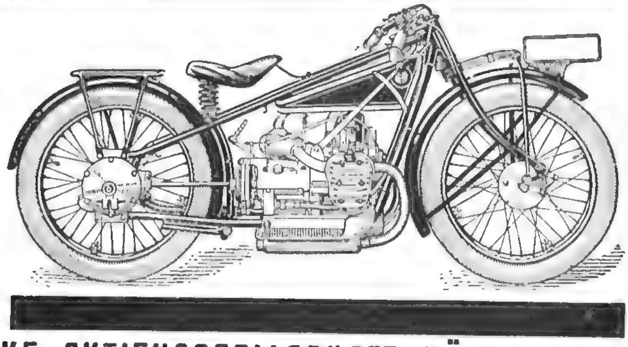
(Fortsetzung S. 30.)

Stottern
(Sprechangst) heilt
Prof. Rud. Denhardt's
Anstalt, Eisenach/Th.
Auskunft kostenlos.

beseitigt
O- u. X-Beine
(Ohne Berufsstörung)
Broschüre kostenlos!
Wolter & Engelmann
Orthopädische Werkstätten
Chemnitz Sa. D 19

Blasen-, Harnleiden (Harnsäure), Arterienverkalkung
Gicht, Rheumatismus, Zucker-, Nieren-,
Frauenleiden, Magenleiden usw.
STAATL. Natürliches Mineralwasser FACHINGEN
Zu Haustrinkkuren
Erhältl. in Mineralwasserhandlungen, Apotheken, Drogerien u. einschläg. Geschäften.
Brunnenschriften durch das Fachinger Zentralbüro, Berlin W 8, Wilhelmstrasse 55.

BMW MOTORRÄDER
Touren-Maschine R 42
1,9/12 PS



BAYERISCHE MOTOREN WERKE AKTIENGESELLSCHAFT MÜNCHEN 46

SRV

Elektrischer Hörapparat

„PHONOPHOR“

mit Ohrsprecher, der nach eingehenden Versuchen jetzt wesentlich **verbessert** worden ist. Unauffälliges Tragen, deutliche Sprachwiedergabe und grosse Lautstärke ohne Nebengeräusche. Ausstellung und Vorführung in unseren Geschäftsstellen und bei unseren Wiederverkäufern.

Schwerhörige

Plagen Sie sich nicht noch länger mit Ihrem Gehörleiden, sondern erproben Sie unseren seit Jahren von vielen Schwerhörigen hervorragend begutachteten elektrischen Hörapparat

Verlangen Sie unsere Druckschrift

SIEMENS-REINIGER-VEIFA
Gesellschaft für medizin. Technik m. b. H.
BERLIN W 8

Wir wollen
Knorr Hafermehl
oder
Knorr Reismehl
die seit 40 Jahren bewährte Kindernahrung

Verlangen Sie von Firma C. H. Knorr A.-G., Heilbronn a. N., kostenlos und portofrei die Broschüre „Praktische Winke für die Säuglingspflege“

Führendes Spezialhaus für Reitkleidung. Über 200 Muster für Reithosen. Besondere Spezialität:

Reithosen

ohne Anprobe nach ausserhalb.

Verlangen Sie kostenlose Zusendung von Kollektion M 3 mit Massanleitung u. Preisliste.

ginnt und mit dem Ende des Jahrhunderts schließt, gewinnt die Darstellung an Temperament, da der Geschichtsschreiber viel Selbsterlebtes und viel Selbsterkämpftes schildert.

Prager, Hans. **Die Weltanschauung Dostojewskis.** Mit einer Einleitung von Stephan Zweig. Gebd. 9 M. — Dieses Buch stellt den ersten Versuch dar, den geschlossenen architektonischen Aufbau zu zeigen, der dem Werke des großen Russen zugrunde liegt. Es sucht den Nachweis zu erbringen, daß der russische Dichter als Philosoph in die Geschichte des abendländischen Geistes hineingehört und fußt auf den vier großen Romanen, dem „Raskolnikoff", den „Dämonen", dem „Idiot" und den „Brüdern Karamasoff". Das scheinbare Chaos im Werke des Russen enthüllt sich als ein wundervoll gefügter Bau, der in der abendländischen Geistesgeschichte seine Stelle erhält.

Geschichte.

Elwenspoek, Curt. **Charlotte von Mexiko.** Der Leidensweg einer Kaiserin. Ein historisch-psychologisches Lebensbild auf Grund neuer Quellen. Mit zahlreichen unbekannten Bildern und Briefen. Preis 4.80 M. (Walter Hädecke, Stuttgart.) — Eine wertvolle Ergänzung zu der mehr politisch-historisch gerichteten und in den Heften ausführlich gewürdigten Biographie von Conti.

Leang-Li, T'ang. **China in Aufruhr.** Mit Vorwort von H. Driesch und Tsai Yuan-Pei. Preis 8 M. (C. Weller & Co., Leipzig.) — Ein europäisch gebildeter Chinese versucht, uns die Ideale Jung-Chinas in nationaler und internationaler Hinsicht klarzumachen. Eine vorurteilsfreie Betrachtung, die uns viel Neues erschließt. Schon ein Wort genügt: wir haben keine gelbe Gefahr zu fürchten; China wehrt sich gegen die weiße!

Lévy-Bruhl, L. **Die geistige Welt der Primitiven.** Preis 12 M. (F. Bruckmann, A.-G., München) — Das berühmte Werk des französischen Forschers in guter deutscher Übertragung. Es wird dargestellt, was für die Primitiven jene unsichtbaren Mächte bedeuten, von denen sie sich überall umgeben fühlen: Träume, Vorzeichen, Ordalien, Medizin usw.

*

DER NEUE
CORDS-KATALOG

für Herbst u. Winter 1927/28 unterrichtet Sie eingehend über alle Modeneuheiten und gibt Ihnen einen Ueberblick über die neuesten wollenen, seidenen und baumwollenen Gewebe, neue Samte, Spitzen, Strümpfe, Trikotagen u. Wäsche. Auch berichtet er über die Eröffnung der Hamburger Kinderstube.

Sie erhalten ihn auf Wunsch von meiner Abt. W. kostenlos!

CORDS
DAS HAUS DER GUTEN QUALITÄTEN
Berlin W 8, Leipziger Strasse 33-35

Leinen für Bettwäsche!

Nr. 445. Reinleinen, schwere Hausmacherware, 160 cm breit Mk. 4.40, 140 cm br. Mk. 3.80, 82 cm br. Mk. 2.20 d. Meter.
Nr. 446. Reinleinen, mittelfädige Stuhlware, 160 cm breit Mk. 4.90, 82 cm breit Mk. 2.45 d. Meter.
Nr. 447. Reinleinen, Hausmacher, rasengebleicht, 160 cm breit Mk. 6.30, 82 cm breit Mk. 3.15 d. Meter.
Nr. 440. Flachshalbleinen mit verstärkter Mitte, 160 cm breit Mk. 3.95, 150 cm Mk. 3.75 d. Meter.
Schneiden und Säumen kostet 25 Pfg. je Bettuch.
Nr. 485. Handtücher, reinlein. Gerstenkorn mit Rosenborde oben und unten, 48×110 cm, Mk. 22.50 d. Dtzd.
Von Mk. 30.- an Zusendg. postfr., i. Ausld. fr. deutsche Grenze.

Heinrich Eggemann, Bielefeld 4
Wäschefabrik. Schließfach.
Geschäftsgründung 1851. Postscheckkonto Hannover 3170.
Seit 75 Jahren Erzeuger von Leinen- u. Wäsche-Aussteuern.
Muster (wovon?) oder Vertreterbesuch bereitwillig.

Bei Anfragen und Bestellungen beliebe man sich auf Velhagen & Klasings Monatshefte zu beziehen.

Zu haben in Apotheken, Drogerien und Sanitätsgeschäften

Einige praktische Fragen an die Hausfrau:

1. Bereiten Sie Ihre Speisen noch an der offenen Feuerstelle?
2. Beleuchten Sie Ihre Räume noch mit der Oellampe oder dem Kienspan?
3. Machen Sie Ihre Reisen noch mit der Postkutsche?
4. Waschen Sie Ihre Wäsche noch mit der Hand, oder bedienen Sie sich der

Miele-Elektro-Waschmaschine?

Bei normalem Hausgebrauch macht sie sich schon in 2 Jahren bezahlt. In den einschlägigen Geschäften – auf Wunsch gegen bequeme Ratenzahlung – zu haben.

Mielewerke A.-G.
Gütersloh/Westfalen
Grösste Waschmaschinenfabrik Deutschlands.

Karl Foerster, Bornim b. Potsdam

Züchterei und Versand modern winterhart ausdauernder Blütenstauden und Rankgewächse

Der reichillustrierte Staudenkatalog, zugleich ein Wegweiser durch das Staudenreich, ist gegen Einsendung von 2.— Mark oder gegen Nachnahme erhältlich.

Karl Foerster & Co., Gartengestaltung G.m.b.H.

Gartenberatung — Gartenpflege. — Anlage von Gärten aller Art — Sport- und Spielplätzen.

Spezialität: Stauden- und Steingärten.

Briefmarken-haus Burbach, Köln, Krebsgasse 18. Gegr. 1898. / Preislisten kostenlos.
Anbieten alle verschied.: 2000 alle Welt 8.50, 100 **Bulg.** 2.-, 200 **engl. Kolon.** 4.-, 150 **Belgien** 3.-, 150 **port. Kolon.** 1.50.

Künstlerische Grabmale
und Krieger-Ehrenmale, Gartenplastiken, Zierbrunnen usw. in einfacher und reicher Gestaltung.
Lieferung einschl. Aufstellung nach allen Plätzen des In- und Auslandes. Man verlange Vorbilder-Material

Grabmal auf dem Friedhof in Radeburg

Werkstätten A. Stösslein, Dresden 21 h / Gegründet 1905
Zweigbetriebe: Bielefeld am Sennefriedhof u. Grünsfeld i. Baden

Bei Verstopfung

Blähungen und Fettsucht

verlange man **Gratisprobe** von **Schmelzers allein echten Bad Mergentheimer Pillen** (aus pflanzlichen Stoffen hergestellt) durch **Merzsche Apotheke, Bad Mergentheim.**

Rosuwe

Sei schön!

Das ist für jede moderne Frau Gesetz und Wahlspruch! Schön und modern sein heisst „schlank" sein! Hässliche, derbe Wäsche verdirbt die Linie, darum trägt die elegante Frau ROSUWE-WÄSCHE.

Besonders das oben abgebildete Modell lässt die Trägerin schlank erscheinen.

★

ROSENMÜLLER & WEBER
Dresden-A. 13, Ferdinandstr. 2

Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig

Velhagen & Klasings Sammlung illustrierter Monographien

Künstler-Monographien

Gegründet von H. Knackfuß

- Band 1. Raffael. 134 Abbildungen . . . . . 7 RM.
- " 2. Rubens. 135 Abbildungen . . . . . 8 "
- " 3. Rembrandt. 167 Abbildungen . . . 8 "
- " 4. Michelangelo. 121 Abbildungen . . . 8 "
- " 5. Dürer. 134 Abbildungen . . . . . . 8 "
- " 7. Menzel. 151 Abbildungen . . . . . 8 "
- " 10. Murillo. 79 Abbildungen . . . . . 7 "
- " 12. Frans Hals. 51 Abbildungen . . . . 7 "
- " 13. van Dyck. 97 Abbildungen . . . . . 7 "
- " 14. Ludwig Richter. 194 Abbildungen . . 8 "
- " 17. Holbein d. J. 152 Abbildungen . . . 8 "
- " 19. Terborch-Steen. 95 Abbildungen . 7 "
- " 23. Vautier. 111 Abbildungen . . . . . 7 "
- " 24. Botticelli. 195 Abbildungen . . . . 7 "
- " 29. Tizian. 123 Abbildungen . . . . . 8 "
- " 31. M. v. Schwind. 176 Abbildungen . . 8 "
- " 33. Leonardo da Vinci. 136 Abbildungen 7 "
- " 41. Max Klinger. 171 Abbildungen . . . 8 "
- " 42. Franz Stuck. 157 Abbildungen . . . 7 "
- " 43. Giotto. 155 Abbildungen 7.50
- " 45. Max Liebermann. 99 Abbildungen . 7 "
- " 46. Hans Thoma. 106 Abbildungen . . . 7 "
- " 51. Philipp Veit. 92 Abbildungen . . . 7 "
- " 53. Prell. 115 Abbildungen . . . . . . 7 "
- " 54. Herkomer. 121 Abbildungen . . . . 7 "
- " 65. Donatello. 145 Abbildungen . . . . 8 "
- Band 70. Arnold Böcklin. 107 Abbildungen . 7 RM.
- " 72. Segantini. 140 Abbildungen . . . 7 "
- " 74. Luca della Robbia. 172 Abbildungen 8 "
- " 76. Feuerbach. 115 Abbildungen . . . . 8 "
- " 80. Siemering. 111 Abbildungen . . . 7 "
- " 85. Angelico da Fiesole. 110 Abbildungen . . . . 6 "
- " 86. Geselschap. 92 Abbildungen . . . . 7 "
- " 87. Perugino. 136 Abbildungen . . . . 8 "
- " 88. W. H. Hunt. 141 Abbildungen . . . 7 "
- " 95. Lukas Cranach. 111 Abbildungen . 7 "
- " 100. G. Reni. 105 Abbildungen . . . . 7 "
- " 101. Franz Krüger. 104 Abbildungen . . 7 "
- " 102. Anders Zorn. 120 Abbildungen . . 8 "
- " 105. Lorenzo Bernini. 70 Abb. u. 8 Tafeln 6 "
- " 107. Corinth. 123 Abbildungen . . . . . 7 "
- " 108. Matthias Grünewald. 78 Abb. . . 7 "
- " 110. Spitzweg. 168 Abbildungen . . . . 7 "
- " 111. Erler. 140 Abbildungen . . . . . . 8 "
- " 111. Erler. 140 Abbildungen. Geschenk-Ausgabe in festem Einband . . . . . . 8 "
- " 112. Arthur Kampf. 107 Abbildungen . . 7 "
- " 113. Baldung Grien. 100 Abbildungen . 7 "
- " 114. Otto Greiner. 117 Abbildungen . . 7 "
- " 115. Albrecht Altdorfer. 116 Abbildungen 8 "
- " 116. Slevogt. 160 Abbildungen . . . . . 8 "

Geographische Monographien

Herausgegeben von Dr. E. Ambrosius

- Band 1. Thüringen. 142 Abbildungen und Karte 8 RM.
- " 2. Cuba. 96 Abbildungen und Karte . . . 7 "
- " 3. Norwegen. 141 Abbildung n und Karte 9 "
- " 4. Tirol. 185 Abbildungen und Karte . . 9 "
- " 5. Die Schweiz. 185 Abbildungen . . . 9 "
- " 6. Bayerns Hochland und München. 119 Abbildungen und Karte . . . 7 "
- " 9. Der Harz. 129 Abbildungen und Karte 7 "
- " 10. Am Rhein. 196 Abbildungen und Karte 8 "
- " 11. Genua und die beiden Rivieren. 161 Abbildungen und Karte . . . . 9 "
- " 12. Rom. 160 Abbildungen . . . . . . 9 "
- " 13. Der Schwarzwald. 180 Abb. u. Karte 8 "
- " 16. Dresden u. die Sächsische Schweiz. 123 Abbildungen und Karte . . . . 8 "
- " 17. Neapel, seine Umgebung u. Sizilien. 128 Abbildungen und 2 Karten 8 "
- " 18. Die Lüneburger Heide. 114 Abbildungen und Karte . . . . 7 "
- Band 20. Das Riesen- u. Isergebirge. 99 Abbildungen und Karte . . . . 7 RM.
- " 23. Das Frankenland. 116 Abb. u. Karte 8 "
- " 24. Das Weserbergland u. der Teutoburger Wald. 122 Abbildungen . . 8 "
- " 25. Oberitalienische Seen. 100 Abb. . 8 "
- " 27. Norddeutsche Moore. 165 Abb. . . 8 "
- " 28. Die Niederelbe. 106 Abb. und Karte 7 "
- " 29. Schwabenland. 170 Abbildungen . . 8 "
- " 30. Westfalen. 93 Abbildungen und Karte 8 "
- " 31. Alte Kulturstätten. 125 Abbildungen 8 "
- " 32. Die Nordseemarschen. 125 Abb. . . 8 "
- " 33. Sturmsee und Brandung. 136 Abbildungen . . . . 9 "
- " 34. Der Böhmerwald und Bayrische Wald. 133 Abbildungen . . . . . 8 "
- " 35. Ostpreußen. 115 Abbildungen . . . 8 "
- " 36. Klima und Landschaftsbild. 115 Abbildungen . . . . 7 "

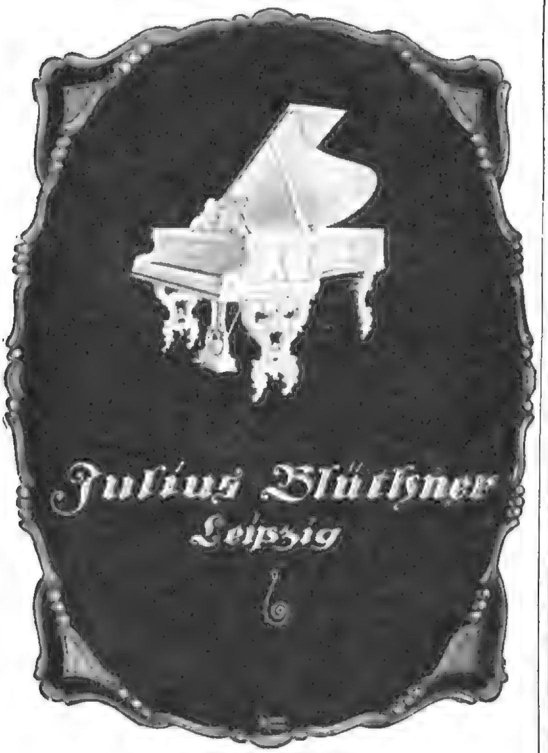
Geschichtliche Monographien

Herausgegeben von Eduard Heyck.

- Band 2. Königin Elisabeth. 114 Abbildungen 8 RM.
- " 3. Wallenstein. 164 Abbildungen . . . 7 "
- " 4. Bismarck. 191 Abbildungen . . . . . 8 "
- " 5. Maximilian I. 146 Abbildungen . . 7 "
- " 6. Das ältere deutsche Städtewesen und Bürgertum. 136 Abbildungen 8 "
- " 7. Die Wiedertäufer. 99 Abbildungen . 7 "
- " 8. Venedig als Weltmacht und Weltstadt. 173 Abbildungen . . . . . 9 "
- " 10. Blütezeit des Pharaonenreichs. 193 Abbildungen . . . . 10 "
- " 12. Die Kreuzzüge. 167 Abbildungen . . 8 "
- " 13. Mirabeau. 98 Abbildungen . . . . . 7 "
- " 14. Friedrich I. 145 Abbildungen . . . . 7 "
- Band 15. Friedrich der Große. 143 Abbildungen 8 RM.
- " 17. Kaiser Augustus. 106 Abbildungen . 7 "
- " 18. Ninive und Babylon. 160 Abb. . . 9 "
- " 19. Die deutsche Hansa. 102 Abbildungen 8 "
- " 21. Demetrius. 91 Abbildungen . . . . 7 "
- " 22. Die Römer in Deutschland. 196 Abbildungen . . . . 9 "
- " 24. Napoleon. 107 Abbildungen u. 2 Karten 8 "
- " 25. Das Zeitalter der deutschen Erhebung. 92 Abbildungen . . . . . 7 "
- " 28. Wilhelm von Oranien. 167 Abbild. 7 "
- " 31. Zwingli und Calvin. 161 Abbild. . 7 "
- " 33. Clemens August, Kurfürst von Köln. 106 Abbildungen . . . . . 6 "

Die Monographien sind in Bibliothekseinbänden dauerhaft und geschmackvoll gebunden.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen



Zeitgemässe

Eigenheime

in Blockbauweise

Wochenendhäuser

nach Ihren oder nach unseren Entwürfen

*

CHRISTOPH & UNMACK

AKTIENGESELLSCHAFT

NIESKY (NIEDERSCHLESIEN)

STAUBSAUGER

der sehnlichste Wunsch jeder Hausfrau! Erhältl. in allen Fachgeschäften. Bezugsquellen weisen nach: **Lüdenscheider Metallwerke A.G. Abtlg. Ludw. Hirsch, Düsseldorf**

Ihre Verschleimung morgens, beim Aufstehen.
Heiserkeit, üblen Mundgeruch beseitigen:
„Baden-Badener Pastillen" Schachtel RM. 1.-

Bei Heuschnupfen, Schnupfen u. wunder Nase:
„Badag-Boromenth" in der Tube à RM. 1.-
Erhältlich in Apotheken.

„BADAG" BADEN-BADEN

Schlank werden Sie

ohne mühevolle Uebungen und Massagen durch den Genuss von Dr Loebenberg's **„MINIMUM"** (D. R. P. ang.). Mit Dr. Loebenberg's **„MINIMUM"**, welches in Literflaschen in unauffälliger Packung zum Versand kommt, erzielen Sie eine **Gewichtsabnahme bis zu 50 Pfund.** Mittags und abends nach dem Essen genommen, verzehrt und zerteilt es auf natürlichem Wege alle unliebsamen Fettansätze. **„MINIMUM"** ist unschädlich, angenehm im Geschmack, ohne jeglichen chemischen Zusatz, mithin unbestreitbar der idealste Entfettungs- und Verjüngungsstoff. Kein Abführmittel! Glänzende Anerkennungsschreiben über die einzigartige Wirkung liegen vor. Sämtliche Vorteile liegen auf Ihrer Seite, darum zählen auch Sie zu den Glücklichen, die durch **„MINIMUM"** schlank geworden sind, und bestellen Sie noch heute eine Flasche **„MINIMUM"** per Nachnahme. Preis einschl. Gläschen **Mk. 12.50** zuzüglich Nachnahmekosten. Die Zusendung erfolgt diskret durch unsere Versandapotheke

Dr. Loebenberg & Co.

G. m. b. H.

Lichterfelder Str. 27/31 **Berlin SW 61** Lichterfelder Str. 27/31

OPEL
4 PS
BIT
4
BREMSE
DER WIRTSCHAFTLICHSTE WAGEN DER WELT
ZWEISITZER
ALLWETTER-VERDECK, ECHTE LEDER-POLSTERUNG
M.2800
VIERSITZER
ALLWETTER-VERDECK, ECHTE LEDER-POLSTERUNG
M.3100
LIMOUSINE
VIERSITZIG
M.3600
PREISE AB WERK
SOFORT LIEFERBAR BEI 800 OPEL-VERTRETERN
Billig in der Anschaffung, die durch ein bequemes Ratensystem noch wesentlich erleichtert ist, begnügt sich der Opel 4 PS auch im Betrieb mit denkbar geringsten Kosten. Nur 150 RM beträgt die Jahressteuer, der Benzinverbrauch nur 6-7 Liter auf 100 Kilometer.
Nahezu 50 000 Opel 4 PS sind im Verkehr, teilweise 100 000, 150 000 und mehr Kilometer laufend, ohne je zu versagen. Begeistert ist das Lob ihrer Besitzer, denen der Opel 4 PS – besonders im Dienste des Berufs – ein unbezahlbarer Helfer ist.

Gräfin v. Königsmarck'sche Weinkellerei

Editha Gräfin v. Königsmarck o. H.

Koblenz

a. Rhein u. Mosel

Führendes Haus für Weine deutschen Ursprungs.

Bevorzugt im vornehmen gastlichen Haus.

Etikett und Korkbrand sind unsere Bürgschaftszeichen.

In der nächsten Nummer erscheint als Beilage unser Herbstangebot.

SMYRNA-VIKTORIA

DER NEUE BILLIGE

VORWERK TEPPICH

VORWERK & C°. BARMEN

Erscheinungsort Leipzig. Anzeigenannahme: Velhagen & Klasings Anzeigenverwaltung, Leipzig C1, Hospitalstraße 27. Für die Anzeigen verantwortlich: H. Burkel in Leipzig C1, Hospitalstr. 27. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Mit Sonderbeilagen von: Richard Dittrich, Staatl. Lotterie-Einnahme in Leipzig, Alfons Grupp, Juwelen- und Goldwarenfabrik in Pforzheim und Weinhaupt Aktiengesellschaft in Trier.

Die heilige Cäcilie. Gemälde von Prof. Richard Teschner

Velhagen & Klasings Monatshefte
42. Jahrg. / Oktober 1927 / 2. Heft

Im Zeichen der Jungfrauen

Roman von Clara Ratzka

Fortsetzung

Wenn der Beherrscher der Apotheke, Peter Isfordt, nicht diese einträgliche und selbständige Stellung gehabt hätte, er würde das Haus am Roggenmarkt verlassen haben. Er, der alles, was noch nicht im Matronenalter war, als Blendwerk der Hölle ansah, mußte es erleben, daß in der Hirschapotheke die reine Weiberwirtschaft einriß.

Da war zunächst einmal Fräulein Ludowika Aldensell. Es war schwer, ihre Gegenwart zu ertragen; aber unerhört war es, daß in der letzten Zeit junge Männer unter windigen Vorwänden in die von alters her sehr würdige Apotheke kamen, offenbar nur, um mit Fräulein Ludowika zu scharmuzieren.

Am schlimmsten war ja wohl die Sache mit Hubertus Bantinck, dem man nicht bedeuten konnte, dies sei kein Ort für derartige Dinge. Das Mädchen lockte ihn sogar in das Hinterzimmer. Er hatte sich beklagt, doch Kerssenbrok schlug das in den Wind und meinte, um diese Zeit könnte man es nicht anders erwarten, man müßte sich bis zum Herbst gedulden.

Eine kupplerische Jahreszeit, der Sommer, gewiß, aber konnte Kerssenbrok diese Sache wirklich nicht ernst nehmen? Offenbar nicht, denn er ging mit einer Blume im Knopfloch umher, pfiff leichtfertige Lieder, und man sah ihn zuweilen mit Frauen, die nicht zur Familie gehörten. Die eine oder andre besuchte sogar Frau Lulu, die niemals Sinn für einen gewissen Ernst gehabt hatte.

Peter Isfordt aber irrte sich, wenn er glaubte, Lulu wäre tolerant, sobald ihre Ehe in Frage kam. Früher hatte sie sich zum Beispiel niemals viel darum gekümmert, wann Karl Kerssenbrok nach Hause kam. Er hatte soviel Sitzungen und Vereinssachen, in Münster und auswärts — wer sollte das behalten? Ihr eigenes Behagen ging ihr über alles. Wenn ihr Mann nachts heimkehrte — sein Zimmer lag dem ihren gegenüber —, dann schlief sie. Jetzt wollte sie es wissen, wollte noch einen Gruß von ihm haben.

Sie legte ein Knäuel von rotem Garn vor ihre Tür, zog das Ende durch ihr Schlüsselloch und kräuselte es dann liebevoll auf ihrem Nachttisch. Kam Kerssenbrok nach Hause, dann mußte er das Knäuel aufwickeln, damit die hier und da aufwachende Lulu genau wußte, ob ihr Mann daheim sei und friedlich schlummerte.

Gesine, die einzige, die in diesem Revier am späten Abend noch zu tun hatte, konnte es gar nicht begreifen. Ihr mildestes Urteil über die Männer lautete: „Son 'nen Mann is 'n richtigen Stoh-innen-Weg!“ Sie schwieg über Lulus neuesten „unwiesen Kram“, wie sie es nannte, das war zu schenant.

Doch Felix, in ihren Augen ein richtiger Labbeck, machte sich Lulus gehobene Stimmung zu Nutzen. Ganz im Vorbeigehen, die Hände in den Hosentaschen, sagte er eines Tages zu seinem Vater, als er ihm und seinen Kumpanen zu später Stunde unterm Rathausbogen begegnete: „Ich wickle das Knäuel auf,“ und kein Mensch verstand, was das heißen sollte.

Kerssenbrok, den Hut verwegen im Nacken,

wollte gerade in die dunkle Gasse zum Löwenklub einbiegen. Sein Gesicht strahlte. Er blieb stehen, nestelte in den Taschen des neuen Sommeranzugs herum, reichte dann großmütig einen Schein hin und sagte erklärend zu seinen Freunden: „Dem zukünftigen Abiturienten."

Das nun konnte er stolz sagen, denn Felix, der Labbeck, war ein fixer, tüchtiger Bursche. Er saß als der Jüngste auf der Klassenbank, und manche behaupteten, er schlüge auf seine Tante Cornelia ter Meulen in Amsterdam, die reiche Bankiersfrau, die auch immer vorneweg gewesen sei.

Diesen Abend nun trieb Felix dennoch ein sorgender Gedanke umher, er hatte teil an einem richtigen Jungensstreich, und am andern Tage wollte der Ordinarius mit seinem Vater sprechen.

Gewiß, Felix war nur ein Helfer gewesen, die Idee und die Vorbereitungen stammten von ihm, alles andere begab sich in einer andern, niederen Klasse — aber das war es ja gerade!

Die Sache trug sich so zu: Der älteste Pedell, ein grauhaariger Veteran, hatte einen Handelszweig ausgebildet, der den Jungens stets erneute Anregungen bot. Im Frühling stellte er sämtliche Kohlenbecken des Gymnasiums auf einem der Höfe dieses alten, ehemaligen Jesuitenklosters zusammen, goß Wasser hinein und hielt Enten darauf. Er betreute sie gewissenhaft und konnte ihrem ununterbrochenen Geflatter mit wahrhaft inniger Freude zusehen.

Nach einer unangenehmen Klassenarbeit nun faßten etliche Jungens, denen es nicht gerade gut ergangen war, den Gedanken, die Galle ihres Ordinarius ein wenig in Bewegung zu setzen. Spät am Abend schlichen sie sich in das Entenrevier ein, und unter großen turnerischen Leistungen gelang es ihnen, jeder mit einer Ente unter dem Arm, das Klassenzimmer zu erreichen. Sie räumten das Podium ab, stülpten es um, steckten die Enten in den Hohlraum, brachten alles wieder in Ordnung und entfernten sich höchst vergnügt.

Am andern Morgen kam der Ordinarius wie immer mit seinen hölzern klappernden Schuhen zur ersten Stunde.

Kaum betrat er das Podium, da erwachten die Enten. Für sie war da unten bis dahin pechdunkle Nacht gewesen.

„Quack quack — quack," hörte man, zunächst noch recht verschlafen.

Die ganze Klasse war unterrichtet. Der Ordinarius drehte erstaunt den Hals zur Seite, ließ sich aber nicht weiter stören. Jedoch die Enten störte sein Rumoren! Quack, quack — quack quack quack! Dieses Mal deutlich und ungeduldig.

„Was ist das?" sagte der Ordinarius streng.

„Quack quack quack!" Das war die einzige Antwort.

„Was ist das für ein Ton? Wo hörtest du diesen Ton?" fragte der Ordinarius den Schüler, der dicht vor dem Podium saß.

„Hinter mir, Herr Professor," sagte der Junge ernst.

„Und wo hörtest du diesen Ton?" Glimmenden Auges fragte er einen Jungen zwei Bänke weiter.

„Hinter mir, Herr Professor!" rief der Junge solidarisch.

„Quack quack — quack quack," machten die Enten.

Und dann, in hellem Zorn, wohl bemerkend, daß man ihn zum Besten hatte: „Und du da hinten?"

„Um mich herum, Herr Professor!" rief in größter Angst ein schmächtiger Bursche.

Da war es mit der Langmut vorbei. „Man kann keinen Ton um sich herum hören!" rief der geplagte alte Mann. „Hier wird nicht gefackelt, Auskunft will ich haben!"

„Quack quack," tönte es, anhaltend, ganz erbost.

„Es kommt unter Herrn Professor weg!" sagte ein stämmiger, vor Lachen rot angelaufener Junge.

Da war die Klasse nicht mehr zu halten. Unter brausendem Gelächter räumte die vordere Bank das Podium ab und stülpte es um. Die Enten wackelten befreit in die Klasse hinein. Nach wilder Jagd flogen sie dann schließlich mit langgezogenen Erregungsschreien auf den Hof hinab.

Dieses und noch einiges andere blieb zu einem guten Teil auf dem Halbgeback sitzen, denn der schmächtige Kerl in der letzten Bank hatte in seiner Not Felix Kerssenbroks genialen Einfall und seine tatkräftige Hilfe beim Entenfang verraten, und so kam es denn, daß er willig für seinen Vater das Knäuel aufwickelte.

Lulu war gerührt. Es schien ihr, daß Clarisse, die sich doch zu sehr in das Landleben vergrub, kaum so beneidenswert war wie sie.

Sehr würdig war Clarisse geworden, und schließlich hatte sie nicht einmal Veranlassung dazu. Sie, Lulu, hatte jedenfalls nach neun Monaten Felix zur Welt gebracht!

Ein ganz anderer Junge übrigens als der elegante Scharmeur, der Hubertus, der schon mal wieder mit unbezahlten Rechnun-

gen gekommen war. Hubertus — vielleicht sollte man seiner Mutter sagen, daß Wika und Hubertus — ach was! Die jungen Leute mochten ihre Liebeleien unter sich abmachen.

Hätte Lulu geahnt, daß es auch noch etwas anderes war, nicht nur das Auf und Ab des alten Liebesspiels, dann würde sie ihre Schwägerin doch wohl unterrichtet haben. Es war ganz so, wie es Christopher Bantinck damals verstanden hatte, als Jo Hubertus Vorwürfe machte: Ludowika und er gehörten zu einem Kreis von jungen Leuten, die zunächst wohl nur das Interesse am Sport zusammengeführt hatte, dann aber auch die Wettleidenschaft. Dieser Weg war für Hubertus ganz einfach, fast selbstverständlich gewesen; und nachdem er gekostet hatte, was es heißt: gewinnen, sich Wünsche erfüllen, verlieren und wiederum gewinnen müssen, fand er nicht mehr zurück. Außerdem, er hatte Glück, zumal im Anfange; auf alle Fälle waren die Chancen seiner Favoriten, wo immer sie liefen — in England, Frankreich, Amerika — größer als die Chancen seiner begonnenen Arbeiten.

Um die Zeit, als Hubertus gerade nur zu setzen brauchte, um zu gewinnen, war für ihn kein Mädchen so hübsch wie Ludowika aus der Apotheke, und wenn Gesine auch verachtungsvoll sagte: „Mädchen, die nach neun Uhr auf Straße gehen, is der S—chmand von aff," Ludowika ging eben auf die Straße! Sie ging sogar weiter. Und je näher zu Hubertus hin, um so kostspieliger wurde diese Freundschaft.

Ludowika Aldensell gehörte nämlich von Natur zu den merkantilen Jungfrauen in dem Sinne, daß ihr gar nichts über das geschwollene Sparkassenbuch ging. Als Verluste kamen, erkaltete sie seiner Ritterlichkeit gegenüber so sehr, daß Hubertus zu seinem Trost ein anderes Jungfräulein haben mußte. Dieses Mal war es ein Kind, das nur ihn, seine schönen Anzüge und seine Sportbegeisterung liebte. Doch das kam erst später, und es führte genau so zu einem leeren Beutel.

*

In dem Augenblick, als der erste schwere Regen aus dem bleifarbenen Himmel niederprasselte, legten die beiden Boote an. Es nützte nichts, man mußte sie befestigen, einige Sachen herausnehmen. Die Mädchen, wenigstens drei von ihnen, liefen davon, zu dem grellblauen Bootshaus mit den gelben Kanten. Es lag am Ende der Wiese, zwischen andern bunten Würfeln.

„Jo! So lassen Sie doch!" rief Heinz Franke ihr zu. „Machen Sie, daß Sie reinkommen. Laufen Sie hinter den andern her!"

„Jaja!" Sie sprang noch einmal in das Boot, holte einen Schal heraus. „Bin sowieso schon erkältet, schadet mir nichts mehr."

Doch dann wurde es auch ihr zuviel. Kaum hatte sie die Tür des Bootshauses hinter sich geschlossen, da krachte ein Donnerschlag, und der Regen ging grau, einem Wolkenbruch gleich, vor den Fenstern nieder.

Die jungen Männer kamen herein, lachend, triefend naß. „Da nützt nur das Grammophon und etliche Schnäpse," sagte der letzte, als er die Tür zuschlug.

„Wer hat den Schlüssel?" rief eines der Mädchen.

„Hier!" Man warf ihn ihr zu. Sie schloß den Wandschrank auf. „Genug für uns. Wieviel sind wir? Acht. Fünf Flaschen Likör und Wein, Cakes und etwas Schokolade." Die Mädchen brachten alles auf den Tisch.

„Wir dürfen die Ruderjacken ausziehen, was?" fragte der eine der vier Studenten.

„Natürlich!" Man breitete sie aus, legte sie über die Stuhllehnen.

„Ihr könnt ja nun nicht mehr viel ausziehen," sagte ein kleiner dunkler Bursche zu den Mädchen.

„Ist auch nicht nötig, höchstens für Jo!" rief man zurück.

„Ich tanze mich warm," sagte Jo, ihre Hand auf Heinz Frankes Arm legend.

Der wollte gerade einen Kognack trinken, hielt ihn dann Jo hin. „To beginn with!" sagte er. Sie trank ihn schnell hinunter, und dann begannen die beiden, die gute Partner waren, einen Charleston zu tanzen, sehr schnell, übertrieben. Auch die andern tanzten. Es war heiß und eng in dem kleinen Raume. Niemand achtete genau darauf, wieviel er trank; die Erregung des schnellen Ruderns, diese Flucht vor dem Gewitter, das Geborgensein, während das Wetter draußen wahrhaft wütete, es erhitzte sie und machte sie ausgelassen.

Heinz Franke hielt Jo fest im Arm. „Jetzt geht es doch mit uns," sagte er, „neulich waren Sie die reine Wildkatze!"

„Besser nicht erinnern. Von oben bis unten unrühmlich war diese Affäre, aber für Sie, Männeken!" Ihr rotes Haarkäppchen war dicht unter seinen Augen; es gefiel ihm ganz besonders gut.

Einer der Studenten hob sein Glas auf und rief in den heitern Tumult hinein: „Auf allgemeines Du!"

„Ja, gewiß!" Man stimmte von allen Seiten zu; den meisten unter ihnen war diese Anrede schon längst vertraut.

„Mitgefangen!“ rief Franke und zog Jo an den Tisch. Man schenkte die Weingläser voll — es waren nur fünf — und jeder trank sein Glas bis zum Grunde leer.

„Also meine Jo — du, du kleine Jo!“ sagte Franke, sie aufmerksam anblickend — sie war wirklich sehr blaß, und die Augen glänzten fieberisch — „ganz wohl ist dir nicht!“

„Nein, nicht gerade, aber was macht das schon?“ Sie lachte, wollte nicht zugeben, wie müde sie war, daß Hals und Rücken schmerzten. „Hört mal, ich singe euch jetzt das schöne Lied: Die Wiener Moritat, ihr wißt schon! Etwas heiser bin ich, genau wie das Sendweib, von dem ich sie lernte.“

„Auf den Tisch!“ rief der kleine Dunkle. Schon stand sie oben. Man applaudierte, als sie begann.

„Das Lied vom Débardeur, auf Ehr'!“ rief sie. Die andern wiederholten die Worte.

Hoch stand sie da, im halbnassen, kurzen und ärmellosen Kittelkleidchen, einen schmalen Lederriemen um die Hüften. Reizend war sie. Sie begann:

„Publikum, vernimm die Schauderg'schichte,
Die ich dir mit Grauen jetzt berichte,
Von dem Kerl, der beim Sperl,
Hat ermordet einen Débardeur — auf Ehr'!“

Die letzte Zeile sangen alle mit.

„Sie war ein tugendhaftes Frauenzimmer,
Débardeur, doch leider war's nicht immer.
Auf dem Balle, im Sperlsaale,
Da kam ihre Tugend doch zu Fall. Skandal!“

„Skandal!“ riefen sieben junge Stimmen.

„Ihr Geliebter, ein sehr mag'rer, großer,
Wie die böse Welt behaupt', ein Schlosser,
Liebe heuchelnd, zärtlich schmeichelnd,
Führt er auf den Maskenballe sie: Mit Müh'!“

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Jetzt tanzt sie, das Haupt bekränzt mit Rosen,
In den engen, knappen Männerhosen.
Doch entsetzlich, ganz urplötzlich,
Zieht er seinen Taschenfeitl raus! O Graus!“

Jo begleitete die Worte, die sie, nach Art der Bänkelsänger, hervorpreßte, mit bezeichnenden, sehr komischen Bewegungen.

„Und ersticht in blinder Wut die Gute,
Hei, wie liegt sie da in ihrem Blute!
Angst im Saale. Mit einem Male
Kommt auch schon die hohe Polizei —“

„Au wei!“ rief der Chor.

„Nein, Kinder, es ist doch nicht Berlin. Wien, Wien ist es,“ sagte Jo eindringlich, „Herrrbei müßt ihr rufen.“

„Herrrbei!“

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Jetzt büßt er die Freveltat in Ketten;
Niemand will und kann den Sünder retten.
Doch die Arme, in ihrem Harme,
Starb zwölf Jahre später im Spital. Voll Qual!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Jetzt spukt sie, die arme, gute Pepperl,
Im Sperlsaal, und tanzet dorten Zepperl!“

„Black bottom!“ riefen die Zuhörer. Alle lachten, auch Jo.

„Weiter, weitersingen. Stört sie doch nicht.“

Ganz tief begann Jo:

„Mitternächtlich, ganz verdächtig,
In dem engen Débardeurgewand! O Schand!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Publikum n'mm dir daraus die Lehre:
Morde nie von hinten Débardeure!
Laß dich rühren, denn sie spüren,
Akkurat so gut wie du den Schmerz. Im Herz!“

„Bravo! Bravo, Jo!“ Man wollte sie vom Tische heben, doch sie entwischte, sprang herunter.

„Jo, du bist ein Hauptkerl,“ sagte der Dunkle, ihren Arm umfassend. Fast heftig schüttelte sie ihn ab, eine Falte zwischen den Augenbrauen. Sie war nicht recht mit sich zufrieden. Oder kam dieses Unbehagen von der Erkältung?

Sie tanzte wieder und tollte herum. Doch dann wurde sie so müde, daß sie sich an den Tisch setzte, den Kopf in den Arm gelegt. „Laßt mich mal fünf Minuten in Ruhe,“ sagte sie. Heinz Franke öffnete eins der Fenster, sah zu Jo hin, ob die kühle Luft sie nicht traf. Noch immer regnete es, doch nicht mehr so stark. ‚Besser wäre schon, man brächte Jo nach Hause,‘ dachte er. Er hatte ein zärtliches, gutes Gefühl für sie. Höchstens neunzehn mochte sie sein, und er war über dreißig. Jetzt, wo sie nicht keck war, sondern ermattet am Tische saß, den kindlichen Körper weich gebogen, war er ehrlich um sie besorgt. Das rote Köpfchen, der feine Nacken, gern hätte er darüber hingestrichen.

Wie er hinblickte, fuhr die Hand eines vorbeitanzenden Studenten in den etwas klaffenden Rückenausschnitt hinein. Jo sprang auf, ihre grünlichen Augen blitzten. „Was nimmst du dir heraus? Kann man denn nicht einmal lustig mit euch sein?“

Franke stand neben ihr. „Ein sehr dummer Scherz war das,“ sagte er ruhig.

Man umringte Jo, wollte keinen Streit aufkommen lassen. Doch auch Jo wollte es nicht. „Lieber in den Regen,“ sagte sie, ging zur Tür, öffnete sie und war draußen.

„Laßt sie nur!“ sagte Franke, „ihr seht doch, sie ist gereizt.“ Damit nahm er seine Mütze, zog sie über den Kopf und ging hinter Jo her.

Sie wendete nichts gegen seine Begleitung ein. „Vielleicht erreichen wir noch den Omnibus,“ sagte sie, „und wenn nicht — wir sind nun doch einmal naß —, dann

wollen wir zu meiner Schwester gehen, es ist eine knappe halbe Stunde. Dort bekommen wir alles, was wir brauchen, und ich kann nach Hause telephonieren." Sie war wieder ganz ruhig.

„Dann schlage ich vor, wir gehen sofort zu deiner Schwester, sehen uns erst gar nicht nach dem Omnibus um. Du kannst unmöglich in diesen nassen Kleidern bis zur Johanniter-Kommende fahren," sagte Heinz.

Es tat Jo herzlich wohl, daß er sich um sie kümmerte; nur zeigen durfte man das nicht. „Einverstanden!" sagte sie kurz.

Sie trabten im Regen nebeneinander her und waren im Grunde sehr froh, der Hitze und dem Tumult entronnen zu sein.

An der Tür empfing sie das Faktotum Joseph mit der Nachricht, Herr und Frau Steveningh wären in Münster.

„Macht nichts," sagte Jo, die nun wirklich fast erschöpft war, „wir bekommen trockene Kleider und Tee. Können Sie Herrn Franke nicht den Leinenkittel von dem jungen Gärtner geben? Aber auch die Hose dazu! Ich gehe ins Schlafzimmer meiner Schwester und finde schon was. In einer Viertelstunde ungefähr sind wir zum Tee im Musikzimmer. Ist das recht?"

Gewiß, es war Joseph sehr recht. Alle hier im Hause mochten das lustige Ding gern leiden. Er bereitete mit dem Mädchen sorgfältig den Tisch vor. Vertrat er nicht die abwesende Herrschaft? Einen hübschen jungen Mann hatte sich die Kleine da mitgebracht.

Als Jo herunterkam, saß Franke schon in einem bequemen Sessel. „Was für eine Wohltat!" sagte er, aufstehend. Dann fingen sie beide an zu lachen. „Genau als ob ein Kind Theater spielte!" sagte Heinz Franke, „alles zu lang, alles zu weit! Das Morgenkleid hängt ja wie ein Teig um dich herum."

„Glaubst du etwa, dein Anblick wäre besser? Aus allem herausgewachsen!" Aufseufzend setzte sie sich hin. „Ist das gemütlich," sagte sie nachdrücklich und schenkte ein.

Heinz sah ihr zu. Sehr zierlich war sie in dem weiten, flauschigen Gewand, recht zum Liebhaben und Verwöhnen. Man konnte sich kaum vorstellen, daß sie scharfe und kalte Worte aus dem herzförmigen, weichen Munde herausbrachte.

Es war Jo heute auch gar nicht darum zu tun; sie hätte sich recht gern verwöhnen lassen. Doch von wem? Keiner hatte das je getan, es sei denn — ja, in einer Art Onkel Christopher und kürzlich, bisweilen, Clarisse. Doch sehr selten.

Sie lehnte sich zurück; der weiche Morgenrock, den sie übereinander gezogen hatte, verrutschte ein wenig. Einen Augenblick sah man den schmalen jungen Körper.

„Zieh dein Gewand nicht so eifersüchtig zu," sagte Franke, sich zu ihr hinbeugend, „es ist nicht viel anders, als wenn du im Ballkleidchen bist." Ganz sacht, Jo zärtlich anblickend, schob er die Falten auseinander.

„Ein rosa Blüschen und ein Pumphöschen daran. Wie reizend!" Sehr, sehr leicht, legte er seine Hände um ihren Leib.

Jo sah ihm halb erstaunt und halb abwartend zu. Er hatte recht. Ein Ballkleid verdeckte sie nicht mehr, und zu Fastnacht war sie in ganz kurzen Höschen gegangen. Und doch!

Heinz hatte sich auf ein Knie niedergelassen. „Wie eine Puppe bist du, Jo. Man darf dich wahrlich kaum anfassen." Zart ließ er seine Hände bis zu ihren Knien gleiten. „Neulich das — in meinem Zimmer — es tut mir sehr leid." Er sah zu ihr auf.

„Es ist schon gut," sagte Jo, mit einer abwesenden Stimme und zog das Morgenkleid fest um sich herum.

Franke blieb auf dem Boden sitzen, langte nach einem breiten Fußkissen hin. „Und dann wollte ich dir noch eins sagen, Jo, im ganzen hattest du recht, doch so — wahllos, wie du denkst, bin ich nicht. Ich habe ein Mädchen lieb, und das Mädchen heißt Jo."

„Das würde ich ihr nicht sagen." Jo lächelte, wandte den Blick nicht vom Fenster, ihre Wangen waren gerötet. „Dieses Mädchen — einen jungfräulichen Hochmut hat sie."

„Den soll man ihr lassen," sagte Heinz Franke, „er gehört zu ihr, macht sie oft ganz widerborstig, aber deshalb dürfte sie doch einem Manne, der sie lieb hat und der das versteht, ein wenig gut sein." Er nahm eine ihrer Hände zwischen die seinen. „So gut, meine ich, daß diese beiden Menschen sich Freude gäben. Willst du das denn gar nicht, kleine Jo?"

Sie blickte Heinz Franke an. „Bisweilen denke ich — ja! Morgen denke ich vielleicht — nein."

„Denk nur mal gründlich — ja!" Er küßte ihre Hand, lange, zärtlich.

„Du mußt nicht glauben," — Jos Stimme verschwebte fast — „daß ich gar nichts von — dem wüßte. Gerade weil ich einiges weiß, möchte ich mich bewahren. Ich habe noch heute — wenn ich daran denke, einen schlechten Geschmack davon, daß ich vor fünf Jahren, in unserm Tanzzirkel, eine Liebelei hatte. So kindisch war ich, ich glaubte, das gehörte zum guten Ton. Kurzum" — sie warf den Kopf mit einem

Ruck zur Seite — „ich habe keine Freude daran."

„Das kann ich mir denken," sagte Heinz, ihre Hand loslassend, „doch ich möchte fast sagen, jeder von uns macht zunächst mal irgendeine Dummheit. Dennoch, liebe Jo, sieh mich einmal an, ich meine es wirklich gut, und du bist so ein süßes Ding, ich würde ganz und gar zu dir stehen und für dich besorgt sein. Du glaubst doch selbst nicht, daß dein Hochmut dir jahrein, jahraus Ersatz für all das sein wird, was junge Menschen sich geben können. Vielleicht bin ich auch ein wenig besser und zuverlässiger als die meisten um dich herum, denkst du nicht auch?"

Eine ganze Weile blickten sie sich an, dann richtete Heinz sich auf, strich ihr über das knappe, glänzende Haar — wie er es den ganzen Nachmittag über gern getan hätte — und küßte behutsam den herzförmigen, weichen Mund.

„Ach Heinz," sagte Jo, sich zurückbiegend, „was für ein hübsches Netz du da ausgelegt hast!" Doch sie lächelte und ließ ihm ihre Hände.

Heinz Franke war nicht unerfahren; er versuchte es nicht, einen größeren Erfolg zu erringen. — — —

Eine halbe Stunde später kamen Martin und Clarisse. Sie hatten in der Stadt schon von Jos Mißgeschick gehört.

„Gott, Kind, wie elend du aussiehst!" sagte Martin, kaum daß er sie erblickte. „Was ist nur mit dir?"

„Ich habe die Grippe. Der Hals ist mir schon halb zugewachsen," sagte Jo gelassen.

„Dann aber schnell ins Bett," rief Clarisse drängend. Sie war sehr glücklich, einen Vorwand zu haben. Es war so schwer, immer mit Martin allein zu sein! Jo sollte bei ihr bleiben, solange wie möglich. Auch Martin griff freudig zu. „Nein, keine Widerrede," sagte er, Jo in den Sessel zurückdrängend, „ich telephoniere sofort. Du bleibst bei uns!" Und er ging hinaus.

Jo war es im Grunde ganz lieb. Sie fühlte sich erbärmlich schlecht. „Willst du mich auch fein pflegen?" fragte sie Clarisse.

„Dich? Jo, was für eine zarte Regung! Das verdanken wir nur deiner Grippe."

„Komm mal her — der Widerspenstigen Zähmung!" sagte Martin, zurückkehrend, und er hob Jo aus dem Sessel auf seine Arme und trug sie hinaus. Clarisse blickte ihnen nach. So also konnte Martin sein ...

⋆

Für Martin und Clarisse war es eine Wohltat, daß sie nicht in dem verwinkelten Geschäftshaus am Prinzipalmarkt wohnten, nah beisammen, aufeinander angewiesen, sondern im weitläufigen Hause auf dem Lande.

Es lag in einem großen, sehr schönen Garten, dem Frau Dorette das Herbe genommen hatte. Früher war es ein rauschender, grüner Park gewesen; in seinen äußern Bezirken, dort wo die hellen, langgestreiften Felder begannen, war es auch heute noch so, doch rings um den Weiher und zumal zum Hause hin leuchtete es von Blumenbeeten. Man sah weiße Bänke, Korbsessel mit einem roten Schirm darüber ausgespannt, und hier und da bauschte sich üppiges Grün um Sandsteinfiguren. Das Haus selbst hatte zur Landstraße hin eine ganz einfache, kiesbestreute Vorfahrt. Rechts und links standen viereckige, kleinere Kavalierhäuser, die zum Teil als Garage und Stallung benutzt wurden, zum Teil dem Gärtner und Kutscher überlassen waren. Die einst große und einträgliche Landwirtschaft hatte man längst aufgegeben; die Felder, Wiesen und Gehölze ringsum gehörten kleinen Besitzern, die immer noch wenn auch in einem merklich gelockerten Verhältnis zur Steveninghschen Familie standen.

Ein sehr solides Haus war es, mit dicken Mauern, breiten Treppen und großen Räumen. Der Erbauer hatte nirgendwo gespart, viel Sinn für schöne Ausmaße gehabt und jede unnötige Verzierung vermieden. Es blieb den Nachfahren überlassen, ihre Eigenart in der Ausstattung der Zimmer zur Geltung zu bringen.

Bis Frau Dorette hier einzog, hatten alle Steveninghs an dieser schönen Einfachheit festgehalten. Jetzt war es ein wenig anders, weltlicher, wärmer und lebensfroher in dem weitläufigen Landhaus geworden, und Clarisse hatte ganz recht, wenn sie immer wieder zu den alten Freunden und zu ihren Angehörigen sagte, dieses alles so schön instand zu halten, wie sie es übernommen hätte, das erforderte viel Aufmerksamkeit; sie könnte nicht oft nach Münster kommen.

Arbeit lenkte ab ... Und doch, was wollte es bedeuten? Wenn die ersten Schatten über dem Parke blauten, wenn die Farben in den Zimmern weicher wurden, die abendliche Sehnsucht in Blume, Wolke, Duft und Vogellied lockte, dann fiel der künstliche Aufbau des Tages zusammen. Er war unbeseelt. Sie konnte ihn niemand zeigen. Bisweilen fragte Martin sie, was sie tagsüber begonnen hätte. Wenn sie es aufzählte, zerrann es. Am Abend schien alles leer zu sein.

In das gemeinsame Leben, dessen Anfang

bitter schwer gewesen war, kam langsam eine schablonenhafte, freundlich-höfliche Regelmäßigkeit hinein. Martin und Clarisse wichen nicht davon ab: es war das feste Gerüst. Sehr vorsichtig mußte man sein, wollte man nicht vor den Augen des andern ausgleiten.

An jedem Morgen, sogleich nach dem gemeinsamen Frühstück, das immer recht feierlich im großen Speisezimmer serviert wurde, fuhr Martin zur Stadt. Auch er sah sich, ernsthafter als Clarisse, nach Arbeit um, nach einer befriedigenden Arbeit. Er hatte in das elterliche Geschäft, das ganz selbstverständlich ihm dereinst zufiel, niemals tief hineingeblickt, hatte seinen Studien gelebt, im Grunde noch einmal weit reisen wollen — doch das hatte er aufgegeben, um andrer willen.

Was war das nur mit seinem Leben? Um seines Bruders willen! Um der Eltern willen! Ja — und um Clarissens willen, die er jahrelang umworben hatte. Nicht trauervoll, nein, erstaunt und fast höhnisch dachte er daran. Weshalb nichts um seiner selbst willen? Wer war er selbst, was konnte er, was wollte er aus seinem Leben machen, was aus dem Überkommenen? War dieses Überkommene nicht auch eine Verpflichtung? Ganz gewiß.

An manchem jungen Morgen ließ er den Wagen daheim, ging zu Fuß, zwei, drei Stunden lang. Es kam ihm vor, als habe er zum ersten Male in seinem Leben Zeit zum Nachdenken.

Nein, den Bruder liebte sie nicht. Sie war zu stolz, zu verletzt, dessen war er sicher. Einige Tage, vielleicht nur Stunden, war sie Andreas, der so viele blendete, ergeben gewesen. Aber ihm, Martin, niemals . . . Er warb nicht um Clarisse, jetzt nicht mehr.

Zuweilen, wenn sie ihm entgegenging im Garten, in den großen Zimmern, wenn diese weibliche Süßigkeit um sie war, die er leidenschaftlich, voll Begehren, an ihr geliebt hatte, kam eine jähe Aufwallung des alten Gefühls über ihn. Doch niemals stand das in seinen Augen, niemals verriet es eine einzige Bewegung. Mit immer gleicher Höflichkeit und einer gewissen Fürsorge, die der Dame in ihr galt, umgab er diese Frau, die jahrelang alles in ihm gebunden hatte, seine Aktivität, seinen Willen, ja, seine Männlichkeit. Er reckte sich empor, wollte sich selbst, seinen eigenen Weg, sein Ziel.

Das blaßgrüne Haus mit den rostroten Verzierungen, das alte Geschäftshaus, schlicht und klassizistisch inmitten der hochgiebeligen gotischen und barocken Bauten, es bekam für ihn eine neue, ungeahnte Bedeutung. Die alten Geschäftsbücher wurden für ihn zur Geschichte dieses Hauses, der Verlag zur Geschichte der Kultur einer vergangenen Zeit.

Doch Martin Steveningh, der den Krieg mitgemacht, der das Aufgerissene, Chaotische dieser Jahre gesehen hatte und jener, die folgten, konnte nicht mehr an den alten Fäden weiterspinnen. Vielleicht — eine Weile — wenn die Ehe mit Clarisse Inhalt des noch nicht klar gestalteten Lebens geworden wäre!

Langsam, ganz allmählich, formte das Leben an ihm, und Clarisse bemerkte es. Ja, sie bemerkte, Martin, er stand nicht mehr im Hintergrunde. Man konnte ihn allein denken, ohne Eltern, Haus und schöne Dinge. Kluge Augen hatte er und schöne, energische Hände. Clarisse sah ihn, und es kränkte sie, daß sein Blick über sie hinwegging. Sie tat, was seit den Tagen des Paradieses bei den Frauen holder Brauch ist: sie schmückte sich.

Sehr gut sah sie aus, wenn sie abends unter der Lampe saß. Aber er bemerkte sie kaum, denn vor ihm lagen neue Zeitschriften und Bücher, in die das Tempo des neuen Lebens eingefangen war.

Und eines Abends, als er das Altmodische ihres Beginnens nicht mehr gut ertragen konnte, wollte er es, aus Unlust daran, noch weiter treiben. „Hol' dir doch mal die alten Bücher unten aus der Lade," sagte er, „es sind Albums, in die die Frauen dieses Hauses Sprüche und kleine Malereien sammelten; ganz hübsche Sachen stehen darin."

Clarisse verstand nicht, was hinter diesen gleichmäßigen Worten glimmte. Sie stand auf, kramte in der Lade und legte ein Album nach dem andern auf den Tisch. Aus ihren Kleidern wehte ein feiner Duft. Martin hob den Kopf. Als sie sich hinsetzte, stand er auf, stellte sich hinter sie und sah auf das Blatt, das Clarisse gerade betrachtete.

„Laß doch sehen," sagte er, „aus welchem Jahre ist es." Er lehnte sich vorwärts und schlug die erste Seite auf. Seine Hand, die Clarisse nun ganz genau kannte, lag dicht vor ihr.

Da hatte auf dieses erste Blatt ein Steveningh seiner Frau einen kleinen Vers niedergeschrieben, zärtlich hingemalt hatte er ihn:

„Daß du bist die Liebste mein,
Des soll Gott mein Zeuge sein."

Sie lasen es zu gleicher Zeit still in sich hinein. Clarissens Kopf senkte sich ein wenig, ganz wenig nur. Der Duft aus ihrem Haare, aus den Kleidern, war für Martin

verflogen. Er kehrte wieder auf seinen Platz zurück.

„Es mutet merkwürdig an, diese alten Dinge,“ sagte Clarisse mit einer ganz ruhigen, sehr angenehmen Stimme.

Martin blickte auf. „Ich dachte, so etwas freute dich,“ sagte er.

„Ja, ich habe immer gern den Untergrund gesehen, wie alles gewachsen ist. Mir scheint, jetzt stehe ich still. Man weiß nicht mehr so recht — wir hier in der Provinz —, wie das Leben aussieht. Das Weiterwachsen sieht man nicht.“ Und sie nahm eines seiner Bücher.

Martin schwieg. Es war ihm nicht wohl dabei, daß ihre Hand in sein Revier hinübergriff; es war genug Gemeinsamkeit, ein Heim aufbauen zu müssen. Schwer genug, daran zu denken — am Prinzipalmarkt würden sie allzu nah beisammen sein. —

Die damals grell ausstaffierten Stuben, in denen Clarisse mit Andreas getanzt hatte, waren fertig, schön in den Farben, abgewogen in allen Linien. Die Möbel, die Bilder, die Teppiche und Vorhänge, alles war sorgfältig ausgewählt. Darin hatten die beiden gewetteifert, denn so weit ließ man sich nicht gehen: Gleichgültigkeit zeigte man nicht. Ein jeder konnte meinen, hier würde ein richtiges Liebesnest gebaut.

Lulu ließ es denn auch nicht an weitgehenden Andeutungen fehlen. Sogar die alte Frau Bantinck kam und sah sich alles genau an. Sie stand in ihrem seidenen Mantel da, die Hände auf der Elfenbeinkrücke ihres Stockes. Ihre lebhaften Augen wanderten umher, verweilten hier und da lange. „Eine seltsame Mischung ist das,“ sagte sie, „ganz Neues mit ganz Altem. Und wie gut es zusammenklingt.“ Langsam, so daß niemand recht bemerkte, wie schwer es ihr wurde, ging sie zu einem tiefen, blausamtenen Sofa hin und setzte sich. „Ja, von der Bequemlichkeit versteht ihr etwas,“ sagte sie lächelnd, „mein Biedermeierzimmer gibt das so recht nicht her.“ Sie zog die weichen dänischen Handschuhe von den seidig-knitterigen Altfrauenhänden.

Martin hatte sie nach oben hin geleitet, verabschiedete sich dann bald. Clarisse setzte sich neben sie. „Dann bist du wohl keineswegs niedergeschlagen über unsere Zeit?“

„Wie sollte ich?“ Franziska Amalie Bantinck sah lächelnd auf Clarissens gesenktes Profil. „Europa wächst. Die große Erschütterung, durch die wir alle hindurchgingen, hat vielen die Augen geöffnet. Nichts ist so schlimm, daß es nicht Neues gebiert: wir werden weder versumpfen, noch verbrennen. Wir werden leben.“

Clarisse hob den Kopf. „Nichts ist so schlimm, daß es nicht Neues gebiert?“ wiederholte sie nachdenklich.

„Ganz gewiß.“ Frau Bantinck verstand ihre Enkelin. Sie war so fein geschliffen, die alte Frau, sie fing alle Ausstrahlungen auf. Niemals sprach sie mit Clarisse über ihre Ehe.

*

Es war gar nicht so leicht, Jo wieder auf den Weg zu bringen. Zu der Erkältung war eine böse Rippenfellentzündung gekommen. Clarisse hatte genug zu tun. Sie pflegte ihre Schwester mit einer Aufopferung, die Martins Blick zuweilen nun doch zu ihr hinlenkte.

Seit Jo auf der Terrasse lag, die nach Süden hinausging, kam viel Besuch ins Landhaus. Bisweilen saß Christopher neben ihr, etwas ungeschickt, denn es lag ihm nicht recht, mit diesem zart aussehenden Kinde über Dinge zu sprechen, die nicht in seinen arbeitsreichen Sommer paßten. Besser schon, er trug sie zum Rasen hin und an den Weiher, holte ihr dieses und jenes. Eines Tages hatte er das kleine Haus ganz hinten im Garten entdeckt, das Steveninghs die Gloriette nannten. Es war ein sechseckiges Gebäude, ein Türmchen, mit einem spitzen Dach. In jeder Wand saß ein längliches Fenster, einige hatten buntes Glas. Eine alte Ottomane stand darin, ein Tisch und zwei Stühle.

War dies nicht etwas für Jo? Sie mußte ein wenig abseits sein. Man konnte das herrichten, diese Gloriette. Nur so herumsitzen, das war nichts für Christopher. Man wurde sentimental wie ein Seminarist, wenn man lange in das porzellanene Gesicht unter dem roten Käppchen sah. In zwei, drei Nachmittagen hatte er alles herangeschafft, was notwendig war. Die alte Ottomane war die Hauptsache; sie war bequem. Martin — er mochte ihn übrigens gut leiden — hatte eine große, verblichene Plüschdecke hervorgeholt, einen Teppich und einige Regale mit Büchern. Clarisse stellte eine Vase mit Rosen auf den Tisch, und Jo, dieses zähe, eigenwillige Mädchen, ging ohne Stütze zu dem roten Türmchen. Sie freute sich auf ihre kleine, lichtdurchflutete Stube. Ein wenig auch auf die Ruhe, doch das sagte sie nicht.

Heinz Franke kam so oft, um sich nach Jo zu erkundigen, daß es selbst den Bäumen auffallen mußte. Als er dann schließlich bis zur Terrasse vorgedrungen war, machte es ihn nicht sonderlich froh. Sie war ja nie allein! Sehr, sehr verliebt war er in das kleine Ding, das schon wieder anfing, ihr

Der Hafen von Amsterdam. Gemälde von Willem van de Velde d. J. (1686)
Amsterdam, Reichsmuseum
(Aus Velhagen & Klasings Künstlermonographien: Die Künstlerfamilie van de Velde von Prof. K. Zoege von Manteuffel)

keckes Schnäbelchen zu wetzen. War das eine grandiose Idee dieses Onkels Christopher gewesen, Jo abseits zu bringen, in ein stilles, kleines Gartenhaus! —

Zwei Tage schon residierte Jo in der Gloriette, da wußte sie, daß Heinz Franke unterwegs war. Sehr einfach, er pfiff die Melodie vom „Débardeur, auf Ehr'", an den sie nun längst ohne ein unangenehmes Gefühl dachte. Es war eben doch wohl nur die Erkältung gewesen.

Eine Weile war es still. Sie stand auf, ging zur geöffneten Tür. Freute sie sich? Wirklich? Nein, das nicht gerade. Und doch —

Heinz bog um die Ecke. „Jo, Jo!" sagte er, und dann hielt er sie in seinen Armen. Sie konnte nicht lange darüber nachdenken, ob sie es wünschte, oder ob er ein Recht dazu hätte, denn er küßte gut, so erschreckend, so unglaublich gut, daß Jo noch schmaler und schwächer wurde, als sie ohnehin war, und Heinz Franke nichts anderes übrig blieb, als sie auf seinen Schoß zu nehmen. So wurde nun nicht das klassizistische blaßgrüne Haus ein Liebesnest, wohl aber die Gloriette hinten im Park der Steveninghs, und Jo ging von Tag zu Tag blühender daraus hervor. Weder ihr noch ihrem Freunde fiel es ein, diese Sommerseligkeit mit Versicherungen des Ewigen und Unverbrüchlichen zu beschweren: es war ein Teil des strahlend schönen Lebens. — — — — — — — — — —

Und auch Jo hatte eine Unterredung mit ihrer Großmutter, viel länger und offenherziger als Clarisse. Das war aber schon zu Ende des Sommers, als die alten Steveninghs von ihrer langen Reise zurückgekehrt waren und Martin und Clarisse gegenüber dem Rathause wohnten.

Frau Bantinck und Jo saßen einander gegenüber und lasen, Franziska Amalie, in schwarzer Seide, die langen Ohrringe bis zur zierlichen Halskrause hinabhängend, Jo in einem ihrer kurzen, hellen Kleider. Ein ganzer Stapel von Zeitungen und Zeitschriften lag auf dem Tische, der dicht bis ans Fenster gerückt war. Die alte Frau Bantinck liebte es, wie sie sagte, alle Teile zu hören. Es regte sie an und ergötzte sie. Sie hatte die nötige Entfernung zu den Dingen gewonnen. Kaplan Vietinghof, der bisweilen heraufkam, um eine Stunde mit ihr zu verplaudern, sagte ganz mit Recht von Franziska Amalie: „Wenn der Wein sehr gut ist, ist er alt am besten."

Jo saß anscheinend ganz vertieft da, doch hin und wieder warf sie einen Blick auf die Lesende. Frau Bantinck bemerkte es. „Nun, Kind?" fragte sie, die Zeitung wegschiebend.

„Großmutter, sind wir eigentlich monogam?" fragte Jo.

Einen Augenblick nur stutzte Franziska Amalie. „N — nein, Joséphine, ich fürchte — nein —" — sie sprach diesen langen und sehr christlichen Namen französisch aus — „es ist ein Ideal."

Jo faltete die Hände und legte die Arme lang über den Tisch, über die Zeitungen und Journale. „Ein erreichbares?"

„Ich denke —" Franziska Amalie sah schräg aus dem Fenster auf die spielenden Blätter der Ulmen.

„Was denkst du?" drängte Jo.

„In der märchenhaft ruhigen Zeit vor dem Kriege war es für Frauen unsrer Schicht, zumal in den Provinzstädten und kleinen Plätzen, erreichbar. Zudem, Joséphine, wenn du der Frau, die ja ohnehin besonders eindrucksfähig ist, generationenlang einhämmerst: du bist monogam — dann ist sie es. Und dann, sieh her, die herrschenden Gewalten, Kirche, Staat und Gesellschaft, haben ein Interesse an der Ehe, der Familie und damit an der Monogamie der Frau. Der ganze große und komplizierte Aufbau geht schließlich auf diese Urzelle zurück. Um dieses ordnenden Kernes willen erklärte man, nach etlichen Wandlungen selbstverständlich, die Frauen für monogam, gab es ihnen als Ideal, ächtete sie, wenn sie von diesem Ideal abwichen."

„Ganz richtig, jaja!" sagte Jo. „Und das hat sich nicht wesentlich geändert."

„Es gibt noch eine andere Seite der Angelegenheit, Kind." Die alte Dame lächelte. „Die männliche Seite! Die Männer behaupten nicht von sich selbst, sie seien monogam, und das beweisen sie uns. Da muß es eben Frauen geben, die von der weiblichen Monogamie abweichen. Was würde sonst aus den armen Männern?"

Auch Jo lächelte und nickte energisch.

„Ja, wir lachen, ma chère Joséphine," sagte Franziska Amalie, und ihre Ohrringe schwangen leise hin und her, „wir sitzen auf der Johanniter-Kommende und uns drückt der Schuh nicht. Aber die Welt ist, gerade auf diesem Gebiete, voll von Ausnahmen. Selbst, wenn wir in unsre Schicht hineinsehen. Ich glaube nicht —" hier verstärkte sich das Lächeln —, „daß ein einziger Mann einer Frau unsrer Kreise, die er begehrt und die ihm zugetan ist, eingedenk seines Grundsatzes von der Monogamie der Frau, in entscheidender Stunde zuruft: ‚Laß ab von diesem Beginnen, du bist monogam!'"

Jetzt lachten beide hell heraus, die alte Frau und das junge Mädchen.

„Anderseits," fuhr Franziska Amalie

fort, „wir wollen hier keine Gerichtssitzung abhalten und rufen: Ihr Heuchler! Die Heuchelei gehört nun einmal zu den Ingredienzien des Lebens, meinetwegen wie Onkel Karls Gewürze zum Usquebah. Man lebt in einer Welt von Unvollkommenheiten, darüber wollen wir uns nicht aufregen.“ Die Ohrringe schaukelten gemessen. „Ursprünglich monogam sind weder Mann noch Weib. Aber was ist ursprünglich? Wir sind ursprünglich wahrscheinlich auch nicht fleißig, wahrhaftig, mäßig — kurzum: edel. Doch wir schaffen uns Stufen, stellen Ziele auf, haben Ideale. Nun sind wir gerade in den letzten Jahren gründlich durcheinander geschüttelt worden. Außerdem, soviel Zwang und Not, wie unser gesamtes Volk erduldete, führt zu Lockerungen, selbst bei der zwangsgewohnten Frau. Da kommt nun so ein Jungfräulein, Joséphine genannt“ — die alte Dame beugte sich vor — „und fragt ihre Großmutter: sind wir monogam? Und ich antworte, nein, mein Kind, aber es ist ein Ideal, ein menschliches Ideal, kein speziell weibliches. Wir brauchen Ideale, Richtunggebendes, das wirst du fühlen. Nicht nur auf diesem Gebiete. Und ich sage es dir, kleine Jo, nach Lockerungen kommen neue Bindungen, doch ich hoffe, frei gewollte, keine Diktate!“

Jo nickte ernsthaft, kniffte nachdenklich an einer Zeitung und machte einen Fächer daraus. „Aber es gibt viele Schichten, nicht wahr? Stufen, Übergänge — man kann eigentlich von keinem Menschen verlangen, daß er mit dem ersten Griff die seltene Blüte erwischt. Und dann — gar so viele Persönlichkeiten gibt es nicht. Was machen die andern?“

In die Augen der alten Dame schlich sich ein Lächeln. „Eine jede Schicht hat ihre Ideale, hat ihr eigenes Maß. Und ganz gewiß gibt es Stufen, Übergänge.“

„Ja!“ Jo hob den Finger, ihre Augen weiteten sich. „Man muß also lernen, von einer Schicht in die andere hinaufzusteigen. Ohne Erfahrungen geht das nicht ab, Großma. Daß ich mich häute und wandle, ist sozusagen meine Pflicht. Wie kann ich wissen — ich bin noch klein —“

„Oh, Joséphine!“ Frau Bantinck hob lächelnd, abwehrend ihre Hände. „Für gewöhnlich unterschätzest du dich nicht. Du kannst doch sonst alles so hübsch auseinandernehmen und wieder zusammensetzen; tu es einmal mit dir selbst, dann wirst du schon merken, wie dein Partner beschaffen sein muß. Halt' nur fein die Augen auf und begnüg' dich nie mit einem Zuwenig.“

Da erhob sich Jo mit einem Ruck. Nein, ins Uferlose durfte diese Unterhaltung nicht gehen. Sie stützte sich mit beiden Händen auf den Tisch, sah ihre Großmutter dringend an und sagte: „Dann meinst du nicht, daß die Jungfernschaft an sich das Ideal ist?“ Sie hatte rote Backen bekommen.

„N — nein,“ antwortete die alte Dame zögernd, „die Lauterkeit.“

„Ja — ja, ich verstehe.“ Jo nahm den Zeitungsfächer, ging zum nächsten Fenster hin, blickte hinaus, drehte sich dann schnell dem Zimmer zu und sagte: „Wir müssen aber auch Freude haben, wir, wir —“ und sie schlug mit der Hand vor ihre Brust.

„Ihr Jungen, meinst du.“ Franziska Amaliens Augen waren weich. „Seid ehrlich und lieb zueinander — und vergeßt das Ideal nicht.“

„Nein, ganz gewiß nicht!“ Jo kam zu ihrer Großmutter, legte ihre Hand in die ausgestreckte, seidig-knitterige.

Franziska Amalie blickte sie herzlich an. „Und wenn diese, wie du vielleicht meinst, grausamen Gewalten, Kirche, Staat, Gesellschaft, Gesetztafeln aufstellen, dann mußt du denken, es sind Wegweiser für die vielen; es muß sein. Du aber, Joséphine, du bindest dich mit deinem eigenen, freien Willen — und bis dahin: sei klar, sauber, fröhlich!“ Sie schüttelte Jos Hand und ließ sie los. —

„Ich muß mal eben zu Newels herunterlaufen,“ sagte Jo mit einer leichten Stimme, „ich will Blumen für unsre Vasen abschneiden lassen.“

Die alte Dame nickte dazu. Sie verstand Jo. Das Geben und Nehmen mußte leicht sein.

*

Über der krausen Stadt schwang die Morgensymphonie der vielen Kirchenglocken. In ihren Adern, den Straßen und Gassen, lag milchiger Nebel. Hie und da sickerte ein Licht hinein. An den Kirchen schienen farbige Tafeln aufgerichtet zu sein, hohe, inbrünstig und zart verschwebende Fenster.

Um die alten, geschweiften oder stolz aufstrebenden Giebel der Bogenhäuser schlich der Nebel und durch das kostbare Spitzenwerk des Rathauses und der Lambertikirche. Er kroch in die schmalen Stiegen hinein, die ihr heimliches Leben haben, und hier, nahe der Harsewinkelgasse, umhüllte er eine Männergestalt, die, den Kragen hochgeschlagen, noch einen Augenblick abschiednehmend mit einem Mädchen auf der flachen Steinstufe eines kleinen Hauses stand.

„Also, Bambi,“ sagte der Mann, „nächste Woche in Köln. Vergiß das nicht,“ er drohte mit dem Finger und lachte dazu.

Und Bambi, den Pelzmantel fest um sich ziehend, wandte ihm nickend ihr Filougesicht zu. Darauf verschwand sie hinter der schweren Tür.

— — — — — — — — — — — — — — —

Gesine stellte noch eine Schüssel mit Schinken und Eiern auf den Frühstückstisch, obgleich sie es nicht gern tat. Wenn Herr Kerssenbrok zur Treibjagd ging, sollte er die Nacht in seinem Bett liegen und nicht auf der Bahn. Reiste er aber nachts durch, dann auch keine „Quaterie"!

Aber „die unwiese Lulu" — „wat for'n Bohei met de Mannslüde!" — die ließ ja keine Ruhe. Schinken und Eier!

Die Treppe knarrte. Karl Kerssenbrok öffnete die Tür. Rosig, frisch rasiert, in der Jagdjoppe und den hohen Stiefeln. Er rieb sich vergnügt die Hände. „Wird ein feiner Tag, Gesine, der Nebel fällt, es gibt Sonne!" Er setzte sich breitbeinig hin. Gesine schenkte ihm stumm den Kaffee ein. „Und daß ich es nicht vergesse: Geben Sie meiner Frau dieses kleine Paket. Es ist eine Nadel darin, ganz hübsch, wollen Sie mal sehen?"

„Wat for Ideen nich mit's Rentneeren kommen!" sagte Gesine und steckte das Päckchen ein.

Nun konnte man sagen, was man wollte, ein Rentner war er nicht, und mit derartigen Redensarten durfte man Gesine nicht herlassen! Deshalb — schwieg Kerssenbrok, denn so früh am Morgen fielen ihm die Worte nicht ein, die den Landregen gehemmt hätten: es konnte Schlimmeres kommen.

Er bediente sich mit großem Behagen und klopfte sich dann wohlgefällig ab. Alles in bester Ordnung, der Marsch konnte losgehen.

Weit war er nicht, denn es ging nur den Bogen entlang zum Spiekerhof. Hier, neben dem Denkmal des Kiepenkerls, stand der gelbe Rehbrügger Jagdwagen, und um ihn her bewegten sich etliche Männer, alle wie Kerssenbrok, warm und gut ausstaffiert, denn die Tage waren schon recht kalt.

Die drei spitzen, ganz gleichen Fachwerkhäuschen mit dem schwarzen Gebälk, die den Platz abschlossen, schoben ihre ausgeschlafenen Gesichter durch den Morgendunst. Die Männer begrüßten sich, laut, freudig. Man legte noch einige kleine Koffer in den Wagen, halb bepackt war er schon, und dann stiegen so viele auf, wie Platz fanden. Natürlich Kerssenbrok. Was für ein Tag! In einer halben Stunde hatte man sicherlich schönsten Sonnenschein!

Treibjagd in Rehbrügge war von jeher ein Ereignis gewesen. In diesem Jahre war es ein Fest, denn zum ersten Male nach der harten Zeit öffnete Christopher den linken Flügel des Hauses, und die alte Frau Bantinck würde an der Abendtafel den Vorsitz führen.

In den Koffern und Taschen, die man im Wagen aufgestaut hatte, waren die schwarzen Anzüge verpackt; die Damen würden im Abendkleid sein, ganz wie früher — im Herbst 1913! Kaum auszudenken! Und viele fehlten . . .

Die Jäger marschierten fröhlich durch die stillen Straßen, die kurze Pfeife im Mund. Der eine oder andere wagte schon eine Geschichte. „Nicht auf den nüchternen Magen!" wehrte Kerssenbrok ab. —

Christopher Bantinck stand mit seinem alten Förster auf dem Hof. Er reckte die Arme und schlug sich dann mit beiden Händen auf die breite Brust. „Was für ein Tag!" sagte auch er. Opalen und orange mit roten Bändern öffnete sich die Sonnenbahn.

„Alles in Ordnung, was?" Der Förster nickte, sein faltiges Gesicht lachte. „Na — also dann men to!" sagte Christopher. Von der braunen langhaarigen Seraphine umkreist, gingen sie auf die Nienberger Landstraße zu.

Der Garten, die stille, im Morgenlicht feierliche Allee, jenseits der Wald, das alles war silberumzogen. Ein leichter Rauhreif hatte sein Wunderwerk gewoben, hatte zierlich umrändert, glasigweiß betaut, glitzernde Volants aufgehängt, kristallene Kugeln und Sterne. „Das bringt das Laub herunter," sagte der alte Förster, neben seiner Pfeife weg.

Christopher ließ seine Blicke in die Runde gehen, in der es immer noch, unter all dem Silber, wie bunter Brokat lag. Alt, braun wie Rost mit grauen Fäden darin, sattes Grün und hier und da aufleuchtendes Rot und Gelb. Schöner Spätherbst! Und dann kam der Wald, violettes Blau in seinen tiefen Gründen, flimmerndes Gold über den Wipfeln.

Auf dem angegebenen Platz wartete die Treiberwehr. In dicken Joppen, Schals um den Hals gewickelt, die Mützen mit den Ohrenklappen fest heruntergezogen, standen die Männer da, an den Füßen Holzschuhe mit langen Stiefelschäften, ihre Knüppel in der Hand, die kurze Pfeife im Mund.

Der Förster ging an den Wagen, holte die Klappern herunter und verteilte sie unter die Treiber. Christopher war von einer großen Freude erfüllt, blickte tief atmend um sich her. Dann besprach er das

letzte mit dem Förster, und wie sie gerade nach der Windrichtung die Jagd angesetzt hatten, kamen die ersten Gäste. Ihre roten Gesichter leuchteten ihm entgegen.

Nur das des jungen Hubertus nicht. Christopher warf einen schnellen Blick zu ihm hin. Was war nur mit dem Jungen?

Nach und nach fanden sich alle ein, auch Kerssenbrok, der eine Flasche mit Kognak herumgehen ließ. Christopher teilte die Nummern aus, gab einzelne Weisungen. Der Wald war still. Feingliederig und keusch stand das Buschwerk ringsum; die Bäume hoben sich dem Licht entgegen.

„Und nun, meine Herren," sagte Christopher gedämpft, „das, was wir schonen müssen: die Fasanenhennen, die Ricken, die Böcke —" In diesem Augenblick hörte man das Knattern eines Motorrades. Hubertus wechselte mit dem alten Förster einen wütenden Blick, dann sprang er mit langen Sätzen davon. —

Nach einiger Zeit, während der man die kräftigsten Ausdrücke über den Ruhestörer nicht sparte, kam Hubertus zurück, hinter ihm Felix Kerssenbrok. Er war in voller Ausrüstung. „Oh, du Labbeck!" sagte sein Vater, „was hast du hier zu suchen? Und woher dies da!" Und er faßte zwischen die Knöpfe des Jagdrocks.

„Mutter dachte, es wäre eine Überraschung für dich."

„Es ist eine Überraschung!" sagte Kerssenbrok indigniert. Alle lachten, trotz des Ärgers: Lulu war unverbesserlich!

Kopfschüttelnd ging der alte Förster mit den Treibern davon, um ihnen ihre Plätze anzuweisen. Christopher winkte den Jägern. Bald hörte man nur noch die leisen Zurufe, mit denen sie sich, die Entfernung angebend, verständigten.

Und wieder war es still wie zuvor; der Wald breitete sich kühl in den blau hinansteigenden Himmel.

Eine Weile lauschte Christopher. Dann hob er sein Horn und blies die Jagd an.

Von der Ferne her kam Klappern und Rufen. Angespannt stand Christopher da. Ein Iltis sprang hervor, verwilderte Katzen, Hasen. „Wach — to! Wach to de Voß!" hörte er weit hinten die Treiber rufen. ‚Jo, du Vößken', dachte Christopher. Da rauschte ein Fasan heran. „Kö krr, krr, kök, kök —" sein heiserer Halston. Der ganze Wald lebte, Schüsse fielen. Weich strich eine Eule dahin — Bussarde und Habichte. „Wachto —! Wach — to, de Buck!" Das mußte in der Nähe von Hubertus sein. Der Junge würde doch nicht losknallen! Die Klappern kamen näher. „Tirroh — tirroh!" tönte es. Eine Kette Hühner und dann fast unhörbar, ganz nahe, eine Waldschnepfe mit ihrem langen Stecher. Christopher war ganz seiner großen Lust hingegeben. „Wach — to, de Voß!" hörte er nochmals. Da sprang ihm auch schon ein mächtiger roter Kerl derb vor die Brust — ein geriebener alter Bekannter — machte sofort kehrt, sprang in einen Graben im Busch und verschwand.

„Halunke!" rief Christopher und ließ seine Seraphine los . . . Doch was er auch anstellte, der Fuchs war verschwunden.

— — — — — — — — — — — — — —

Als Förster und Treiber nahe herankamen, blies Christopher die Jagd ab. Alles kam zum Treffpunkt zurück, frisch, erfüllt von Erlebnissen. Der Wildwagen fuhr näher heran, die Treiberwehr brachte die Strecke mit und richtete sie aus.

Hubertus stand ein wenig abseits. „Na, wie denkst du," sagte Christopher, ihm auf die Schulter schlagend, „haben die Mädels unsre Suppe fertig?"

„Aber sicher!" Hubertus riß sich zusammen, — war wie immer. — — —

Zwei Feldbreiten vom Walde entfernt lag das Kötterhaus, in dem zu Mittag gegessen wurde. Schon tags zuvor hatte man die Küche ganz mit Tannengrün ausgeschlagen. Der starke Duft vermischte sich mit dem des brennenden Holzes im offenen Herdfeuer. Hier hing der große Kessel mit Erbsensuppe.

Jo rührte mit einem langen Schöpflöffel darin herum; die Köttersfrau stand neben ihr. „Clarisse," rief Jo halb über die Schulter blickend, „mir scheint, es sind für jeden zwei Würste darin und ein Pfund Speck."

Clarisse stand am Tisch — man hatte ihn in die Mitte der Küche gerückt — und schnitt eine Scheibe Brot nach der andern ab. „Unmöglich," sagte sie. Ihre Gedanken gingen zu Martin hin. Sie hatte wach gelegen, als er aufstand. Wenn sie nun den Morgenrock übergeworfen hätte und zum Frühstückstisch gekommen wäre, was hätte er gesagt, wie sie angeblickt? Es war eine Versuchung gewesen. Gut, daß sie es nicht getan hatte. Als sie später ins Wohnzimmer kam, lagen drei, vier geöffnete Briefe auf dem Tisch — einer von dieser Ernestine Pahl. Was für kokette Augen das Mädchen hatte! Natürlich, sie konnte sich mit Martin verabreden. Weshalb nicht? Sie hatten den gemeinsamen Tanzzirkel. Niemals schloß man sie, Clarisse, von Verabredungen aus, sie gehörte so gut wie Ernestine zu diesem Kreis junger Leute; doch es war wie eine Herausforderung, daß Martin und Ernestine

aufstanden und tanzten, sobald nur die Musik anhub. Ganz so, als gehörten sie zusammen.

O ja, jetzt verstand er etwas von den modischen Tänzen. Seine ruhigen Bewegungen sahen sehr gut aus, und er schien das zu wissen.

Daß er niemals von sich sprach! Wie es sie reizte, auf diesen geschlossenen Mund zu sehen, wie es sie erregte, diesem ruhigen Blick zu begegnen! War sie ihm denn wirklich gar nichts mehr? Lulu kam aus dem Nebenzimmer. „Ich habe den Steinhäger in Eis gestellt," sagte sie, „die Kaffeemaschine, alles ist fertig. Jetzt können sie kommen!" Sie trug ein grünes Kleid, recht knapp, und sie war sehr stolz darauf. „Sieh nur her, Clarisse, diese hübsche Nadel hat mir Karli mitgebracht, eine Perle."

„Ja, du bist eine verwöhnte Frau," sagte Clarisse lächelnd. Martin hatte ihr seit der Verheiratung niemals ein Geschenk gemacht.

Jo trat hinzu. „Und eine feine Frau bist du." Sie ärgerte sich über Lulu; denn sie wußte, daß irgend etwas in Clarissens Ehe nicht gut war. Trotz des reizenden Lebens in der Gloriette hatte sie das damals im Sommer bemerkt. Aber gab es irgend etwas, das man zarter anfassen mußte als eine Ehe?

Lulu verstand sie nicht, sie lachte halb geschmeichelt, halb ungläubig. Sie hatte auch keine Zeit, über Jos Worte nachzudenken, denn jetzt kam die Jagdgesellschaft, fröhlich und etwas laut.

„Gu'n Dag auk!" sagte der Kötter, mit der verhaltenen Freundlichkeit der Landleute unter die Tür tretend.

„Gu'n Dag Vadder Pröbsting!" rief Christopher aus dem Trupp der Jäger heraus, ihn damit bekanntmachend. Nicht bei allen Jagdteilnehmern war das nötig, manche unter ihnen hatten mehr als ein Vierteljahrhundert in dieser Kötterei zur Treibjagd Erbsensuppe mit Speck gegessen, und hundert Jahre früher war das nicht anders gewesen.

Die vier Frauen mußten sich tummeln. Es kam frische Luft und Laune mit in die Küche geweht dazu die angenehme Wärme, die herzliche Kost. Man fühlte sich frei und wohl.

„Lulu," sagte Karl Kerssenbrok, an der hübschen Nadel fingernd, „es war ja sehr gut gemeint, aber den Felix habe ich gleich nach dem ersten Treiben zurückgeschickt; er sitzt doch noch auf der Schulbank. Das gibt wieder eine Ungelegenheit; außerdem hat er sich nicht gerade beliebt gemacht. Mit dem Motorrad zur Jagd!"

„Gott, Mann, wie kannst du das nur so ernst nehmen! Schule, Motorrad!" Sie tätschelte auf seiner prallen roten Backe herum.

Clarisse ging mit einem Tablett umher und präsentierte den Steinhäger. Der letzte, an den sie herantrat, war Martin. Er bemerkte sie nicht, sprach lachend mit dem alten Herrn Zumloh, dessen weißes Haar seinen ausdrucksvollen Kopf umstand. Sie mußte seinen Arm berühren. Noch lachend, wendete er sich zur Seite, sah Clarisse, blickte in ihre Augen. „Tausend Dank!" sagte er. Diese Augen, von dem starken Blau, das er sehr liebte, ließen die seinen nicht. „Auf dein Wohl, liebe Clarisse," sagte er. Das war das erste freundliche Wort nach Monaten.

*

Haus Rehbrügge war in Licht getaucht, bis hinauf unters Dach, denn hier lagen noch die kleinen Fremdenzimmer. Alles war durchwärmt. Seit drei Tagen prasselte und glühte es in den Öfen.

Die Jagdteilnehmer, die am Nachmittag draußen gewesen waren, bis sie kein Büchsenlicht mehr hatten, waren nun in den hellen oberen Stuben und kleideten sich um.

Die alte Frau Bantinck ging an Jos Arm durch den gelben Saal im linken Flügel. Mit liebevollen Augen betrachtete Franziska Amalie die lange Tafel. Hin und wieder beugte sie sich entzückt zu den Blumen hin, Chrysanthemen vom tiefsten Burgunder und Braunrot bis zum hellsten Zitronengelb. Clarisse und Jo hatten sie am Morgen von der Newelschen Gärtnerei mitgebracht und das ganze Haus und diesen sorgfältig gedeckten Tisch damit geschmückt. War es nicht köstlich, so etwas noch einmal zu erleben!

„Joséphine," sagte Frau Bantinck, und sie sprach den Namen wie immer französisch aus, „liebe Joséphine, es ist Pflicht und Freude, alles schön zu machen, gastlich, herzlich. Es kann ganz einfach sein — o ja! — das schadet nichts, doch die Menschen müssen sich wohl bei uns fühlen, jeder einzelne, der zu uns kommt, so, als ob es ihn besonders anginge ... Ach sieh da," sagte sie, sich an einer Stuhllehne haltend, „ich habe Rosen! Eigentlich müßte sie Frau Dorette Steveningh haben, zu ihr gehören sie."

„Martin hat sie dir mitgebracht," sagte Jo.

„Martin? Wie aufmerksam! Findest du nicht auch, daß er viel freier, fast möchte man sagen, stärker, persönlicher geworden ist?"

„Ja, Großma, das ist er. Er ist eben aus dem peinlichen Stadium hinaus. Werden

ist ein zu fatales Ding. Ich — wenn ich ein Mann wäre — ich nähme mir mein Mädel. Erobern würde ich sie. Es muß doch ein Wille dabei sein und ein Rausch. Durch langes überlegen bekommt man das nicht."

Frau Bantinck ging mit Jo in den angrenzenden kleinen Durchgangsraum, der genau wie auf dem rechten Flügel, ganz blau ausgestattet war. Sie lächelte. „Nein. Und du denkst, den braucht man? Ich meinte, davon wolltest du nichts wissen."

„Gott — schließlich!" sagte Jo achselzuckend. „Ich überschätze ihn nicht. Dennoch, ohne ihn hat das ganze Erlebnis doch kaum Wert!" Sie hob ihre Hand und tat, als wöge sie etwas ab. — — —

Die Räume des rechten Flügels füllten sich. Auf dem Hof war es lebendig. Es kamen Gäste aus Münster. Die jungen Mädchen liefen eiligst nach oben hin und zogen ihre hellen Schuhe an. Man hatte keine Wagen, keine Automobile — Jo sagte: „Wir sind doch feine Leute, die haben kein Geld!" — man fuhr mit der Elektrischen, so weit man konnte, und dann ging man zu Fuß. Es war ein herrlicher Abend. Einige alte Freunde des Hauses kamen mit Steveninghs bequemem Auto. Es fuhr hin und her. —

Frau Dorette saß vor dem brennenden Kamin im Musikzimmer, und ihr Mann, dessen Augen denen Clarissens so ähnlich waren, stand hinter ihr und dachte, wie reizend sie in dem weißen Haar sei.

Jetzt kam auch Heinz Franke herein, sehr gut aussehend, Jo hatte ihn eingeladen. Christopher blickte aufmerksam zu ihm hin. ‚Gescheit, eine klare Stirn', dachte er, ‚ein recht sicherer junger Mann'. Jo warf einen schnellen Blick hinüber, der freudig erwidert wurde; sie sprach gerade mit alten Bekannten ihrer Eltern.

Clarisse war eine der letzten. In einem fliederfarbenen Kleide mit etwas Silber, eine rote Rose im Haar. Keine sah so gepflegt aus wie sie. Erfreut wendete sich Frau Dorette Frau Bantinck zu; sie waren zu weit voneinander entfernt, so nickten sie nur, zustimmend, sehr befriedigt. Und Clarisse ging quer durch das Zimmer zu Martin hin, klopfenden Herzens: er stand neben Ernestine Pahl, der Enkelin des alten Zumloh. Ein „abgestorben Kind" war sie, wie die Leute in Münster sagten, Besitzerin von zwei großen Eisenwerken im Industriebezirk: kein Wunder, daß sie frei und großartig auftrat. Bis Weihnachten wollte sie bleiben und Fastnacht wiederkommen. Clarissens sonst sehr ruhige Augen blitzten. Sie war zornig. Wohl hatte sie kein Recht auf Martin, doch auch diese Ernestine Pahl hatte es nicht! Wie kokett sie wieder zu ihm aufsah! Und Martin? Merkwürdig —

„Rather goodlooking!" sagte eine Stimme neben ihr. Es war Jo, natürlich Jo. Clarisse lächelte. — Es kam ihr sehr zugute, denn nun bemerkte weder dieses Mädchen noch ihr Mann, daß ihr Herz klopfte.

„Du hast den vierten Platz von Onkel Christopher links," sagte sie, und, Ernestine Pahl die Hand reichend, „Sie — warten Sie mal — ach, jetzt habe ich es vergessen, wer Sie führt!" Sie hatte es nie gewußt. Nur daß es nicht Martin war.

Er blickte Clarisse an, war nicht ohne Empfinden für ihre distingierte Erscheinung. Es schmeichelte ihm, eine so gut aussehende Frau zu haben. Doch niemals konnte er Wärme für sie empfinden. In der letzten Zeit, in dem engen Beisammen, regte sich oft Bitterkeit gegen sie — nein, eine Art Gereiztheit war es. — — —

Sie saßen nun alle im gelben Saal, eine wahre Freude war es. Soviel Leuchten und Schimmern, soviel Festesglanz um den Tisch und in den Augen! „Man kann doch wieder Atem holen," sagte selbst Elisabeth Bantinck, und Gregor trank ganz langsam sein Glas Wein. Dabei gingen seine Augen zu Hubertus hin, der mit gerötetem Gesicht dasaß und mit seiner Tischnachbarin lachte. Er schüttelte leicht den Kopf.

Das Essen war ausgezeichnet, obgleich Gesine half. Die beiden feindlichen Mächte hatten sich dieses Mal in die Gerichte geteilt. Es waren nicht viel. Immerhin blickte sie nicht ohne Eifersucht auf Bettys Hauptgericht, das oben an dem langen Tisch größten Beifall fand: es war eine gefüllte Schweinerippe mit einer Zimtkruste. Sehr kroß, sehr saftig. Als Christopher sie anschnitt, quollen helle Apfelstücke heraus und breite, weiche Pflaumen. Es war ein Meisterwerk.

Christopher legte zuerst der alten Frau Bantinck vor, die ihm gegenüber saß, und während man, etwas stiller geworden, diesem delikaten und wichtigen Vorgang zusah, erhob die alte Dame ihre Stimme und sagte, um den ganzen Tisch blickend: „Wer von euch hat meinen lieben Mann noch gekannt? Vor fünfzehn Jahren saß er unter uns, hier auf meinem Platze. Wir wollen an ihn denken." Mehr als die Hälfte der Tafelrunde erhob sich, kam zu der alten Frau Bantinck und leerte sein Glas im Andenken an den Mann, den sie alle in guter Erinnerung hatten.

Und nochmals, stehend, hob Franziska Amalie ihr Glas und sagte, das kluge Ge-

sicht erhoben: „Denen, die im Anfange des Lebens stehen, den Aufbauenden, der Jugend!"

Die Stille war vorüber, es klang und lachte heiter über den Tisch. — — —

Alle Zimmer standen offen, es war warm und hell. Nicht so reich und sorglos wie früher, besonnener und vielleicht auch herzlicher, denn, von der Jugend abgesehen, wußte ein jeder, daß die meisten irgend etwas mit sich und der Zeit abzumachen hatten — und daß auch nicht alles so wunderbar gut in jenen Jahren vor dem Kriege gewesen war, an denen man gehangen hatte. Man fing an, zögernd mit seinem Urteil zu werden, nachzudenken, zu forschen, und das machte weicher und ernster, wenngleich man an diesem ersten festlichen Abend nur einen Hauch davon verspürte.

Die Jugend war ganz unbeschwert. Man tanzte und sang, lief treppauf, treppab, denn es war verlockend, dieses ganze Haus zu besitzen.

In der Halle saß Jo mit Heinz Franke — und dann sagte er etwas — es war ganz unerwartet, sie mußte aufstehen.

„Komm, komm mit nach oben," sagte sie, „hier mag ich das nicht hören," und sie ging auf die Treppe zu, nahm, als sei nichts geschehen, zwei Stufen auf einmal. Gelenk, auf ihren leichten Tanzfüßen eilte sie ihm voran, bis zum letzten Zimmer rechts am Flur, zu dem hellen Zimmer mit den Chinesen und Blumenranken an der Wand, das sie bewohnte, so oft sie in Rehbrügge war. Und hier blieb sie stehen, zog die Tür hinter sich und Heinz zu. Ein wenig atemlos war sie. „Willst du wirklich sagen, daß du weggehst?"

Er nahm sie in seine Arme, küßte ihr helles Gesicht und den herzförmigen Mund, so lange, so unglaublich und unaussprechlich gut, daß Jo auch dieses Mal gleichsam zarter und schmaler wurde. Heinz mußte sie ganz und gar an sich nehmen.

„Ja, mein liebes Kindchen," sagte er, „ich kann ja nicht anders; ich muß froh sein, daß ich die Stelle sofort bekomme."

„Natürlich — ja!" nickte Jo, und das kleine Schluchzen kam nicht aus ihrem Herzen hervor; dort mußte es bleiben.

„Kaum eine Woche nach deinem Doktor, das ist schnell," sagte sie.

„Viel zu schnell." Er saß nun mit ihr in dem breiten Sessel, hielt sie fest an sich gepreßt, strich über ihr Haar, liebkoste ihr Gesicht.

„Gut, daß wir in meinem Zimmer sind," sagte sie mit spröder Stimme, „da kann ich mich wenigstens wieder zurechtmachen."

„Dann darf ich dich auch noch ein wenig mehr ruinieren," sagte Heinz, dicht vor ihrem Munde, ganz nah in die grünlichen Augen blickend.

Und dieses Mal seufzte Jo dennoch, sehr leise. Es war wie das Ausklingen ihres zitternden Herzschlags. —

Unten spielte die Musik.

Clarisse saß auf einer Sessellehne und zog das Ende ihrer glitzernden Schärpe durch ihre Hand. Sie hörte auf ein Gespräch, das Martin mit seinem Vater führte.

Was — diese Pläne hatte er? Drei andere Verleger waren schon gewonnen? Bücherstuben, vorläufig im ganzen Industriebezirk — alle ganz gleich — farbig, anziehend, sehr hell.

„Gewiß," sagte jetzt der alte Steveningh, sein Biedermeiergesicht mit den Koteletten freundlich geneigt, „Zeitschriften und Zeitungen müssen auch ausliegen." Und Clarisse fühlte: es war Bekanntes, was sie da untereinander besprachen; nur für sie war es neu.

„Es ist ein Studium, das Rechte zu wählen; ich kenne mich da nicht mehr aus," hörte sie des Schwiegervaters Stimme.

„Ja, es ist ein Studium," antwortete Martin, „mit der obern Lage der Strömung muß man gehen. Ich denke, man könnte vielleicht Fühlung mit den Organisationen nehmen — es gibt viel Arbeit." —

Clarisse nickte einem Bekannten zu, der sie zum Tanzen holte. Wie konnten sie denn je einander nahekommen, wenn Martin sie von allem ausschloß, was ihn ernsthaft beschäftigte? Im Vorbeitanzen blickte sie zu ihm hin. Wollte sie es denn? Wollte er es? War zwischen ihnen nicht allzuviel gekränkter Stolz? Wenn Martin nur wie einstmals wiederum um sie werben wollte! Nein, nicht wie einstmals, anders!

Verwirrt, warm getanzt, kam sie nochmals in seine Nähe, und dieses Mal hielt er Ernestine Pahl im Arm. Sie sahen gut zusammen aus.

„Wo ist denn Jo?" rief sie ihm zu.

„Jo?" Die Musik hörte gerade auf, man blieb beieinander stehen. „Jo kam vor wenigen Minuten die Treppe herunter, frisch betaut sozusagen. Ich finde, sie sieht in ihren kleinen Kitteln reizend aus."

„Da kommt sie ja!" rief Ernestine. Und dann Jo zugewandt: „Sie raffinierte kleine Person!"

Jo hatte eine große gelbe Tüllschleife auf die Schulter gesteckt, ihr weißes Kleid wippte beim Schreiten. Das Gesicht unter dem roten Haar war zart wie Porzellan. Mit spitzen Fingern zupfte sie am Tüll.

„Charming, is n't it? Es fiel mir gerade ein, daß die Schleife oben im Schrank lag. Man muß etwas für sich tun.“

Martin griff nach ihrer herabhängenden Hand. „Ja, kommt, wir wollen etwas für uns tun. Im Eßzimmer steht eine Bowle.“

Doch da begann ein Walzer. Ganz altmodisch. Jo riß sich los. „Den muß ich mit Christopher tanzen.“ Alle lachten. Sie ließ ja einfach den Onkel weg.

Christopher stand im Eckzimmer der Madonna. Er und drei andere Herren. Sie erzählten sich Jagdgeschichten.

„Nein, das geht nicht, dieser Tanz gehört mir, und auch Sie, meine Herren, Sie müssen alle tanzen. Es ist ja die ‚Blaue Donau'!“ — — —

Und so schwang der ganze Abend dahin. Spät in der Nacht war ein großes Durcheinander im Hof. Selbst die alten Leute wollten wandern. Doch Jo komplimentierte sie mit viel Grazie und Beweglichkeit in die Wagen hinein.

Ganz, ganz zuletzt kam sie mit Heinz Franke. Nein, sie hatte keine Lust, die Nacht über in dem hellen Zimmer mit den Chinesen und Blumenranken zu bleiben; man mußte einen klaren Kopf bekommen.

Als Christopher Bantinck sich umwandte und glaubte, der letzte Gast sei abgezogen, kam Hubertus aus dem Garten. Er hatte ihn fast den ganzen Abend nicht gesehen, erst jetzt fiel ihm das ein.

„Nun, allein?“ fragte er erstaunt.

„Ja — da ist eine dumme Sache,“ fing Hubertus leicht an, doch dann wurde er befangen. „Könnten wir noch etwas in dein Zimmer gehen?“

Christopher blieb stehen, „Lieber hier draußen,“ sagte er kurz, „und gerade heraus, Hubertus: was gibt es wieder?“

Hubertus nahm sich zusammen. „Ein Bekannter von mir aus Rheine, Hermann Brank, hat für mich gutgesagt. Übermorgen — übermorgen muß ich die Sache regeln.“ Er sah sehr niedergeschlagen aus, keineswegs sicher. Er versuchte auch nicht wie sonst, das Unangenehme zu verdecken.

„Gespielt, gewettet? Trotz allem, was zwischen uns ausgemacht wurde? Kavaliermäßig ist das nicht.“ Christopher ging mit Hubertus in den dunklen Garten.

„Wieviel?“ fragte er kurz.

„Dreitausend Mark, Onkel Christopher.“

„Dreitausend Mark! Schockschwerenot! Was denkst du dir eigentlich? Was glaubst du, woher die Familie und ich, ein Landwirt, das Geld nehmen kann! Onkel Karl vielleicht, doch das ist kein Bantinck. Versteh mich recht.“ Christopher war so froh gewesen! Zum erstenmal eine Reihe lachender Gesichter um seinen Tisch, im alten geliebten Haus. Nun kam dieser Junge mit Spielschulden! Man war auch kein Heiliger gewesen, aber, zum Donnerwetter, es war doch etwas anderes. Damals tat man niemand weh damit, auch nicht diesem Hause. Es wurde ihm heiß und eng in seinem Rock.

„Ich habe mit Tante Lulu gesprochen, gestern,“ sagte Hubertus stockend.

„Das — das hast du!“ rief Christopher. „Zuerst kommt man zu mir. Das gehört sich so! Immer das Leichtere zuerst, immer ausweichen, das sieht dir ähnlich. Es ist mir zuwider, du bist kein Mann, Hubertus. Dieses elende Hinzerren mit deinen Arbeiten, das muß ein Ende nehmen. Wenn du deinen Kopf nicht anstrengen willst, dann Schwielen in die Hände! Das Herrenleben ist zu Ende gelebt. Clarisse hat gearbeitet, hat Geld verdient, sobald sie nur konnte, und Jo“ — seine Stimme sank — „Jo haben wir nach dem bestandenen Examen diese Pause gegönnt; deine Mutter wird ihr bald sagen, daß sie sich auf einen praktischen Beruf vorbereiten muß — und du, für den alles da war, du läßt uns im Stich, machst Schulden, der einzige junge Bantinck.“

„Onkel Christopher,“ sagte Hubertus mit einer belegten Stimme, „was du mir da gesagt hast — sehr bitter ist es. Doch alles mag sein, wie es will: ich muß das Geld haben. Ehrlos will ich nicht werden.“

„Ehrlos!“ rief Christopher. „Merkwürdige Begriffe hast du. Das Unehrenhafte liegt schon hinter dir. Nimm alles zusammen: deine Eltern und Geschwister, dieses Haus hier mit seiner guten Vergangenheit, unsere ganze Zeit und auch dich selbst — gegen all das hast du dich schon vergangen. Was nun das Geld angeht, das beschaffe ich. Ich muß es mir leihen, vergiß das nicht. Dann hast du dem Fremden dein Wort gehalten. Ich wollte, du hättest es mir so gut gehalten. In der Familie lax sein, das ist doppelt rücksichtslos, die Familie kann mehr von dir erwarten als Fremde.“

„Meinen Dank willst du, glaube ich, nicht hören,“ sagte Hubertus. Er zerrte es mühsam heraus.

„Nein, mein Junge, nicht mit Worten. Beweise mir, daß du einen Willen hast und handeln kannst. Bis zum neuen Jahr, nein, bis Schluß des Semesters, lasse ich dir Zeit.“ Er streckte ihm seine Hand hin. „Und hier, angesichts unseres Hauses, das dir viel von Pflichterfüllung erzählen könnte, gelobe es, nicht mir, dem Besten in dir selbst, und dem Heimatboden, auf dem du stehst: niemals mehr spielen, einfach leben, arbeiten.“

Bildnis. Gemälde von Max Rimboeck

Hubertus legte seine Hand, die sehr kalt war, in Christophers Rechte. „Ich gelobe es, aber laß mich hier draußen wohnen."

Es gab Christopher einen Stich, daß Hubertus sich so wenig zutraute. „Das kannst du. Kannst gleich hier bleiben, es ist spät. Weiß deine Mutter Bescheid?"

„Ich sagte es Jo." Und dann, nach tiefem Atemholen: „Verzeih mir, Onkel Christopher."

„Sorg', daß du vor dir selbst bestehen kannst, Junge, aber du mußt hart gegen dich werden."

Dann fing er an, über andre Dinge zu sprechen, über den Verlauf des Abends, über die Jagd, denn es mußte ja doch irgendein Ausgleich geschaffen werden.

Er atmete die klare und würzige Luft ein, diese starke und herbe Luft des Spätherbstes.

„Vielleicht gehst du nun nach oben, in dein Zimmer, Hubertus, ich mache noch einen Rundgang mit Seraphine."

Hubertus war wie zerschlagen; die letzten Tage hatten selbst ihn erschüttert.

Christopher aber ging ins Land hinein, und je weiter er kam, um so ruhiger wurde er. An einem Acker, der in diesem Jahre mehr hergegeben hatte denn je, blieb er stehen. ‚Man weiß nicht recht, welche Saat am besten taugt,' dachte er, ‚der Boden möchte schließlich nicht so schlecht sein.'

*

Wenn Martin ein selbstgefälliger Mann gewesen wäre, so würde ihm manches in Clarissens Wesen aufgefallen sein. Sie kam jetzt immer zum Frühstück, was sie eine Weile ganz aufgegeben hatte, und alles im Zimmer war besonders sorgfältig geordnet. Bisweilen war sie blaß, meistens aber sah sie frisch aus und so, als ob der Tagesbeginn irgendeine Hoffnung in sich schlösse.

Es konnte ja auch Neues kommen, und wäre es nur, daß Martin sie mit seinen Plänen bekanntmachte. Doch er sagte nur bisweilen, er müsse verreisen, zwei, drei Tage, und bei diesen Worten sah er kaum von seiner Zeitung auf, und so konnte er nicht wahrnehmen, wie es auf Clarisse wirkte. —

Es war wie das Nachlassen einer fast unerträglichen Spannung, wenn Martin fort war, doch nach dem ersten Tage des Alleinseins fühlte Clarisse eine Leere.

Martin erging es anders: ihn erfrischten die Abwechslungen, die Verhandlungen, das Ausarbeiten seines Planes, er kam straffer zurück. Ihn, den keine Liebe daheim erwartete, hatte es auch erfreut, mit dieser und jener Frau zusammen zu sein und zu wissen: ich bin nicht vereinsamt, wenn ich möchte, wenn ich Kraft, Willen und meine Sehnsucht hineingäbe, ich könnte eine süße und freudespendende Frau im Arme halten.

Weshalb tat er es nicht? Clarisse? Nein, das war es nicht; diese Seite des Lebens war jetzt nicht wesentlich für ihn. Er gehörte nicht zu den Männern, neben denen die Erotik täglich einherläuft; sie beherrschte ihn nicht.

Doch es verdroß ihn, daß Clarisse eng in jeden seiner Tage eingefügt war. Man mußte es überwinden. Es nahm ihm unnütz einen Teil seiner Kraft. Er hatte seine Mutter beredet, mit Clarisse für eine Weile in die Schweiz zu gehen, und die Frauen hatten zugestimmt — es dauerte ihm nur zu lange bis zum Januar.

Die einzige Frau, die ihn in dieser Periode seines Lebens interessierte, war Ernestine Pahl. Daß sie gut aussah und es verstand, sich zu kleiden, nahm er als selbstverständlich hin; diese Dinge vermochten nicht, ihn zu erregen, jetzt nicht. Es war die Freiheit ihrer Lebensführung und ihre Klugheit, was ihn anzog. Sie war für ihn der neue Typ der Frau, den der Mann braucht.

Es machte ihr gar nichts aus, sich an das Steuer ihres Wagens zu setzen, um schnell ein kleines Essen in Köln oder Düsseldorf zu arrangieren. Man sprach aus, was die Gedanken bewegte, und es war doch etwas anderes, diese elegante Frau als Zuhörer zu haben, zu sehen, wie ihre beringten Hände am Tische walteten, als wenn es der Berufsgenosse war, den man dennoch nicht so ohne weiteres als Freund betrachten konnte.

Ernestinens gepuderte Haut, ihre fließende Seide, ihr kleines Hütchen und der helle Schuh, ihr Parfüm und ihr Lachen, dieses ganze freimütig-graziöse Weib, das war Schmuck, wollte wohl bewundert, nicht aber genommen sein. Der Rausch der Schnelligkeit war in ihr. Ihr Wagen, das Flugzeug, die Stimmen von überall her, das beunruhigte sie nicht; es stillte den Durst.

Lebensvoll war sie, und Leben ging von ihr aus. Es war nicht sonderbar, daß sie gerade Martin anzog, der jahrelang in dem altmodischen, ein wenig verstaubten Geschäft gesessen hatte. Er fand Verwandtes in dem Mädchen, mit den schnellen, immer vorwärts eilenden Gedanken, in diesem jungen Weib, das seine Interessen teilte.

Clarisse ahnte das kaum, da es ein anderes Reich war. Als Ernestine eines Morgens vorfuhr, mit ihrem Signal und

dem weißen Wagen aller Augen zu sich hinlenkend, als sie sagte, auch Clarisse solle einmal mitfahren, es gäbe ein hübsches kleines Essen in Dortmund, da erschreckte es Clarisse. Sie begriff, daß zwischen ihr und diesem Leben kein Kontakt war. Wer — wer aber sollte ihr helfen!

Ganz wie sonst stand sie neben ihrem Schwiegervater, diesem vornehmen Herrn aus der Biedermeierzeit, in dem gotischen, sorgsam ziervollen Saal, in dem einst die adligen Damen getanzt hatten, und betrachtete die alten Stiche, hörte den wohlgesetzten Erzählungen zu, wurde mit der Geschichte einer jeden Neuerwerbung vertraut, wußte von den Sammlungen in Paris und London und von der Zeit, in der Steveninghs mit diesen Städten in naher Verbindung gestanden hatten. Und wenn Johannes Stevening sich warm geredet hatte und herzlich glücklich war, dann ging er, langsamen Schrittes, mit Clarisse über den Prinzipalmarkt zur Salzstraße und lud sie zu einem Déjeuner in Niemers Weinstuben ein.

Man telephonierte auch dem Geheimrat, der früher eine recht gute Zunge für allerlei Delikatessen gehabt hatte, und für die beiden, für Stevening und Clarissens Vater, war sie die Jugend selbst. Auch der Fortschritt!

Wenn Jo von derartigen Zusammenkünften hörte, kam sie ungeladen. Sie schnupperte um den Tisch mit den ausgestellten Sachen herum, und es gelang ihr, ganz besonders wohlschmeckende Dinge herauszufinden. Natürlich, man konnte lange Zeit von Reis leben, oder irgendeinem andern guten Brei — Jo sah kaum hin, was auf den Tisch kam — man brauchte deswegen aber noch lange nicht den Sinn für diese außerordentlich appetitlichen Dinge zu verlieren. Bantinck fing an, sie als das handlichste seiner Kinder anzusehen.

Hubertus, der draußen bei Christopher lebte, kam nicht recht vom Fleck, und seine neue und etwas gewaltsame Solidität war mit viel Verdrossenheit verbunden. Und Clarisse? Der Geheimrat glaubte sich immer entschuldigen zu müssen — er tat es niemals mit Worten —, daß Clarisse offenbar noch gar nichts mit der Erhaltung der Familie Stevening zu tun hatte. Dieses blühende große Mädchen! War es wirklich so, wie er immer wieder hörte, daß die jungen Eheleute von heutzutage sich in den ersten Jahren nicht mit einer Kinderstube belasten wollten? Es war eine ganz nach außen hin gekehrte Welt; er verstand das nicht mehr.

Jo — das war etwas anderes. Dieses unbändige Ding hatte sie alle überrascht. Zwei Wochen nach der Jagdgesellschaft hatte er sie in sein Zimmer kommen lassen und seine desolaten Verhältnisse mit ihr besprochen. Sie nickte nur, machte hie und da kleine Schritte, die wahrlich an den Charleston erinnerten, und dann hatte sie — ohne lange hinzuhören, was man ihr etwa mitteilen könnte — frank herausgesagt: „Also mit dem Studieren das ist nichts, dazu langt es nicht. Weshalb wird Hubertus übrigens nicht Landwirt?“ Ohne die Antwort abzuwarten, fuhr sie fort: „Um meinetwegen weder Kopfzerbrechen noch Einschränkung! Mir liegt daran, einen Beruf zu haben, der mich selbständig macht. Also Handelskurs, Sprachen, Stenographie und dergleichen. Ihr müßt mir nachher aber nicht sagen: hier in Münster. Hier bleibe ich nicht. Morgen will ich mein Studium aufgeben, morgen mit der praktischen Ausbildung beginnen, aber heute schon rühre ich mich, um später einmal herauszukommen.“

Heinz mußte helfen, er hatte es ihr versprochen. Doch das konnte der etwas müde und grüblerische Geheimrat nicht wissen: er sah nur, daß Jo gar keine Schwierigkeiten machte.

*

Die Küche in der Hirschapotheke war von delikaten Düften erfüllt. Gesine hatte den ersten Weihnachtsstollen gebacken, eine Beschäftigung, mit der sie, trotz ihrer Verachtung weltlicher Dinge, schon Anfang Dezember begann. Sie hatte das Rezept dazu sogar abgeschrieben, da Lulu für eine ihrer vielen Kränzchenfreundinnen darum bat.

„Sie brauchen so alte Ausdrücke,“ sagte Lulu, das Blatt Papier in der Hand. „Zum Beispiel: Quart! Was ist ein Quart?“

„Jedes vernünftige Mens—ch weiß das,“ sagte der Landregen. Sie stand an einem Plättbrett und bügelte; ziemlich unwirsch fuhr sie über die feine Wäsche.

Lulu lachte. „Ob wir das nun in unserm Kränzchen sind? Ich weiß nicht recht —“ Gesine zog ausdrucksvoll die magern Schultern empor. „Und dann ist die Portion auch etwas groß,“ fuhr Lulu fort, „acht Pfund Mehl, dreieinviertel Pfund Butter, drei Pfund Rosinen, zweieinhalb Pfund Korinthen —“

„Jedereinen war noch kontant mit dieses Rezept,“ erwiderte der Landregen glasig, „da kommt ja auch noch viel anderes in!“

„Ja, ich sehe — dreiviertel Pfund Mandeln, zwei Lot Kaneel, vierundsechzig Stück

Nelken — weshalb nicht fünfundsechzig, Gesine?“ Lulu erhielt keine Antwort. Das Bügeleisen arbeitete heftig. „Also dann noch vierundzwanzig Eßlöffel Rosenwasser, die Schale von zwei Zitronen, ein Pfund Zucker, vier Lot Succade und vierundzwanzig Eßlöffel Hefen,“ schloß Lulu nachdenklich.

„So was reizt nur die Sündigkeit,“ sagte der Landregen.

Lulu sah erstaunt zu ihr hin; die Weihnachtsstollen gehörten doch zu Gesinens Stolz und Ruhm! Das alte Mädchen aber hielt ein ganz zartes Hemdchen hin mit Achselbändern aus Spitze.

„Ach Gesine, seien Sie nicht so hart mit uns, wir können ja auch nicht alle eine tugendhafte Jungfrau sein! Wir können keine Hemden mit Ärmeln und einem Bündchen tragen. Alles geht doch halsfrei und oft auch ärmellos!“

„Halsfrei?“ sagte der Landregen, ihre Augen strafend auf die harmlose Lulu richtend. „Wenn es nur der Hals wäre, Frau Kerssenbrok! Zehn Zentimeter unterm Hals is kein Hals! Und was dann kommt, davon wollen wir erst gar nicht reden.“

„Daran ist viel Wahres, Gesine!“ sagte Lulu, ihr Lachen unterdrückend. „Also lassen wir das alles, wie es ist. — Es riecht hier so gut. Können wir den Stollen bald herausnehmen?“

„Ik loat mi nich bekören un betündeln,“ sage der Landregen, nunmehr ein Höschen betrachtend.

„Weshalb ärgern Sie sich, Gesine? Lassen Sie doch Mariechen bügeln,“ meinte Lulu.

„Das is es ja gerade, ich kann ihr so 'n Zeug nich in die Hände geben.“

„Mariechen nicht? Sie hat doch einen so schönen Unteroffizier!“

Es war unmöglich, auszusprechen, was Gesine auf diese Worte entgegnen mußte. Ruhe, Geduld — ermahnte sie ihr überkochendes Gemüt. Und in diesem Augenblick, als sie kopfschüttelnd zu Lulu hinsah, die einen Taschenspiegel herausgezogen hatte und sich liebevoll betrachtete, fiel Gesine Mariechens Wort ein: „Unser Herr Kerssenbrok geht fremd,“ und es schien ihr denn doch ihre Aufgabe zu sein, in diesem Sodom auszuharren; man konnte diese Menschen nicht sich selbst überlassen.

So ging sie denn zum Backofen, zog den Weihnachtsstollen heraus, der prächtig geraten war, und während die beiden Frauen das braune, herrlich duftende Monstrum betrachteten, kam Jo in die Küche, schnell, freudig. „Tante Lulu,“ rief sie, „ist Mutter schon hier und Clarisse?“

„Noch nicht,“ Lulu richtete sich auf. „Sieh mal her!“

„Fein, großartig, Gesine! Aber denk' nur, Tante Lulu, ich kann sofort eine Stellung bekommen, in Berlin!“

„N — nein,“ sagte Lulu gedehnt, „das wirst du doch nicht tun.“ Für sie waren ganz trostlose Vorstellungen mit so etwas verbunden. „Komm, wir gehen ins Wohnzimmer, da kannst du mir diese Sache erzählen.“ Und auf dem Flur angelangt: „Schließlich, was soll sich Gesine denken?“

Sie betraten den hellen großen Raum zur Straße hin. Durch die drei Fenster sahen die hohen Bogenhäuser mit ihren schönen Giebeln hinein. Die Sonne strich gerade milde über die hier und da farbig betonten Fassaden. „Ach — schön ist das!“ sagte Jo, an das Mittelfenster tretend, und es kam ihr die Vorahnung des Fremden, Kühlen und Traditionslosen der großen Stadt. Sie schüttelte den Gedanken ab. Dem wollte sie sich ja gerade entgegenstellen.

Lulu hatte sich in einen breiten Plüschsessel sinken lassen. „Das täte ich doch nicht, mich mit fremden Menschen herumschlagen; lieber wäre ich Hausmädchen bei meiner Mutter. Da fehlt's doch immer. Nein, Jo, bleib hier. Hier hast du Chancen, hier kennt uns jedermann. Du mußt nur vernünftig sein und nicht mit diesen auswärtigen Jünglingen herumlaufen, mit so einem Franke. Du weißt doch, es ist kein Gottbescheren, es ist ein Beimachen. Daß du nicht weiterstudieren kannst, schadet gar nichts, das macht nur strenge Züge, sieh mich an!“

Und Jo sah wirklich ganz genau hin, und sie dachte, daß es gar nicht verlohnte, Tante Lulu klarzumachen, was ihr die Selbständigkeit und die persönliche Freiheit bedeutete. „Ja, Lulu,“ — sie ließ die Tante bisweilen weg — „du bist eben die ewige Jugend!“

Es war unangenehm, ihren Leuten, die doch noch tief im Hergebrachten steckten, außer ihrer Mutter — und der Großmutter, o ja, die war eine Hilfe! — diesen konservativen Menschen sagen zu müssen, daß Heinz Franke ihr diese Stellung verschafft hatte und daß es nur eine Aushilfe im Modesalon seiner Schwester war. Mit irgend etwas aber mußte man beginnen.

Heinz Franke? Ihm wäre sie nicht nachgereist, das nicht. Jo hatte keine Lust, ein Sommerspiel in den Winter einer Großstadt mit hinüberzunehmen. Dieses ganze Festklammern — nein. Sie wollte frei sein.

„Wenn du auf der einen Seite so vernünftig bist, Jo,“ hörte sie Lulu sagen,

„dann verstehe ich eigentlich nicht — ach, da kommen deine Mutter und Clarisse!“ Sie stand auf und sagte nur noch leise: „Verdirb uns den Nachmittag nicht, sprich nicht davon. Meinetwegen wenn du zu Hause bist, aber nicht hier, bei unserm angenehmen Kaffee. Willst du?“

„Natürlich nicht!“ Ihr ging durch den Kopf, daß es gut wäre, erst einmal Clarisse zu gewinnen; sie kam kürzlich viel zur Johanniter-Kommende, saß bei den Eltern und der Großmutter. Eigentlich kein gutes Zeichen für eine Gemeinsamkeit mit Martin. Die Ehe — sie war doch wohl von allen Problemen das schwerste.

Elisabeth Bantinck ließ es sich in Lulus schönem Zimmer wohl sein. Sie war seit dem frühen Morgen von einem Haus in das andere gegangen, um Unterschriften zu sammeln. Dieses Mal lag ihr das Gemeindebestimmungsrecht am Herzen.

Lulu schenkte ihr ein Glas Usquebah ein und meinte: „Zur allgemeinen Belebung willst du uns den Alkohol doch lassen!“

„Ganz gewiß.“ Elisabeth lehnte sich behaglich zurück. „Gestern haben wir uns selbst ein Gläschen genehmigt,“ sagte sie, „wir fuhren mit Zumlohs Auto über Land und hatten einen Raddefekt. Ganz erfroren, stumm vor Kälte, standen wir auf der Dorfstraße. Die Kinder natürlich um uns her. Plötzlich sagt ein kleiner Knirps zu einem andern, auf mich weisend: ‚Segg äs luthersche Buck, ob se dat wull verstaiht.‘“

„Sie hielten euch für Ausländer!“ rief Lulu lachend.

„Natürlich! Aber diese Art, das festzustellen, ist doch köstlich.“

„Eigentlich sollten wir Wika heraufrufen,“ meinte Lulu, „sie hat wieder sehr gute Sachen aus der Schule gehört. Doch vielleicht fallen sie mir ein. Wartet mal — ach ja! In einem Aufsatz über Hermann und Dorothea schrieb ein kleines Mädchen: ‚Der reiche Wöchner lag auf dem Wagen.‘ Und in einem andern stand: ‚Nachdem Blücher hundert Franzosen das Lebenslicht ausgeblasen hatte, mußten sie ohne Hosen in der Ostsee verschwinden.‘“

Sie überhörten fast, daß Kerssenbrok hereinkam. Er schob sein Bäuchlein wohlgefällig vor sich her. Das war etwas für ihn, eine gemütliche Kaffeestunde. „Geschichten erzählt ihr! Na, da kann ich euch helfen. Wir hatten heute eine nette Sache in der Apotheke. Einem Bauern wurden neulich sechs Blutegel angesetzt. Vor einer Stunde nun kommt die Bäuerin mit einem Rezept zu uns, und ich erkundige mich nach ihrem Mann, frage sie, ob die Blutegel gut für ihn gewesen wären. Da sagt sie ganz verlegen: ‚Twe hätt he so runner kriägt, oaver de annern, de heff ik em met Speck broaten most.‘“

„Karli, du fieser Mensch!“ rief Lulu, „du verdirbst uns ja den ganzen Appetit!“

„Wir sind doch unter uns!“ sagte er. Sein Bäuchlein wackelte vor Lachen.

So saß man heiter beisammen. Nur die beiden jungen Bantincktöchter, von denen man eine besondere Freudigkeit erwarten konnte, waren nicht ganz bei der Sache.

Jo beugte sich zu Clarisse hin und fragte, ob sie noch einen kleinen Spaziergang mit ihr machen könnte, und Clarisse nickte zustimmend.

„Ach, ich merke es schon, euch wird das Sitzen zu lange,“ sagte Lulu. „Als wir jung waren, konnten wir stundenlang zusammenhocken und uns von unsern Verehrern erzählen. Aber das habt ihr ja nicht mehr, ihr seid nun alle sozusagen auf Du.“

„Wir sind nun einmal etwas verwildert,“ sagt Jo aufstehend, „dafür sind wir dann nachher in der Ehe ganz zahm.“

„Ach nein,“ sagte Clarisse, und dann errötete sie heftig. Es war ihr nur so herausgefahren. Jeder sah sie überrascht an. Einen Augenblick war es still.

Lulu, die es nicht lassen konnte, sagte mit erfreutem Ton: „Dann will ich mal anfangen, Windeln zu umhäkeln!“

„Komm doch, Clarisse,“ rief Jo, sie mit sich hinausziehend, „die Erwachsenen sind zu schlimm.“

Unten auf der Straße schritten die beiden schnell aus. Es war entzückend schön draußen. Auf allen Vorsprüngen lag leichter Schnee, der Schein der Laternen tastete an den fein profilierten Bauten empor. Um den Lambertikirchturm schwebte zartes Geriesel. Es wurde Jo frischer und wohler zu Sinn.

Als sie schon um die Kirche herumgebogen waren und in die Helligkeit der Geschäftshäuser der Salzstraße traten, sagte Clarisse, deren Gesicht ganz weiß war: „An meine Ehe lasse ich nicht rühren. Es war eine solche Dummheit von mir! Doch ich muß es dir sagen, Jo — nein, nicht hier, komm, wir biegen beim Erbdrostenhof ab.“

Sie taten es, doch auch dann blieben sie noch eine ganze Weile still. „Was wolltest du mir sagen?“ erinnerte Jo mit einer ungewohnt warmen Stimme.

Clarisse blieb im Schatten eines Hauses stehen, blickte Jo an und sagte in tiefer Erregung: „Daß ich Martin unsinnig und über alles lieb habe, das habe ich in diesen Monaten gelernt, Jo, und er hat gelernt,

damals, als wir heirateten, daß ich ganz ohne Liebe war. Jetzt lebt er sein Leben, und ich soll das meine leben. Ich kann, kann es nicht."

„Ach, Clarisse," sagte Jo sanft, „das habe ich mir längst gedacht. Wie gut, daß du es sagst." Es kam ihr gar nicht mehr in den Sinn, von sich selbst zu reden.

„Ja, jetzt im Augenblick erleichtert es mich," sagte Clarisse, „ich fühle mich nicht mehr so grausam allein, aber denk' nur: Tag für Tag sitzen wir uns gegenüber."

Sie standen vor der Clemenskirche, diesem reichen, phantasievollen Spiel in Barock. „Weißt du noch, Jo, wenn wir als Kinder hierhergingen und um Reue beteten? Immer wenn die Beichte kam, sagtest du: ‚Ich kann keine Reue kriegen!' Glaub' mir — ich brauche nicht um Reue zu beten, ich habe sie. Und wenn ich dir eines raten soll, Jo, geh nie ohne Liebe in die Ehe hinein. Es rächt sich. Allmählich glaube ich überhaupt, daß jede Sünde gegen uns selbst sich eines Tages rächt. Auch die der Gedankenlosigkeit und der seelischen Trägheit."

Sie bogen in eine schmale Gasse ein, kamen auf einen völlig verträumten Platz. „Alles, was kleiner ist als der Gedanke, der in uns hineingelegt wurde, was unter unserm Maß bleibt, das wächst zu einem Vorwurf heran. Gewiß, man kann sich betäuben. Aber ist es, wie immer man es betrachten mag, würdig, eines anständigen Menschen würdig, sich zu betäuben? Wenn ich bedenke, wie ich allem Weichen und Schönen nachgegangen bin, dem Verwöhnenden. Die Welt ist voll von Aufgaben für uns alle! Ich sah mich nicht einmal danach um. Weißt du, Jo, im Grunde habe ich alles, was dann böse wurde, meiner Gleichgültigkeit zu verdanken."

„Was du da sagst, Clarisse, das geht auch mich an; doch ich denke: hilf dir selbst, dann hilft dir Gott. Es lautet so unfromm, wahrhaftig, und dabei ist es genau das, was auch du sagtest: wir müssen, wir selbst, den Gottesgedanken — so wollen wir es einmal nennen — in uns verwirklichen, dann erst können wir hoffen."

„Ich verstehe." Clarisse ging mit gesenktem Kopf dahin. Wohl war ihr leichter geworden, doch sie mußte nach Hause zurückkehren und mit Martin am Tische sitzen.

Hätte er sie beachtet, nur ein wenig Wärme für sie gezeigt, sie hätte ihren ganzen Stolz hingeworfen, hätte ihm gesagt, was sie in dieser Zeit gelernt hatte.

So aber — gestern saß, statt ihrer, die elegante und sichere Ernestine mit Martin in seinem neuen Arbeitsraum. Bei ihr lebte er auf, mit ihr besprach er seine Pläne, sie war ihm Gefährtin.

Nein, sie konnte nicht von ihrer Liebe sprechen, konnte sie Martin nicht zeigen — sie hätte in erstaunte Augen geblickt.

*

Es kam ein früher Winter mit wenig Kälte und einer Last von Schnee. Die Felder rings um Rehbrügge waren warm eingepackt, und die Wallhecken, die das ganze Land durchziehen, sahen kraus aus der weichen Decke hervor.

Wie oft war Jo in den letzten Wochen zu Onkel Christopher hinausgelaufen. Er mußte ihr helfen, wenn auch alle ihr entgegen waren! Sogar die Mutter wollte nichts von dieser Stellung in Berlin wissen. Aber er war in der letzten Zeit halsstarrig, man konnte nichts mit ihm anfangen.

Während sie über ihre vorläufig gescheiterten Pläne nachdachte, ging sie langsam durch den Umgang des Domes. Es war dämmerig in den Kapellen, die die Außenseite umgrenzten. Das Gold und die vielen Farben, weich nachgedunkelt, die stacheligen phantastischen Blumen auf dem reichverzierten Gitterwerk, die Einsamkeit ringsumher — es stimmte sie fast wehmütig.

„Tonk, — tonk, — tonk," machte die große mittelalterliche Uhr.

‚Weshalb die Einengungen, die Bevormundung vernünftiger Menschen?' dachte Jo. ‚Was ich tun will, ist ganz unwichtig, wie kann eine sonst gesunde Familie sich so dagegen auflehnen? Jahrhundertelang sind die Menschen hier umhergegangen, gepeinigt durch die Unvernunft andrer, ratlos, und die Uhr macht einfach: „tonk, — tonk, — tonk," jahrhundertelang!'

Sie setzte sich auf eine der tiefdunklen, geschnitzten Bänke. Es ging ihr durch den Sinn, was die Menschen wohl tun würden, wenn sie gar keine Kirchen hätten. Dann wären sie eben keine Menschen mehr, mechanische Gebilde, die man aufzieht. Der Tod und der Teufel, die beim Stundenschlag aus der Domuhr spazierten, waren ihr lieber als mechanische Menschen.

„Tonk, — tonk — krr!" Jetzt erschien der magere Tod mit der Sense. Jo lächelte vor sich hin. Die Uhr holte aus, schlug.

Clarisse konnte nun jeden Augenblick kommen. Sie war die einzige, die ihr beigestanden hatte, und merkwürdigerweise auch Martin. Seine Ehe hatte ihn vielleicht gelehrt, daß ein Mädchen heutzutage das Leben kennen müßte, genau so gut wie ein Mann. Arme Clarisse, bisweilen merkte man es, wie niedergeschlagen sie war.

Da kam sie — in dem schönen Pelzmantel — ja, so etwas hatte sie. „Wir wollen gleich weitergehn,“ sagte sie leise zur Schwester.

Auf den Zehenspitzen schritten sie dahin, vor den Beichtstühlen knieten in langen Reihen dunkle wartende Gestalten.

In der Vorhalle zum Horsteberg hin blieb Clarisse stehen. „Ich möchte wissen,“ sagte sie, „ob es Menschen gibt, ich meine aus unsrer Schicht, die wirklich alles Bittre und Schwere in den Kirchen niederlegen können.“

„Nein,“ sagte Jo, „sie holen sich Trost und Ergebenheit. Nicht jeder bringt das fertig.“ Ihr weißliches Gesicht sah kühl und sehr verschlossen aus. „Gerade jetzt, als ich die vielen demütig Gebeugten sah, kam mir ein Entschluß: Ich gehe in den ersten Tagen Januar fort.“

Clarisse wollte etwas erwidern. Jo legte ihre Hand auf der Schwester Arm. „Nein, es hat keinen Zweck, mir dreinzureden, ich gehe. Es kommt ja nur darauf an, daß ich fest auf meinen Füßen stehe, daß ich beweise, was ich kann — in jeder Beziehung. Glaubst du wirklich, man könnte sich nicht auf mich verlassen?“ Ihre grünlichen Augen schillerten.

„Wie ich darüber denke, das weißt du, Jo, du weißt aber auch, daß man die Menschen von einer Generation in die andre nicht völlig verändern kann, zumal Menschen wie unsern Vater nicht!“

„Und gerade ihm will ich zeigen, wer ich bin und was ich kann,“ sagte Jo.

„Das, mit deinem Fortgehen, überlegst du dir wohl noch,“ sagte Clarisse vorsichtig.

„Hast du mir nicht selbst gesagt, man soll nichts halb tun? Nun, wir wollen nicht mehr darüber sprechen — wer weiß, vielleicht überlege ich es wirklich noch.“ Ironisch lächelnd blickte Jo durch die Säulenreihe auf den eingeschlossenen Kreuzgang. „Du begleitest mich wohl noch, Clarisse, wer weiß, wie alles ist, wenn wir uns wiedersehen — mit dir, mit mir.“

Sie gingen die Stufen hinab in die engen Gassen des Horstebergs, zwischen die alten Häuschen, die sich an die hintere Seite des Domes schmiegten. Viele Fenster waren schon erleuchtet, die kleinen Stuben froh belebt; es war der Nachmittag, dem die Christnacht folgte.

„Mein Koffer ist gepackt,“ sagte Clarisse, „morgen um diese Zeit bin ich mit Martins Mutter unterwegs. Das ist der erste Aufbruch, die Trennung. Hoffentlich bleiben wir lange fort.“

„Ach, Clarisse,“ Jo steckte die Hände in ihre Manteltaschen und sah zu den kleinen Häusern hin, „das da ist gewiß auch nicht so umfriedet, wie es aussieht.“

„Vielleicht nicht. Irgendwie muß man hindurchkommen.“

Jo wendete sich ihr erfreut zu. „Bravo, Clarisse! Das gefällt mir, so muß es sein! Und, nicht wahr, heute abend lachst du und läßt dich stolz beschenken. Du mußt aufrecht bleiben. Ich habe noch nie bemerkt, daß die Männer Freude an geknickten Frauen haben: sie sind ja furchtbare Egoisten!“

Das kam mit einer solchen Überzeugung heraus, daß selbst Clarisse lachen mußte. „Deine Erfahrungen, Jo!“ sagte sie. „Aber ähnliches habe ich mir selbst gesagt — ich meine, das mit dem Aufrechtbleiben.“ Sie schob ihre Hand in Jos Arm. „Dich möchte ich mitnehmen,“ sagte sie.

„Aber ich dich nicht,“ antwortete Jo, die Hand leicht an sich drückend. „Und nun mal schnell den Horsteberg herunter.“ Sie machte sich los, lief ein paar Schritte. Im dunklen Schatten blinkte eine Schlinderbahn. Jo nahm sie lachend, winkte dann von unten herauf zurück. „Auf Wiedersehen im Februar!“ rief sie.

„Im Februar?“

„Ja, im Februar!“ schallte es den Horsteberg herauf. Weshalb Clarisse beunruhigen? Sie hatte ihr eigenes Päckchen. —

In der Johanniter-Kommende hatte man sie schon erwartet, man wollte nach Rehbrügge fahren.

— — — — — — — — — — — — — —

Die Christnacht und Rehbrügge, das gehörte zusammen. Ob es jemals in der Familie anders gewesen war? Ganz gewiß nicht.

Man saß im Speisezimmer um den Tisch, und man hatte die Läden nicht geschlossen, denn über den Wiesen stand eine wundervolle Nacht. Die Unterhaltung war nicht lebhaft, meistens erzählte die alte Frau Bantinck, und allen war heimatlich zumute, denn was sie da hörten, das war für sie ein Teil des Christfestes, Erinnerungen, Bilder aus der eigenen Kinderzeit und aus den Jugendjahren der Großmutter.

Von Zeit zu Zeit kam Betty herein und sah nach dem Rechten.

Mindestens fünf Sorten kleines Gebäck standen auf dem Tisch und eine große Schale mit glänzendroten Äpfeln. Nüsse und Spekulatius gab es, und Lebkuchen mit buntem Streusel darauf.

„Die Gans konnte gar nicht besser sein,“ sagte Elisabeth Bantinck zu Betty, und jetzt zog man sie allgemein ins Gespräch, denn das alte Mädchen gehörte doch zu ihnen,

und das sollte sie am Weihnachtsabend ganz besonders fühlen.

„Kommen Sie her, Betty, setzen Sie sich neben mich, Sie müssen uns auch etwas erzählen," sagte Amalie Franziska.

„Das fällt mich aber sehr schwer. Erzählen, da bin ich gar nich bewandt mit. Was ich nur meine, is," sagte Betty nachdrücklich, „wer sich nicht an Weihnachten freuen kann un an die alten Lieder, das is ein traurig Mensch! Un dann meine ich auch, Herr Bantinck könnte uns wieder das schöne Getränke machen von voriges Jahr."

Christopher lachte. „Das ist doch für Silvester, Betty."

„O — ich meine man, was gut is, kann man oft trinken."

„Hörst du das, Elisabeth?" Christopher stand auf. „Wer hilft mir? Jo, du?" Lulu war flinker, da Jo gerade einen Apfel für die Großmutter schälte.

Doch Betty wehrte sich. „Alles was recht is, Frau Kerssenbrok," ein breites Lachen ging über ihr Gesicht, „das is wegen unser schönes Rezept, und Gesine gibt mich auch nichts ab!"

„Die Rivalinnen!" rief Hubertus. „Ich werde nie vergessen, wie es auf Clarissens Hochzeit zuging."

„Dat was mich recht kunträr," sagte Betty, die Stirn zusammenziehend.

Alle lachten. „Uns nicht!" sagte Jo, hinausgehend.

„Philipp kann uns die Sachen ins Musikzimmer bringen," sagte Christopher, „ich habe sie längst herausgestellt. Betty hat schon gestern vom Punch Royal gesprochen. Komm, wir setzen uns vor den Kamin."

Er klingelte, gab den Auftrag. Dann wandte er sich an Jo. „Du bist heute abend nicht recht vergnügt."

„Vergnügt! Christopher, du hast mich sehr enttäuscht." Sie beugte sich zum Feuer hin.

Er betrachtete sie. „Wie ein Junge siehst du in dem schwarzen Samtjäckchen aus."

„Das ist auch eine Antwort!"

„Jo, ich will dir etwas sagen, gib mal deine Hand her." Sie tat es. „Es ist mir einfach unerträglich, daß du — sagen wir: nur den Gedanken der jungen Leute ausgesetzt bist, mit denen du in Berlin zusammenkommen würdest."

Jo wendete sich ihm zu. „Was die jungen Männer denken, wünschen, wollen, lieber Onkel Christopher, das ist mir völlig gleichgültig, und es ist doch mein Leben, meine Zukunft! Und dann, weißt du, ich kann fremd und unbeirrt in einer großen Stadt umhergehen, und hier, in einem kleinen Kreis, kommen vielleicht Gedanken an mich heran, die — Gott, Christopher, das weißt du doch selbst."

Sein Gesicht veränderte sich, es war, als ob es die Farbe verlöre. „Nein, ich weiß nicht, was du meinst," sagte er. Es war doch ganz unmöglich, daß dieses Kind in ihn hineinsah, daß sie hervorzog, was er vor sich selbst verbarg.

Philipp kam, trug ein großes Tablett mit Flaschen, setzte alles hin und ging wieder.

Jo stand auf, leichtfüßig wie immer. „Jetzt will niemand mehr verstehen, auch du nicht, und auf dich hatte ich mich verlassen. Einerlei — es wird schon recht." Das war wieder die alte Jo. „Wir wollen nun mischen und uns einen vergnügten Abend machen," sagte sie, an den Tisch tretend. Schnell sah sie sich nach ihm um. „Du kannst dir etwas Feines von mir wünschen!" Sie kehrte zurück, hockte sich neben Christopher auf das Sofa, legte beide Arme um seinen Hals. „Wenn du nachgibst und mir hilfst, nicht jetzt gleich, aber bald."

Er zog sie an sich, was er niemals getan hatte, seit sie ein Kind war. „Ich gebe nach," sagte er, den Kopf an ihre Schulter lehnend.

„O, du Guter!" Jo streichelte sein Haar. Sie ließ ihn los, fuhr rasch über ihre Augen.

„So gern willst du fort, kleine Jo?" Christophers Stimme war ein wenig rauh.

Sie sah ihn an, nahm seinen Kopf zwischen ihre Hände. „Nein, nein!" sagte sie. „Das ist ja kein Fortgehn, ich werde immer bei euch sein, und wenn ich am andern Ende der Welt wäre. Das ist es nicht. Du weißt es doch!"

Er nahm ihre Hände in die seinen, hielt sie eine Weile.

Horchend hob Jo den Kopf. „Da kommen die andern!" Sie sprang auf, lief zur Tür hin. „Du sollst es doch nicht sehen, dich sperren wir ein," sagte sie, Lulu zurückdrängend.

„Ach Unsinn! Zwei Flaschen Weißwein, eine Rotwein, eine Sauterne, Madeira, Arrak, Burgunder, Zucker!" Sie kam zum Tisch hin, tippte an jede Flasche. „Wieviel von den drei letzten, Christopher?"

„Je eine halbe — umbringen sollst du deinen Karl nicht!"

„Seht ihr wohl? Dankbar solltet ihr mir sein. Eine neue Errungenschaft für unser Hinterzimmer. Woher hast du es?"

„Vergangenes Jahr Lichtmeß haben wir es im Zivilklub angesetzt, nachdem wir ordentlich gejeut hatten."

„Dieses Spielen zu Lichtmeß wird auch

erst mit Münster untergehen," sagte die alte Frau Bantinck, die es sich am Kamin bequem machte. „Weiß einer von euch, woher diese Sitte rührt, und wie alt sie ist?"

Niemand wußte es.

„Das ist doch eine Schande," sagte sie, „wir wissen von den Sitten im alten Griechenland, und das ganz Nahe, Selbstverständliche wissen wir nicht."

„Das andre auch nicht!" sagte Lulu höchst unbekümmert. „Vielleicht Hubertus, der hat es ja jetzt mit der Wissenschaft." Dem war nicht wohl bei diesem Ausspruch.

„Sag' das lieber deinem Sohn," meinte er ablenkend.

Das Halbgeback — man konnte ihn wirklich nicht mehr so nennen — hob sein Glas und trank ihm zu. Dann ging er zum Flügel hin und spielte. Es war eine Phantasie von Weihnachtsliedern, die er mit andern alt überkommenen Gesängen verband.

Franziska Amalie sah ihn erfreut an. Er hatte sich wirklich herausgemacht, dieser Felix. —

Bis elf Uhr saß man beisammen, dann war es Zeit, sich auf den Weg zu machen, denn wie in jedem Jahre so ging man auch heute zur deutschen Mitternachtsmesse in die Kirche des Kapuzinerklosters, das auf dem Wege nach Münster lag. Nur die alte Frau Bantinck fuhr mit ihrem Mädchen nach Hause.

Christopher hatte die beiden altmodischen Schlitten, die man niemals mehr benutzte, hervorholen lassen. Das lustige Schellengeläut auf dem Hof, die neu bemalten Schlitten, das war Christophers Weihnachtsüberraschung.

Warm vom Punsch und dem Kaminfeuer fuhr man davon, in froher Stimmung, von neuem darin bestärkt, daß man zusammengehörte, was auch sei.

Geheimrat Bantinck legte den Arm um seine Frau. Sie sah frisch unter ihrer Pelzmütze hervor. „Ein wenig Freude gehört nun mal zum Leben," sagte sie, und es kam ihr vor, als seien die langen, sorgenvollen Jahre zurückgeblieben.

Die einfache, fast schmucklose Kirche war schon voll von Menschen. Der Altar stand in einem Kranz von Lichtern. Bantincks konnten nur langsam bis zu der vorderen Bank gelangen; zwei Knechte von Rehbrügge hatten ihnen dort einen Platz aufgehoben.

Kerssenbrok, Christopher, Hubertus und Jo blieben draußen, denn die Tür wurde nicht geschlossen, weil die Kirche ja doch nicht die Menschen fassen konnte, die zur Mitternachtsmesse kamen.

Hier standen sie nun, zwischen Fremden, die ihnen in dieser Stunde dennoch sehr nah waren. Ganz still war es, der dunkle Himmel mit seinem Sternengeflimmer stand feierlich über dem Lande und der alten, schlafenden, wundervollen Stadt.

Da begann das Orgelspiel und alle, vom lichterbekränzten Altar bis zu jenen, die noch über den Weg eilten, auf den hellen Schein zu, sangen das jubelnde Weihnachtslied:

„O selige Nacht!
In himmlischer Pracht
Erscheint auf der Weide
Ein Bote der Freude
Den Hirten, die nächtlich
Dort hielten die Wacht."

Es klang froh in die große winterliche Stille hinein.

Jo stand ein wenig abseits. Herzhaft, sehr laut sang sie mit. Vielleicht war ein wenig von der Angst der Kinder darin, die im Walde ein Lied anstimmen.

Und all die schönen Melodien kamen, eine jede mit Entzücken begrüßt. Man spürte die Kälte nicht, auch nicht jene vielen, die draußen vor der Kirche standen: es war die alte heilige Nacht und es waren die alten deutschen Lieder.

— — — — — — — — — — — — — —

Der letzte Segen wurde gesprochen, die letzte Melodie verrauschte, man traf sich draußen, und dann ging es nach Hause.

Die Schlitten hatten nicht auf Bantincks und Kerssenbroks gewartet, die letzte Strecke wollte man zu Fuße gehen; auch das gehörte zur Schönheit des Weihnachtsfestes.

Man hatte kaum das Überwasserviertel erreicht, da begannen alle Glocken der kirchenreichen Stadt zu läuten. Das war wie eine große, mächtige Symphonie. Die Stadt so still, die Straßen zauberhaft in ihrem tiefen Schlaf! Hier und da ein erleuchtetes Fenster. Da waren die Menschen, die auf den Ruf der Glocken gewartet hatten.

Die Türen öffneten sich, dunkle, vermummte Gestalten erschienen, eilten zu den Kirchen hin, unter diesem feierlichen, weithin tönenden Schwingen der Glocken.

Auf dem Markt blieben Bantincks und Kerssenbroks stehen. Das war ja unwirklich, ganz berauschend schön war es! Die stolzen Häuser ringsumher, mit ihren dunklen Laubengängen, ihren schneebedeckten Vorsprüngen und Verzierungen, mit diesen in den Sternenhimmel hineinwachsenden Giebeln, denen Schönheitssinn, Selbstbewußtsein, Strenge und Sehnsucht der Jahrhunderte ihr Siegel aufgedrückt hatten, — überrauscht vom Liede der Glocken, vom alten Ruf dieses nördlichen Roms.

Seiltänzer in Meersburg. Gemälde von Hans Dieter

Dem konnte sich kein Herz verschließen, auch Lulu Kerssenbrok wurde still und ehrfürchtig.

Jo sah zu dem blaßgrünen klassizistischen Eckhause hin, und sie dachte an Clarisse und ihre bittre Einsamkeit. —

Unter der Tür des großen Wohnzimmers der Hirschapotheke stand Gesine und erwartete Kerssenbroks und Bantincks. Sie hatte den Kopf in eine Art Baschlik gewickelt, der Radmantel hing im Flur, denn sie wollte zur Kirche gehen.

Heute war sie kein Landregen, sie lächelte den durchfrorenen Ankömmlingen entgegen. „Fröhliche Weihnachten!" rief sie.

Man sah den gedeckten Kaffeetisch; Gesine hatte ihn mit den schönsten Dingen beladen. Und im Hintergrunde, vor dem Mittelfenster, brannte der Christbaum. Die Spiegel widerstrahlten das flimmernde und weiche Licht seiner gelben, süß duftenden Wachskerzen.

Solange Lulu am Roggenmarkt wohnte, hatte man bei ihr diese gemütliche Morgenstunde des ersten Weihnachtstages verbracht. Niemand dachte an Müdigkeit, man saß voll Behagen beisammen. Außerdem — was schadete es: man konnte in den Tag hineinschlafen.

*

Und wieder versammelte man sich in Rehbrügge, dieses Mal aber war es eine ziemlich große Gesellschaft. Viele von den alten Freunden waren gekommen, die damals die Treibjagd mitgemacht hatten. Im Speisezimmer, von dem man über die Wiesen blickte, stand das Büfett; jeder mußte sich selbst bedienen. Das blaue Zimmer mit den Vitrinen, das Eckzimmer, in dem die junge braune Madonna stand, das Musikzimmer und die Halle, alles stand offen. So schön war es, daß man das Abgenutzte, hier und da ein wenig Schäbige, gar nicht bemerkte.

Es gab wieder Punch Royal und den heißen, schweren Irländer Punsch, mit dem Saft von schwarzen Johannisbeeren darin, und in der Halle stand Hubertus und trug einige Lieder vor.

Johannes Steveningh, in einem langen Gehrock mit grauer Weste und einem doppelt geschlungenen schwarzen Seidentuch um den blendend weißen Kragen, mit seinem sorgfältig gescheitelten, etwas lockigen Haar und den Koteletten, stand neben Christopher und sagte: „Heute müssen Sie uns aber die Spukgeschichten von Haus Rehbrügge erzählen. Schade nur, daß meine Frau sie nicht hören kann."

„Das macht meine Mutter viel besser," erwiderte Christopher, „doch wir müssen noch etwas warten."

Johannes Steveningh verstand das. Er hatte Sinn für die rechte Stunde, in allem.

Und so ging es denn schon auf halb zwölf, als alle Gäste im Musikzimmer, dicht bei der alten Frau Bantinck saßen, sogar auf dem Boden hockte man. Der Kronleuchter war ausgelöscht, die Buchenscheite im Kamin, auf die Jo eine Handvoll Räucherpulver gestreut hatte, knackten und warfen ihr zuckendes Licht über die wartenden Gesichter.

„Erzähl' die Geschichte vom glummerigen Hund," rief Felix, „das ist die unheimlichste."

„Nein, vom Niemandeskind!" sagte Jo. Sie saß schmal zwischen Martin und dem alten Herrn Zumloh.

„Ja — vom Niemandeskind," sagte Franziska Amalie und neigte langsam den schönen, vom Feuerschein zart überhauchten Kopf.

„Wann sich diese Geschichte zugetragen hat, das weiß ich nicht genau zu sagen, sie hängt auch nicht mit der Familie Bantinck zusammen, sondern mit einem Adelsgeschlecht, das dieses Haus erbaut hat. Später erst erhielt es seine heutige Form, aber die Kammer des Niemandeskindes, das Treppenhaus und manches andre noch, blieb unberührt. Die Kammer des Niemandeskindes liegt oben auf dem Boden; sie wird nicht benutzt."

Alle blickten die alte Dame mit den langen Ohrgehängen und dem feinen Spitzenhäubchen gespannt an, die wenigsten kannten diese Geschichte.

„Eines Tages zog hier eine herrische Frau ein, die zweite Gattin des Ritters Ludger. Um ihretwillen hatte er seine erste Frau, mit der er lange Jahre glücklich gelebt hatte, verstoßen. Mit ihm lebten hier seine drei Töchter, die jüngste war fast noch ein Kind.

„Als nun jene herrische Frau einzog — sie hieß Gilda — da war es ihr hier zu eng, zu alt, keineswegs prächtig genug. Ihren besondern Haß aber warf sie auf alles, was von Ludgers erster Frau herrührte; so auch auf die Töchter. Sie durften nicht einmal an einem Tische mit ihr essen und mußten schwere Arbeit tun. Die jüngste, die ihrer Mutter sehr ähnlich war, machte sie zur Stallmagd, und Sommer und Winter mußte sie auf ihren Knien an der Gräfte liegen, in der dieses Haus steht, und die Wäsche waschen. Wenn es gefroren hatte, schlug sich die kleine Therese selbst das Eis auf. Sie wurde immer blasser, immer stiller — und schließlich starb sie.

„Doch an dem Morgen, an dem man sie begraben wollte, war ihr Sarg leer. Viele sagten, Frau Gilda hätte sie zur Seite geschafft, denn der Ritter Ludger wollte sie im Erbbegräbnis beisetzen lassen. Sie gönnte es ihr nicht. Andre wieder, Therese sei niemals gestorben, sie hätte heimlich einen Trank von der Mutter erhalten, die hin und wieder im nahen Walde auftauchte, und dieser Trank hätte sie einer Toten gleichgemacht; sie sei mit ihrer Mutter davongegangen. Genug, die kleine Therese war fort und niemals fand man eine Spur von ihr.

„In diesem Jahre nun gebar Frau Gilda ein Kind, und wieder war es ein Mädchen. Höhnend hatte sie gesagt, als sie in das Haus einzog, sie würde ihrem Gatten zwei Knaben schenken, Zwillinge. Ein sehr zartes, schwaches Kind war es, und es wunderte niemand, daß es abseits gehalten wurde. Gilda war nicht stolz auf dieses Mädchen. Die beiden ältesten Töchter aber arbeiteten und blühten auf. Sie freuten sich auch in den abgelegenen Kammern ihres Lebens, und man sagte, sie hielten es nicht so genau, könne es kein Ritter sein, dann ein Landsknecht.

„Nach drei Jahren trug man einen kleinen Sarg aus dem Hause, Frau Gilda war das einzige Kind gestorben, das sie je besessen hatte.

„Das nun ist weiter gar nicht sonderbar, und es wäre nicht der Mühe wert, es zu wissen; doch hundert Jahre später wurden manche Veränderungen durchgeführt, die die herrische Frau Gilda begonnen hatte. Der Nachfahr des Ritters, ein Baumeister und etliche von seinen Leuten standen auf dem Boden und überlegten, was zu machen sei. ‚Hinter dem schweren Schrank dort muß noch ein Raum sein,' sagte Ludgers Nachfahr, und seine Knechte machten sich daran und rückten den Schrank zur Seite. Es erschien eine Tür. Ganz von selbst öffnete sie sich. Und heraus schritt ein Mädchen, farblos, mager, in einem dünnen grauen Kleid, das bis zu ihren Füßen hinabhing. Mit den nackten blassen Füßen, die Hände vorgestreckt, ganz so, als ob sie blind sei, schritt sie vorwärts. Die Männer traten zur Seite, bekreuzigten sich. Das Mädchen, sie war fast noch ein Kind, ging ohne Zögern die Treppe hinunter, durch das ganze Haus — und auch hier stand sie, in diesem Zimmer!"

„Ha jaß!" sagte Lulu. „Laß sie sterben, Großma."

„Nicht unterbrechen. Weiter erzählen!" rief man.

„Nein, das war es eben, sie starb nicht und sie ist niemals gestorben. Als sie Haus und Hof durchwandert hatte, kehrte sie in die Bodenkammer zurück — und der Schrank bewegte sich vor den Augen der entsetzten Männer: er schob sich vor die Tür. Ludgers Nachfahr ließ sofort satteln; er ritt nach Münster zum Bischof. Am andern Tage machte sich eine große Kavalkade auf den Weg, um die Teufelin zu vertreiben. Als sie alle auf dem Bodenraum versammelt waren, rückte der Schrank zur Seite, und das Mädchen kam heraus. Man griff nach ihr — und griff in Luft. Man schlug — und schlug auf den Boden. Was man auch tat — das Kind stand unversehrt da. Den Männern sträubten sich die Haare; es war eine Erscheinung, ein Spuk. Der Ritter war ein beherzter Mann, er blieb hier im Hause wohnen. Doch hin und wieder, ganz selten, begegnete er dem Mädchen, das sie das Niemandeskind nannten, auf der Treppe, oder es hockte im Dunkel. Und jedesmal waren seltsame Dinge damit verbunden, immer war es eine Warnung, der Vorbote eines Unglücks. Man forschte in den alten Büchern nach, stieß auf die Geschichte von Ludger und Gilda, der kleinen Therese und dem Mädchen, dessen Sarg man die Treppe hinunter getragen hatte, und nun gingen viele Geschichten um. Vielleicht hatte Frau Gilda ihr eigenes Kind da oben eingesperrt, vielleicht war es auch Therese, man wußte es nicht. Jedermann aber wußte vom Niemandeskind, es setzte dieses Haus in einen bösen Ruf. Es soll nach dem Tode des mutigen Nachfahren viele Jahre leer gestanden haben, und in dieser Zeit, so sagt man, wanderte nachts bisweilen ein heller Schein durch die Zimmer. Schließlich aber fand sich doch jemand, der hier wohnte, und man hörte kaum noch vom Niemandeskind. Der Schrank und die Truhen, die auf dem Boden standen, wurden verbrannt, man entfernte die Tür aus der Kammer und ließ sie leer stehen. Noch heute ist eine eigentümliche Luft in ihr, ganz anders als auf dem Boden."

„Das hast du uns aber niemals erzählt, das mit der Luft, ich hätte es sonst längst ausprobiert," sagt Jo.

„Du kannst es ja tun!" Die Großmutter lächelte. „Was aber die Hauptsache ist, dieses Niemandeskind ist nicht von Rehbrügge gewichen. Man sieht es bisweilen. Es steht über dem Wasser, hinten in der Wiese, wie ein Schemen schleicht es durch das Treppenhaus und einmal, das hat euer Urgroßvater erlebt" — Frau Bantinck richtete sich auf — „einmal hockte es hier vor diesem Kamin!"

„Nein,“ sagte Lulu, „das ist zuviel! Wir glauben dir alles, Mutter, doch das nicht!“ Frau Bantinck zuckte nur die Achseln, lächelte.

Nun erhob sich eine lebhafte Unterhaltung über Erscheinungen, Geister und Dinge, die der Verstand nicht sehen kann.

Jos Stimme war immer herauszuhören, sie war so ungläubig wie ein Stein.

„Und doch,“ rief Felix, „doch möchtest du nicht, wenn es nun zwölf Uhr schlägt, auf den Boden gehen, in die Kammer des Niemandeskindes.“

„Natürlich tue ich das. Ohne Zagen! Das wäre doch noch schöner!“ Jo war aufgestanden. „Eine Kerze, und ich gehe hinauf.“

„Die kannst du haben. Bis zur Bodentür ist Licht, da oben brauchst du sie schon.“ Er ging hinaus und kam bald darauf mit einem Leuchter wieder.

Da schlug die große Uhr in der Halle zwölf. Sie hatte einen vollen, tiefen Klang. Um das Zifferblatt stand eingraviert: „Dem ick de leste Uhr do slagen, den redde Guott ut alle Plagen.“ Man hörte sie nicht zu Ende an; alle wünschten sich ein gutes neues Jahr.

Als es ruhiger geworden war, sagte Felix: „Nun, Jo, wie ist es? Zwischen zwölf und eins ist die Geisterstunde.“

„Selbstverständlich,“ sagte sie, „her mit dem Licht.“

Felix zündete es an, und unter Gelächter, doch auch mit einer kleinen Beklemmung, begleitete die Jugend Jo bis zur Treppe hin.

„Hier hast du einen Apfel, den mußt du dem Niemandeskind hinlegen,“ sagte Hubertus.

„Zur Kontrolle,“ rief Jo zurück, sie ging die Treppe hinauf.

„Einer muß hinter ihr herschleichen,“ sagte Felix, „sie wird sich schon blamieren.“

„Das tue ich,“ Onkel Christopher schob sich nach vorn hin, „ihr Gesindel wollt sie nur erschrecken, ich beobachte Jo; sie entgeht euch nicht, wenn sie sich drückt oder den Mut verliert.“

Man ließ ihn gehen — recht ungern. Jo war es bis zum obersten Flur noch ganz behaglich zumute, doch als sie die Tür offen stieß, war dieses große dunkle Loch vor ihr nicht gerade einladend.

Dennoch, sie schritt tapfer darauf los, bis zur Kammer hin. Es war ein langer Weg. Sie schnupperte darin herum — immerhin klopfte ihr Herz rascher als sonst —, legte den Apfel nieder, und da, als sie sich bückte, strich ihr ein kalter Hauch über den Nacken. So schien es ihr. Schnell wandte sie sich um, und hinter sich, auf dem Bodenraum, sah sie den Umriß eines Mannes. Die Tür zum erleuchteten Treppenhaus war nur auf einen breiten Spalt geöffnet.

„Guotts Welt un Tied,“ sagte sie, die Kerze schwankte in ihrer Hand. „Ich bin's, Christopher,“ hörte sie, doch es klang entfernt, denn ihr war ein wenig schwindlig. Christopher nahm sie in seine Arme, hob sie auf und trug sie hinaus.

Erstaunt ließ Jo ihn gewähren, denn sogleich war sie wieder munter. Sie ahnte es nicht, und hat es niemals gewußt, daß der für sie und jedermann einfache und etwas unbekümmerte Christopher Bantinck in diesen kurzen Augenblicken Abschied von ihr nahm, auf eine ganz besondere, starke und lautere Art.

Sorgfältig setzte er Jo wieder auf den Boden, atmete tief, und dann rief er hinunter: „Die Probe ist bestanden!“

Man lief ihnen entgegen, Felix nahm das Licht, zündete es nochmals an und sah nach dem Apfel. „Mit dir ist was los!“ sagte er, zurückkommend.

Nun Jo wieder unter all den andern war, umgeben von den vertrauten Stimmen, kam nachträglich dennoch ein merkwürdiges Erschrecken in sie hinein. Was war es? Es konnte doch nicht wegen dieser Geschichte vom Niemandeskind sein, oder wegen des Luftzugs in der Kammer?

*

Wenige Tage später ging frühmorgens das Telephon in der Halle von Haus Rehbrügge. Christopher, der gerade am Kaffeetisch saß, ging hinaus.

„Was Jo, du? Vom Bahnhof aus?“ — — — „Nein, nein — daraus wird nichts.“ — — — „Ja, das habe ich, Kind, meine Hilfe habe ich dir versprochen, doch nur zu vernünftigen Dingen; du kannst nicht einfach, Hals über Kopf, nach Berlin reisen —“ — — — „Bitte, Jo, unterbrich mich nicht.“ — — —„Gut, du hast eine Unterkunft, ein wenig Geld. Aber wie denkst du dir die Wirkung auf deine Eltern, auf die Familie und unsre Freunde? Du mußt Rücksicht nehmen.“

„Ihr habt ja auch keine Rücksicht auf mich genommen,“ hörte er Jos keineswegs trotzige, eher etwas traurige Stimme.

„Was nicht ist, kann werden. Mach' keinen dummen Streich; ich trete für dich ein.“

„Ich habe es lange überlegt, Christopher, man muß Tatsachen schaffen, sonst wird es niemals etwas. Ihr müßt euch gleich heute darüber einigen, unter welche Formel ihr

es bringen wollte, das ist alles. Ich kann, zum Beispiel, ein Telegramm erhalten haben — man mußte sich schnell entschließen. Ich kann bei einem Bekannten von Steveninghs untergekommen sein — sie haben doch eine Menge gute Beziehungen. Kurzum, jetzt muß ein Ausweg gefunden werden, denn ihr könnt mich, schon um der Familie willen, nicht aufgeben." Ihre Stimme war wieder klar, sehr eindringlich war sie.

„Fahr' mit einem späteren Zug, liebe Jo, ich komme sofort zum Bahnhof; dieses kleine Entgegenkommen haben wir um dich verdient."

„Verdient! Ich mag euch doch alle so gern!" Jetzt, durch das Telephon konnte sie es sagen. „Mich noch länger mit euch herumzanken — wir wollen es mal ruhig so nennen — wegen dieser kleinen, simplen Sache: daß ich eine Stellung annehmen will und von da aus weitersehen, nein, Onkel Christopher, das geht nicht, das verträgt mein Familiensinn nicht." (Hier mußte Christopher lächeln.) „Aus lauter Achtung voreinander geht das nicht; das verstehst du doch. Und nun ist es die höchste Zeit für mich. Lebwohl, du bist ja doch der Beste. Ich schreibe bald." Sie hängte den Hörer an. Ihr Herz schlug in einem Tempo, wie niemals zuvor. Sie nahm den Handkoffer, in dem sie alles verpackt hatte, was sie — eine Art Emigrantin auf der Flucht — brauchte. Zu Hause, im Schrank, hingen ihre hübschen Kleider. Etwas wehmütig dachte sie daran. Unter dem Arm trug sie, fest an sich gepreßt, einige Berliner Zeitungen. Jo schritt flink aus, denn es war wirklich die höchste Zeit. Zuerst brummte ihr der Kopf noch etwas, ihre eigene Unternehmerlust machte sie benommen, dann kehrte ihr Denken zurück, ordnete sich.

Onkel Christopher ritt nach Münster, sprang im Hof der Johanniter-Kommende vom Pferd — man stellte es gewiß in die schöne, alte Kirche, in der all die Gärtnersachen waren — und dann wurde ein Familienrat abgehalten. Ohne Kerssenbroks natürlich! Tante Lulu bekam genau das zu hören, was die Großmutter formulierte. Das war doch eine kluge Frau! Sie würde schlichten, würde raten. — — —

(Schluß des Romans folgt)

Wenn die Teemaschine summt . . .

Der Schlitten hielt, und ich stieg aus,
In dicken Pelz vermummt.
Wie hat im russischen Dorfwirtshaus
Die Teemaschine gesummt.
Das klang durch den dämmerdunklen Raum
So traut, so wärmend und mild,
Als spräche in lächelndem Himmelstraum
Das Muttergottesbild.
Das Kasansche Bild mit dem ewigen Licht,
Am Ostertage geweiht;
Ein golden glitzerndes Farbengedicht
Aus längstentschwundener Zeit.
Die große Stube war einfach und kahl,
Und die Wände waren leer,
Doch glänzte ein überirdischer Strahl
Aus der heiligen Ecke her.
Das Surren wurde Engelchor,
Der die Göttliche umfängt.
Ich kam mir wie ein Falter vor,
Den's nach dem Lichte drängt.
— — — — — — — — — — — —
Der Alltag löschte die Flamme aus,
Er trieb mich von Land zu Land.
Vergessen das schlichte, hölzerne Haus,
Darinnen ich Frieden fand.
Das Bild verblaßt, der Chor verstummt,
Ich ahne sie nur noch schwach.
Doch wenn die Teemaschine summt,
Wird alles wieder wach.

Heinrich Minden

Reichspräsident von Hindenburg. Gemälde von Prof. Walther Firle

Hindenburg

Zum 80. Geburtstag des großen Führers in Krieg und Frieden

Von Prof. Dr. Otto Hoetzsch

Man erzählt, in den ersten Jahren des Weltkrieges sei einmal in einer amerikanischen Schule die Aufgabe gestellt worden, in Kürze die Meinung über den Sieger von Tannenberg aufzuschreiben, und da habe einer der Boys seine Meinung höchst bündig zusammengefaßt in die drei Worte: „Hurrah old Hindi!" Was braucht man auch eigentlich mehr? Ob wahr oder erfunden, tiefster Sinn liegt oft im kindlichen Spiel, in der naiv schlagenden Zusammenfassung eines unwillkürlich und damit richtig treffenden Gefühls! —

Welch eine Laufbahn! In der Ostmark geboren, Mitkämpfer in den großen Kriegen von 1866 und 1870, als junger Leutnant steht er im Spiegelsaal von Versailles und erlebt er den ungeheuren Augenblick der deutschen Geschichte, in dem das neue Reich begründet wurde. Den hoch befähigten Offizier führt der Weg weiter bis zu der im Frieden überhaupt erreichbaren Höhe: acht Jahre lang kommandiert er ein Armee-Korps. 1911 ist das militärische Leben beendet, weil es nicht höher gehen konnte. Die Ruhe des Alters, Reisen ins Ausland und beschauliche Stille daheim im Kreis der Familie schienen allein die Jahre erfüllen zu sollen, die der Herrgott dem Mann noch bestimmt hatte, der bei Ausbruch des Weltkrieges im 68. Lebensjahr stand.

Nun aber beginnt erst die zweite Periode: der Weltkrieg, Tannenberg, Chef des Stabes und tatsächlicher Führer des deutschen Heeres zu unvergleichlichen Erfolgen; Zahlen und Namen leben ja heute noch in uns allen als stärkste Erinnerungen. Der 9. November zerschlägt das alles und stellt dem Einundsiebzigjährigen die stärkste Probe der Pflicht und Selbstüberwindung. Niemand hat in die Kämpfe in der Seele dieses preußischen Offiziers hineingesehen, der damals wie später treuester Gefolgsmann seines Kaisers, überzeugtester Anhänger des monarchischen Gedankens war und bleibt, und der in Todesgefahr seines Staates über alles andere die Arbeit an diesem Staate stellte. Sein Entschluß, nach dem 9. November gleichwohl an der Spitze der Armee zu bleiben, ermöglichte allein die geordnete Demobilisierung und bewahrte Deutschland vor unabsehbarem Chaos und Elend.

Sieben Jahre danach der Ruf, sich der Wahl zum Reichspräsidenten zu stellen und einem republikanischen Deutschland sein verfassungsmäßiger Führer zu werden, und der Entschluß im stillen Heim zu Hannover, in Gottes Namen dem Ruf der Nation zu folgen und die letzten Jahre statt wohlverdienter Ruhe in harter Arbeit dem Wiederaufbau Deutschlands führend zu dienen — die dritte Periode in diesem wunderbaren Leben beginnt. Steinern wie ein Rolandbild des Mittelalters stand er im Reichstag unter uns, als er den Eid auf die Verfassung der Deutschen Republik leistete. Was in diesem Augenblick an Schwerem und Schmerzlichem durch die Seele des alten Mannes zog, wir spürten das, die wir unten standen, in jeder Faser unseres Herzens mit. Und dann faßte uns doch stolze Freude, als er auf die Reichstagsrampe in den Frühlingsglanz des Königsplatzes hinaustrat, als der Kanzler des Reiches das Hoch rief, jubelnd aufgenommen von der den Platz dicht füllenden Menge, von den Fliegern, die über dem Platze kreisten.

Das alte Deutschland mit seinen stolzen und starken, lebendig bleibenden und segenspendenden Überlieferungen, und das neue Deutschland mit seinem unruhigen Gären und unfertigen Suchen verband und verbindet diese einzigartige Gestalt der deutschen Geschichte. In der ruhmvollen, ordensgeschmückten Uniform folgt er dem toten Kameraden, dem er die letzte Ehre erweist, nimmt er das Amt des Reichspräsidenten wahr, wenn er als Chef der Deutschland gebliebenen kleinen Armee und Marine auftritt. Im bürgerlichen Gewande, in dem gleichwohl die wundervolle Vornehmheit seiner aristokratischen Erscheinung so be-

zwingend wirkt, empfängt er die fremden Diplomaten, repräsentiert er im Namen des Reiches, leistet er vor allem die ungeheure Arbeit im Dienste seines Volkes, aus Pflichtgefühl von ungebrochener Stärke bis in die Tage herein, in denen zum 80. Geburtstag das deutsche Volk ihn umjubelt.

*

Bezwingend in Großartigkeit und Schlichtheit, wahr und treu und deutsch — zu seinem innersten Sein sind mit diesen Worten gleichwohl die Wege noch nicht gefunden! So einfach erscheint der Mann, daß sich, wie oft in der geschichtlichen Erfassung einer solchen Persönlichkeit, schnell eine Art Klischee herausarbeitet. Jedermann kennt es, kennt und trägt in sich die Vorstellung: im ganzen ein höchster Verehrung würdiger Charakter von unbedingter Zuverlässigkeit und Treue, im Kriege schon ob seines Alters mehr repräsentativer Vermittler und Oberleiter, der neben und unter sich die großen Talente, Ludendorff, Hoffmann und wie sie alle hießen, frei walten und eigentlich siegen ließ. Danach im Frieden der pflichttreue Soldat, ein im höchsten Grade würdiger Vertreter der gesamten Nation, aber naturgemäß unpolitisch, der darum dem Getriebe der politischen Welt um ihn herum seine Freiheit lassen müsse. Im ganzen ein wunderbares Symbol, eine Verkörperung der Nation, als solche wirksam und bedeutend, ja unvergänglich, aber doch eben mehr nur indirekt wirkend durch Zusammenfassung und Mahnung zur Einigkeit!

Ist dieses Bild richtig? Wer Hindenburgs Erinnerungen, die Schilderung seines militärischen Lebens im Frieden, seiner Tätigkeit im Kriege liest, wer eine Vorstellung hat von Notwendigkeiten und Anlagen für den Feldherrn, der fragt sich sehr bald zweifelnd, ob jenes Bild, das sich die Nation von ihm aus dem Kriege gemacht hat, ganz das richtige sei. Muß ein Mann, der im Frieden diese Laufbahn durchlief, durch den Generalstab hindurch als „Springer" zum kommandierenden General hinauf, ohne Förderung, ohne Protektion, ja gegen Hemmnisse und Hinderungen, muß das nicht ein weit über das Gewöhnliche hinaus befähigter Kopf sein? Und im Kriege? Wir können heute das, was der Geschichtschreiber „die Klärung der Verdienstanteile" nennt, noch nicht bis in das letzte hinein belegen. Aber schon wer den Streit der Meinungen verfolgt, die schwerwiegenden Erinnerungsbücher der Generale und Offiziere aus dem Weltkriege immer mit der Frage nach und dem Auge auf Hindenburgs Anteil und Bedeutung darin liest, der muß jene Frage erst recht für den Krieg bejahen. Mit einem Wort: unzweifelhaft ist Hindenburgs Anteil an der strategischen Leitung der Riesenoperationen im deutschen Weltkriege viel größer, die Originalität seiner militärischen Begabung in den Kriegsereignissen der vier Jahre viel stärker und wirksamer und bedeutsamer gewesen, als das landläufige Bild sich zurechtgemacht hat, auch gegenüber jenen großen Mitarbeitern seines Stabes, deren Verdienst wahrhaftig nicht gemindert wird, wenn man die historische Wahrheit so sieht, wie hier angedeutet wird.

Im Frieden aber und in der Politik? Da leben nun heute viele, die aus eigener Erfahrung wissen, was der Präsident des Reiches politisch tut und wirkt. Man hat es doch selbst miterlebt im engsten Kreis: im Getriebe der Regierungsbildung eine der vielen „Pannen", die Notwendigkeit, den Reichspräsidenten darüber zu befragen, um seinen Entscheid, seinen Rat, seinen Willen dazu zu bitten. Und die Anfrage an seine Kanzlei, ob der Parteiführer empfangen werden könne, zu einer Tageszeit, in der jedermann den Anspruch, ungestört zu sein, selbstverständlich hat und ein alter Mann und ein Mann an der Spitze des Reiches erst recht. Und sofort die Antwort: Zum Empfang bereit, sofort die Mitarbeit, der Rat, die Entscheidung, immer aufs strengste in dem Rahmen der Konstitution, aber niemals als Puppe eines Intrigenspieles, immer der selbständige Kopf, der mit erstaunlicher Sicherheit, mit erstaunlich gesundem Menschenverstand und erstaunlicher Kenntnis des ganzen politischen Getriebes mit einem Wort, mit kargem Wort und Urteil den Nagel auf den Kopf trifft und die Sache vorwärtsbringt.

*

Ungeheuer ist im Arbeitstag von früh bis spät die natürliche und geistige Leistungsfähigkeit dieses Achtzigers, in jeder Beziehung und so auch darin ein Mann aus der Zeit Wilhelms I. und doch gar nicht verwirrt in der ganz anders gewordenen Welt neuer politischer Einrichtungen, an=

derer wirtschaftlicher Maßstäbe, anders gewordener kultureller Gesichtspunkte. Wer in diesen Jahren der Reichspräsidentschaft Hindenburgs hat in den innersten Zusammenhang der Reichspolitik näher hineinblicken dürfen, er wird darüber immer erstaunt gewesen sein, wie heraus aus innerer Beherrschung ursprünglich ihm fremder Dinge und Fragen der Reichspräsident die Lage meistert, das treffende Wort dafür findet und immer unabhängig und sicher über allem Streit der Meinungen steht.

So ist ein Moment der Ruhe und der Beruhigung in das unruhige, von Stürmen und Gegensätzen so zerrissene Leben unseres Staates gekommen, für das wir unendlich dankbar zu sein haben. Jedermann weiß, daß dieser Reichspräsident das Große nie vergessen und nie aus seinem Herzen auslöschen wird, dem er in der Vergangenheit gedient hat und in dem er mit allen Fasern des preußischen Edelmanns und Offiziers wurzelt. Aber jedermann weiß, daß der Eid, den er geleistet hat, von ihm gehalten wird, und daß keine Macht der Welt ihn dazu bringen kann, an diesen Eid auf die Verfassung zu rühren, an ihm zu deuteln. Alle historischen Vergleiche, die bei der Wahl des Generals zum Reichspräsidenten schnell genug im In- und Ausland laut wurden, erledigten sich ebenso schnell und klipp und klar: ein Mac Mahon wird und will dieser deutsche Reichspräsident und Feldmarschall nicht sein!

Die Sicherheit einer ganz geschlossenen Persönlichkeit, die niemals eine Phrase nötig hat, sie erfließt aus einem im christlichen Glauben, in Mannestreue und durch das Leben fest gewordenen Charakter, der frisch und spannkräftig in seiner Umwelt wirkt, und der in seinem Alter doch halb schon in der Ewigkeit steht. Das Gewibbel und Gekribbel der Menschen um ihn herum, er nimmt es ernst, weil sich in ihm Lebensnotwendigkeiten dieser Menschen abspielen. Aber er weiß, wie wenig das im Grunde ist, und daß es Höheres gibt, und so, sicher in sich und sicher in seinem Gott, strömt er die Sicherheit und Ruhe aus, die allen sich mitteilt, mit denen er zu tun hat.

*

Und nun runde sich uns diese Persönlichkeit ab, die ihr Wesen erst liebevollem Eindringen völlig entfaltet. Wenn er in eindrucksvoller Repräsentation des Reiches durch die Massen schreitet oder in seinem Palais empfängt, immer und ohne daß er es sucht, der Mittelpunkt schlechthin: „und seine Schulter ragt ob allem Volk.“ Unendlich liebenswürdig in der Unterhaltung, im Verkehr mit den Menschen, mit seinem unvergleichlichen Takt, der zarten „Schamröte der Seele“, die die schwerwuchtige Mannesgestalt so eigen kleidet, in jeder Lebenslage: mochte es jene Szene sein, da er neben seinem Ludendorff vor dem Untersuchungsausschuß des Reichstages stand und das Bedauern des Vorsitzenden, daß man den alten Herrn zu dieser Verhandlung habe bemühen müssen, kurz beantwortete, es sei ihm Herzensbedürfnis gewesen, neben seinem treuen Helfer aus dem Kriege hier Rede und Antwort zu stehen. Mag es im Ballsaal sein oder beim großen Empfang, wo er mit höchster gesellschaftlicher Liebenswürdigkeit jedermann unvergängliche Erinnerungen mitgibt. Mag es in der Unterhaltung mit den fremden Diplomaten sein, die regelmäßig erstaunt vom Empfang zurückkehren. Sie hatten einen altpreußischen General zu sehen erwartet, mit dem zu sprechen vielleicht nicht leicht sein würde, und trafen einen Grandseigneur von vollendet vornehmer und würdigster Haltung, in voller Sicherheit des Gespräches, das sich nicht an den vorher präparierten „Gesprächsstoff“ zu halten braucht und trotzdem sicher ist, in der improvisierten Unterhaltung niemals auszugleiten. Wenn dann die Unterhaltung dahin rinnt, welch erstaunliches Gedächtnis, welcher Reichtum zum Beispiel im geographischen Wissen, welche Beherrschung der jeweiligen politischen Materie drinnen und draußen, welche Treffsicherheit des Urteils, und welch weise, stete Selbstbeschränkung, die niemals die Grenzen der eigenen Urteilsfähigkeit überschreitet!

*

Was ist er uns? „Der erste im Krieg, der erste im Frieden, der erste im Herzen seiner Landsleute“ — auf George Washington ist das Wort geprägt, und eine tiefe Ähnlichkeit verbindet die beiden Gestalten: Aristokraten und große Soldaten beide, und Führer durch die stärksten Krisen des eigenen Volkes hindurch, und dann Symbole dessen, was ihrem Volke gemeinsam ist. Symbol des wenigen, was leider

Gottes unserem so zerrissenen Volke gemeinsam ist, ist uns der Reichspräsident — auch die Masse der Arbeiter bringt ihm Respekt entgegen, wie die Führer der sozialdemokratischen Arbeiterpartei, und vor der reinen und starken Persönlichkeit schweigt die Hetze und beugt sich die Verehrung.

*

Was soll er uns sein? Aus tiefstem Herzen wünschen wir ihm: Um deinen Abend sei und bleibe es licht! So haben wir dem neunzigjährigen Moltke zugerufen, so ruft heute das deutsche Volk dem achtzigjährigen Reichspräsidenten zu. Aber damals, als Moltkes 90. Geburtstag von der Nation und ihrem Kaiser gefeiert wurde, und sich die Fahnen der Armee vor ihm senkten, war die Laufbahn des greisen Feldmarschalls erfüllt. Die Laufbahn dieses greisen Feldmarschalls, der zum Amte des Reichspräsidenten emporstieg, ist nicht erfüllt.

Als George Washington von seinem Werke schied, war es fest begründet. Es hielt noch einen zweiten Krieg mit England aus, es hielt die Kämpfe der nächsten Generationen aus, und die Verfassung des freien amerikanischen Volkes, die Washington aus der Taufe hob, die steht heute noch fast unverändert in Kraft. In diesem Sinne ist Hindenburgs Werk nicht vollendet und kann es nicht vollendet sein! Der Wiederaufstieg zu Freiheit und Unabhängigkeit seines Vaterlandes liegt in dämmernder Ferne. Er weiß, daß er das gelobte Land wie Moses aus der Ferne schaut, doch nicht mehr betreten wird. Aber in dieser Resignation ist Stärke und Autorität, die Einheit und Einigkeit seines Volkes zusammenzuschweißen, und wenn einer es kann, kann er es!

Das meinen wir damit, diese Laufbahn sei nicht erfüllt. Wir bitten den Herrgott, daß er uns diesen Mann noch lange, lange erhalte, und wünschen ihm, daß sein langes, unvergleichliches Leben abschließe mit einer Tat und einem Erfolge, die er allein erzielen kann, im Kampf um das Symbol dieses Staates drinnen und draußen, im Kampf um seine Flagge, deren Einheit seinem Volke zu geben nur diesem Manne, diesem Reichspräsidenten möglich ist.

Uns kommt die Erinnerung an ein Volk des Altertums, herrlich begabt und zerrissen von Parteigegensätzen wie das unsere, an das Volk der Griechen, insonderheit der Athener. Wenn sie zu nationaler Feier zusammengerufen wurden, erscholl das Wort, die Mahnung, man möge nicht dessen gedenken, was trenne und was man sich gegenseitig vorzuwerfen habe. Und wenn das deutsche Volk sich zum 2. Oktober in der Geburtstagfeier des Feldmarschalls und Reichspräsidenten sammelt, das erste sei, an dieser Persönlichkeit die Mahnung zu beherzigen: erst das, was uns eint, und das zu vergessen, was die Stämme und die Parteien voneinander trennt. Weil wir ähnliches erlebt haben, wie jene alten Athener, Aufstieg und Zusammenbruch, dürfen die Deutschen, sollen die Deutschen dem großen Patrioten des Altertums das Wort im Glückwunsch an den Präsidenten ihres Reiches bittend und gelobend nachsprechen:

„Vereine du uns, das hellenische Volk,
Mit der Freundschaft Kitt, so wie es anfangs war;
Und kühle den Wein zu heftigen Sinns mit mildem Verzeihn."

Es ist im Lauf der ganzen deutschen Geschichte immer das Schwerste gewesen, die Deutschen auf einer Bahn im Dienste ihres Volkes und ihres Staates einig zusammen zu halten. Daß das Hindenburg vermochte und daß er es vermag, daß er uns dafür Symbol und Bürge und Kraft zugleich ist, das ist das Größte in seinem Leben und an seiner Persönlichkeit. Wir neigen uns in Bewunderung und Verehrung vor dem militärischen Lorbeer, der seine Stirn krönt. Aber wir empfinden in unserer Seele mit noch tieferer Erschütterung, daß größer als dies ist und bleibt der sittliche Adel, die Festigkeit und Reinheit des Charakters, die Erfüllung der Pflicht, die er dem Dienst im deutschen Heer, am deutschen Staat, am deutschen Volk weihte, Preuße von Haus aus und in jedem Zuge seines Wesens, und Deutscher zugleich.

Unvergänglich ist Wirkung und Bedeutung dieses Lebens in der deutschen Geschichte. Bleibe es nach dem Willen Gottes noch lange uns erhalten, unserem Volke erhalten zu Segen seines Ringens und Strebens und Lebens!

Goya / Von Dr. Richard Oertel

Velazquez und Murillo sind die großen Spanier aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Nach ihrem Tode kommt eine lange Pause, über hundert Jahre, bis der dritte Großmeister spanischer Kunst erscheint, wie sie fest mit der Heimaterde verwurzelt, im übrigen aber ganz anders geartet: Goya.

Man hat ihn mit einem Meteor verglichen, das plötzlich am dunklen Himmel aufleuchtet und einsam seine helle Bahn zieht. Und in der Tat, Goyas Erscheinung grenzt an ein Wunder. Als er auftrat, lag die Kunst in den Fesseln des Eklektizismus und des Manierismus. Die spanische Malerei war wie das Land in Verfall geraten. Internationale Dekorationskunst bildet das allgemeine Kennzeichen der Zeit.

Den Akademikern ging es gewaltig an die Nerven, wie da einer aus dem Hinterland von Zaragoza kam und Schritt für Schritt in der Hauptstadt Boden gewann, der — unerhört! — die Natur und den alten Velazquez seine Lehrmeister nannte, der mit urwüchsiger Bauernkraft, dem Erbteil seiner Rasse, die Fesseln sprengte und den ganzen Plunder der Perücken- und Zopfkunst über den Haufen warf, der andere Wege ging, wieder spanisch malte, ins Volksleben griff und alles auf seine Bilder und Blätter brachte, was er im Gewühl des Lebens um sich sah.

Mit Velazquez teilte Goya die naturalistische Anlage. Aus Velazquez' Bildern, die er im Prado und in den königlichen Schlössern sah, lernte er die wundervollen Lufttöne, die Verbindung des Porträts mit der Landschaft, die impressionistisch-pleinairistische Tendenz. Trotzdem hat es kaum je einen Künstler von größerer Ursprünglichkeit und Unabhängigkeit gegeben. Goya war ein Feind aller Tradition, alles Formelwesens. Frühzeitig hat er seinen eigenen Stil und seine eigene Sprache gebildet, gedrängt von dem starken Willen seiner Persönlichkeit, mit einer leidenschaftlichen Hingabe an die Kunst, die ein rastloses Ringen mit immer neuen Problemen war. Denn ein ungeheures Temperament war ihm eigen, eine Herrennatur, die sich trotz schwerer körperlicher Schicksale ungebrochen bis in hohe Jahre erhielt, eine unerschöpfliche Gestaltungs- und Arbeitskraft, eine geistige Potenz und ein Erlebnisdrang sondergleichen.

Zum ersten Male — wenigstens in diesem Ausmaß — treten bei Goya ganz moderne Wesenszüge auf. Mit seinem scharfen Denk- und Beobachtungsvermögen hat dieser geniale Teufel eine Neigung zur Kritik, zur

Stierkampf. Madrid: Academia de San Fernando

Ironie, zur Satire verbunden. Wir sehen eine Vorliebe für laute und harte Farben, für Bewegungen, Erregtheiten und Massenansammlungen, für das Grausige, Furchtbare, Unheimliche, Phantastische, für die Nachtseiten der Kultur, für alle Komödien und Tragödien des Menschenlebens. Das Gesamtbild von Goyas Kunst hat einen stark dämonischen Zug, und man kann deshalb, etwas spitz vielleicht, aber im wesentlichen richtig, charakterisieren: Velazquez vertritt den Geist, Murillo die Seele, Goya die Dämonie der spanischen Kunst. — Es ist überaus seltsam, daß Goyas Größe und weltgeschichtliche Bedeutung erst spät erkannt wurde. Ganze Menschenalter hindurch fast verschollen, kaum dem Fachmann geläufig, selbst im Heimatlande halb vergessen, ist dieser Name im Laufe der letzten dreißig Jahre siegreich durch die ganze Kulturwelt gedrungen, um sich einen der vordersten Plätze in der gesamten Geschichte der Kunst zu erobern. Dabei muß als sicher gelten, daß wir es nicht mit einer Mode-

Donna Maria del Rosario Fernandez, gen.: La Tirana. 1799. Gemälde
Madrid, Academia de San Fernando

Der Herbst (Weinlese). 1786
Karton für eine Tapete. Madrid, Prado

Donna Josefa Bayeu y Goya, die Gattin des Künstlers
Gemälde. Madrid, Prado

strömung zu tun haben und daß sich die Wertschätzung auch bisher nicht überschlagen hat, wie es bei spät einsetzendem Ruhme so häufig zu gehen pflegt.

In welchem Grade Goya auf die Kunstentwicklung unserer Zeit bestimmend und befruchtend eingewirkt hat, läßt sich noch nicht überblicken. Der Einfluß ist aber ohne Frage bedeutend, und man kann getrost behaupten, daß bei der vermehrten und erleichterten Anschauungsgelegenheit der Gegenwart noch eine erhebliche Steigerung dieses Einflusses stattfinden wird, sowohl in der Malerei wie auf graphischem Gebiete. Alle Impressionisten, Manet voran, gehen in letzter Linie auf Goya zurück. Goya hat die großen Probleme behandelt, die die Kunst unserer Tage beschäftigen: Licht, Luft und Bewegung. Er ist der erste Impressionist der flüchtigen Erscheinung und der Massendarstellung. Aber auch andere Gruppen unseres Kunstschaffens haben von ihm die mannigfachsten Anregungen erfahren. Seine koloristischen Tendenzen und die Welt seiner Ideen, seine Menschen- und Naturbetrachtung, sein Gefühlsleben, seine Arbeitsweise, sein Temperament berührten sich aufs innigste mit modernen Strömungen. — Mit dieser entwicklungsgeschichtlichen Stellung ist jedoch Goyas Bedeutung nicht im mindesten erschöpft. Als Meister der Pinselführung von geradezu unerhörter Sicherheit, ein Kolorist wie wenige, gehört Goya zu den glänzendsten Malern aller Zeiten und Völker. Er ist weiter der hervorragendste Radierer Spaniens und einer der größten überhaupt. Seine Blätter stehen unmittelbar neben den Schöpfungen Rembrandts. In den letzten Lebensjahren, schon den achtzig zugehend, hat sich Goya auch auf dem damals noch jungen Gebiete der Lithographie versucht, und ich glaube nicht, daß die Geschichte dieses Kunstzweiges bis 1828, seinem Todesjahr, Leistungen aufzuweisen hat, die sich auch nur annähernd mit den Steinzeichnungen dieses Spaniers messen können.

Goya war ohne Zweifel eine der begabtesten Künstlernaturen, die es je gegeben hat. Eine solche Fülle der Darstellungswelt finden wir nicht einmal bei Rubens und Rembrandt. Umfaßt doch Goyas Lebenswerk über 1700 Nummern, die sich auf die verschiedensten Zweige künstlerischer Betätigung, auf fast alle denkbaren Gebiete verteilen: von Andachtstafeln, Wandmalereien, Porträts, Sittendarstellungen, Historien bis hinab

Bildnis

Donna Manuela de Silva y Waldstein. Um 1805. Gemälde
Madrid, Privatbesitz

zu Mythologien, Allegorien, Tierbildern, Stilleben, satirischen Flugblättern. Selbst die Landschaft, die der spanischen Malerei bisher ziemlich fremd geblieben war, ist von Goya liebevoll gepflegt worden. Man zählt, die noch verschollenen und die untergegangenen nicht mitgerechnet, über 400 Porträts, etwa 300 weitere Bilder, und unter den 68 Werken religiösen Inhalts befinden sich nicht weniger als vier mächtige Freskenzyklen, die den Künstler allein eine Reihe von Jahren beschäftigt haben. Dazu kommen über 250 Radierungen, eine große Anzahl von Lithographien und schließlich mehr als 700 Zeichnungen und Studien in jeder Technik: Tinte, Sepia, Tusche, Kreide, Rötel, Öl- und Wasserfarben.

Noch wunderbarer beinahe als dieser rein äußere Umfang ist der stoffliche Reichtum. Wer sich in Goyas Lebenswerk vertieft, wird staunen über die unendliche Vielseitigkeit dieses Geistes, diese ewig junge Gestaltungsgabe, diese unermeßliche Beweglichkeit der Phantasie, die gleich kühn in lichte Höhen wie in dunkle Tiefen zu schweifen vermochte. Schmelzende Lieder der Schönheit, Darstellungen harmloser Volksfreuden und lustiger Feste, wundervolle Tal- und Waldlandschaften, tief empfundene Bildnisse glückten ihm ganz in gleicher

Kirchgang. Gemälde
Berlin, Sammlung Geh.-Rat Dr. J. Weiler

Maya mit den roten Schuhen. Gemälde
Berlin, Sammlung F. Heß

Weise wie beißende Satiren, wilde Grotesken, schauerliche Visionen, wüster Hexen- und Teufelsspuk und grauenerregende Szenen aus dem Jammer der Menschheit. Bis auf die wenigen in tollem Übermut verbrachten Jahre der Jugend zeugt das lange Leben dieses Mannes von einer schier unverwüstlichen Schaffenslust. Noch der Greis, den — welch tragisches Geschick! — seit Jahrzehnten völlige Taubheit drückte, der, halb des Augenlichts beraubt, sich mehrerer Gläser und einer Lupe bedienen mußte, war unermüdlich, feurig und frisch wie ein Jüngling, vom Morgen bis in die Nacht bei der Arbeit. Als er starb, fanden sich in seinen Mappen Hunderte von Skizzen, die der Achtzigjährige meist abends bei Lampenlicht entworfen hatte, voll sprühenden Lebens, mit den mannigfachsten Motiven. Zum Bilde ward ihm alles, was er sah. Ich wüßte keinen Künstler zu nennen, der in gleichem Maße vom bunten Wechselspiel dieser Welt gepackt war, der uns so eindringlich die furchtbaren Schrecken des Krieges geschildert hat, um gleichzeitig ein so köstliches Juwel zu malen wie das Maienfest der Madrider Bevölkerung in den Auen des Manzanares.

Selbstbildnis. Gemälde. Madrid, Prado

Daß bei solchem gottbegnadeten Reichtum nicht alles auf gleicher Höhe steht, ist gewiß nicht zu verwundern. Wo ist denn der Porträtist, der bei einem üblen Modell, das durchaus gemalt sein will, nicht einmal banal wird? Goya hatte zwanzig Kinder von seiner Frau und allerhand noble Passionen! Er jagte, ritt, kutschierte (mit einem sehr eleganten Wägelchen, auf das er stolz war), verkehrte mit Herzoginnen ... Er malte, was ihm über die Bühne spazierte: den Hof, den Adel, das Bürgertum, auch Stierkämpfer und Majas. Die letzteren gelangen ihm natürlich am besten.

Gewiß hat Goya versagt, wo seine realistische Grundlage zu kurz kam, wie im Kirchenbild. Wo er aber frei schaffen konnte, wo seine Seele oder seine Sinne beteiligt waren, sind aus seiner Hand Meisterwerke hervorgegangen, die man neben Velazquez stellen kann. Man darf auch nicht übersehen, daß an die massenhaften Studien, die Goya, um sich von einem Eindruck zu befreien, wie in Wut, oft in wenigen Minuten hinwarf, nicht der Maßstab fertiger Bilder zu legen ist. In den Radierwerken begegnen wir hin und wieder Mängeln in Zeichnung und Technik. Wer aber lernte, über Kleinigkeiten hinwegzusehen und nur die Vorzüge zu genießen, für den bleibt genug zu bewundern: das herrliche Spiel von Lichtern und Schatten, die packende Lebendigkeit in den Bewegungen, die leidenschaftliche Energie im Vortrag, die fabelhafte Auffassung der Wirklichkeit, die weise Beschränkung in den Ausdrucksmitteln, die allzeit malerische Wirkung! Und sinnend und erschauernd blicken wir auf diese Blätter, die eines Künstlers Grübelgeist erdachte, um der Welt, dieser scheußlichen Welt in galligem Hohn ihr Spiegelbild vorzuhalten.

Sicher sind noch manche Bilder mit Goyas Namen verbunden, die gar nicht von ihm stammen. Die kritische Forschung arbeitet an der Säuberung. Sie hat ihm sogar das herrliche Arenabild, auf dessen Erwerbung die Berliner Nationalgalerie so stolz war, wieder abgenommen und seinem späteren Nachahmer Lucas zugeteilt. Natürlich hat Goya auch seine Entwicklung gehabt. Er ist durch das Rokoko und den Klassizismus gegangen, und hie und da hat der Zeitgeschmack bei aller frühzeitigen Selbständigkeit abgefärbt. Dem Zeitgenossen Fragonards und Watteaus verdanken wir die wundervollen Entwürfe, die Goya in der Jugend zu Teppichen für die königlichen Schlösser geliefert hat, ein farben- und lebensfreudiges Stück Welt, mit aller Grazie erfüllt.

Es ist für jeden Kunstfreund außerordentlich interessant, die verschiedenen Arten im malerischen Ausdruck bei Goya zu verfolgen, diese Entwicklung vom glatten

König Karl IV. mit seiner Familie. 1800. Gemälde. Madrid, Prado

Maler des Rokoko zum Realisten in Koloristik und Psychologie, zum Neugestalter und Pfadfinder. Immer mehr vertieft sich der still und schweigsam Gewordene in die Probleme, bis er eines Tages, schon weit im 19. Jahrhundert, den Maibaum und den Karneval malt, wahre Wunderwerke in Farbe, Luft, Licht und Bewegung, mit einer Eindringlichkeit der Naturschilderung, die nicht überboten werden kann. So entsteht, ganz wie bei Hals und Rembrandt, die merkwürdige Tatsache, daß der Goya, den die modernen Kunstrichtungen als ihren großen Vorläufer feiern, nicht der Goya von der Höhe seines Lebens, sondern der Fünfundsiebzigjährige von 1820 ist.

Seine Farbenskala hat Goya zu verschiedenen Zeiten verschieden gestimmt. Im allgemeinen liebte er das Grelle. Auf seiner Palette waren vorzugsweise Rot und Gelb, Weiß und Schwarz, viel Schwarz — Goya ist einer der größten Schwarzmaler — daneben noch Blau, mit dem er die Farben gern gebrochen hat. Die Teppichentwürfe und die Sittenbilder der frühen Zeit zeigen ihn von der heiteren, lebensfreudigen, bunten und lichten Seite. In den Bildnissen aber unterscheiden wir eine silbergraue Periode, etwa von 1785 ab, an die dann wieder die Porträts der letzten Zeit anklingen. Dazwischen liegen Bilder, wo irgendein lebhafter Farbenfleck, der ihn offenbar in Erregung hielt, aus dem Grau und Schwarz wie eine gellende Fanfare herausschmettert: rote Schuhe, ein rotes Tuch und dergleichen. Auf manchen Bildern dieser Zeit funkelt es wieder von frisch leuchtenden Farben, die mit Meisterschaft zu harmonischer Gesamtwirkung gebracht sind. Goyas Malwerke sind voll von koloristischen Delikatessen.

Welchem Gebiete, den Porträts, den Sittenbildern oder den Radierungen, man die Krone geben soll, ist durchaus Geschmacksache.

Goya war der geborene Porträtist. Der naturalistische Sinn, die scharfe Beobachtungsgabe und das ungewöhnliche malerische Gestaltungsvermögen waren Eigenschaften, die ihn dazu in hervorragendem Maße befähigen mußten. Wenn auch unter-

schiedlich an Wert, je nach dem Anteil, den er innerlich nahm, so bestechen doch alle seine Bildnisse aus den verschiedenen Zeiten durch die unheimliche Wahrheit, mit der die Persönlichkeiten dargestellt sind. Mit souveräner Selbstverständlichkeit, unbekümmert um den Betrachter und seine Gedanken, schauen diese Menschen aus ihren Rahmen heraus. Auch hier zeigt sich der Meister erst auf der Höhe des Schaffens, wo Goya immer mehr von der Abfertigung bloßer Standespersonen überging zu einer sorgfältigen Auswahl aus seinem engeren Freundeskreis.

Was auf diesem Wege entstanden ist, sind wahre Kabinettstücke aristokratischer Malerei, Perlen der Porträtkunst aller Zeiten. Wir sehen schlichte, ausdrucksvolle Köpfe, nur mit wenigen Akkorden gegen einen in unbestimmtem, abgetöntem Grau schimmernden Hintergrund gemalt, voll der feinsten Charakteristik. Man fühlt, wie lieb und wert ihm diese Leute waren, man nimmt Anteil an ihren Geschicken, ihrem Innenleben und bewundert, wie der Alte diese Augen und Züge durchgeistigt, diesen Menschen hineingeleuchtet hat bis in die Tiefe der Seele. Wer solchen Bildnissen einmal gegenübergestanden hat, wird die vollendete Schönheit dieser Farbenklänge, die ergreifende Schilderung des Ausdrucks, von dem selbst die feinsten psychischen Regungen aus der Wirklichkeit auf das Bild herübergerettet sind, und die erstaunliche Weichheit des Auftrags sein Leben lang nicht wieder vergessen.

Ein besonderes Kapitel sind Goyas Frauenbildnisse. Goya hat die spanische Frau in allen Lebensaltern und allen Lebensstellungen gemalt, die Königin wie das einfache Mädchen aus dem Volke. Die Bildnisse namentlich aus den Kreisen des Adels sind von zauberhafter Schönheit, die sich nicht beschreiben läßt. Man kann die Lebendigkeit dieser Gestalten, die Einheit von Figur und Umgebung, den Duft von Licht und Farbe nur vor den Bildern selbst genießen. Goyas gesellschaftliche Talente, seine Vertrautheit mit allen Toilettengeheimnissen und seine sinnenfrohe Natur kamen ihm außerordentlich zustatten. Sein Frauenideal war weniger auf die liebenswürdigen und harmlosen Eigenschaften der Frauennatur gerichtet, aber frei von der Einseitigkeit fast aller Frauenmaler, immer nur ihren Typus zu wiederholen, hat er den ganzen Reichtum weiblichen Wesens, physisch und psychisch, geschildert und mit dem restlosen Aufgehen in die Eigenart jeder dargestellten Persönlichkeit in den unzähligen Frauenbildnissen Schöpfungen hinterlassen, die als Meisterwerke der Psychologie zu betrachten sind.

Goyas freie Kompositionen beanspruchen schon deshalb reges Interesse, weil sie sein Lieblingsgebiet waren und den reichsten Aufschluß über seine malerische Entwicklung geben. Von den Sittenbildern der Frühzeit, die für rein dekorative Zwecke bestimmt waren, bis zu den wunderbaren Impressionen der Reife, die die Kunst des 19. Jahrhunderts befruchteten, ist ein weiter Weg. Aber auch gegenständlich werden sie manchem aus Goyas ganzem Werke das Liebste sein.

Welche vielseitige Welt tut sich vor uns auf, mit großartigem Geschick gegriffene Ausschnitte aus der Wirklichkeit, die nur ein geistvoller Künstler so zu erfassen, so zu beobachten, so zu bannen, so wiederzugeben vermochte: die Belustigungen des Volkes, die Trachten und Sitten der Zeit, Stierkämpfe mit all ihrer Leidenschaft, die Tollheiten des Karnevals, Banditengeschichten, der malerische Aufzug und die düstere Romantik der Prozessionen, die Unheimlichkeiten der Inquisition, die Schrecken der Irrenhäuser, das Elend der Pestkranken, die Greuel des Krieges und das Gewühl des Kampfes.

Zu diesen Erscheinungen wirklichen Lebens treten noch die Ausgeburten einer tollen Phantasie, die sich in das Spukreich reiner Erdichtung erhob. Je höher und reifer Goyas Künstlerschaft wird, desto satanischer und grimmiger wird seine Freude an Fratzen und Spuk. Hexengesindel und Teufelspack in buntester Mischung lernte er mit einer Dämonie der Gestaltung ins Leben zu rufen, die selbst die Schreckvisionen der mittelalterlichen Dichtung in Schatten stellt. Mit so schauerlichen Gestalten, die uns bis in die Nacht verfolgen wie Poes wilde Träume, hat der Alte, um 1815, auch die Wände seines einsamen Landhauses draußen im Manzanarestal bedeckt. Diese Bilder, in schauerlichem Grauschwarz, Graugelb, Graugrün gehalten, sind heute im Prado.

Goyas Radierungen zerfallen in vier Folgen, zu denen noch eine Anzahl Einzelblätter kommen. Am bekanntesten sind die Caprichos (Einfälle) geworden, schon von 1785 an entstanden, bittere Satiren auf die verrotteten Zustände, die Sittenlosigkeit und den Aberglauben der Zeit. Künstlerisch und technisch stehen aber die übrigen Folgen höher: die Desastres de la guerra, eine ergreifende Schilderung des unsäglichen Elends, das Napoleon über das unglückliche Land heraufgeführt hatte, die Tauromaquia, eine

Die Wäscherinnen. 1779
Karton für die Teppichfolge. Madrid, Prado

Phantastische Vision. Malerei aus Goyas Landhaus. Madrid, Prado

Dame unter einem Sonnenschirm. 1777. Karton für die Teppichfolge. Madrid, Prado

Geschichte und Beschreibung des Stierkampfs, und endlich, in den letzten Lebensjahren entstanden, leider nur in Entstellungen erhalten, die Sueños (Träume), zumeist dunkle Märchen, die niemand zu deuten vermag.

In den Radierungen und Zeichnungen sehen wir den wahren Goya. Mit dem Griffel und dem Stift konnten sich sein wildes Temperament, sein herber, kritischer Geist, seine Leidenschaft für das bewegte Leben, seine unbarmherzige Menschenbetrachtung und seine unheimliche Phantastik freier austoben als mit der zähen Ölfarbe. Ob er aber die graphische Form gewählt hat, um den auf ihn eindringenden Ideen größere Verbreitung zu verschaffen, ist doch mehr als zweifelhaft. Er hat wenigstens nichts getan, was so zu deuten wäre, im Gegenteil die wenigen Abzüge, die er sich machte, still in seinen Mappen behalten. Man darf auch nicht annehmen, daß ihn die Furcht vor Verfolgung abgehalten hätte. Der Schaffensdrang war bei Goya größer als der Geschäftstrieb oder gar das Bedürfnis, eine politische, kulturelle und soziale Mission zu erfüllen, im Geiste der französischen Revolution, die inzwischen ihren Krater geöffnet hatte.

Was Goyas Werken einen besonderen Reiz verleiht, ist der große geschichtliche und soziale Hintergrund. Während seines langen Lebens spielt sich in wechselvollen Geschicken ein großes Stück spanischer Staats-, Hof- und Kulturgeschichte ab, das in Goyas Kunst seinen Niederschlag gefunden hat. Von diesem Standpunkt sind nicht nur die Radierungen mit ihren Schlaglichtern auf die politischen und gesellschaftlichen Mißstände aufzufassen, sondern auch seine Gemälde, die Sittenbilder und die Porträts, die uns mit brutaler Wahrheit einen erschütternden Einblick in diese trübselige Zeit vermitteln. Spanier durch und durch, tief bewegt von den Geschicken des unglücklichen Landes, hat Goya scharfen Auges Umgebung und Entwicklung beobachtet und sie rücksichtslos mit Pinsel und Griffel wiedergegeben. Selbst die gewandteste Feder wird den furchtbaren Eindruck nicht erreichen, wie Goya in dem Bilde, das er in mehr als tausendfacher Gestaltung von dem Spanien der Revolutionsepoche hinterlassen hat. Auch in dieser Beziehung ist Goyas Stellung in der Kunstgeschichte ganz einzigartig. Kein anderer Künstler, weder vor noch nach ihm, war so ergriffen von den bald heiteren, bald quälenden Bildern, die er um sich sah, und so eng mit den Schicksalen und Zuständen des Landes verknüpft. Man glaube nicht, daß Goyas Bildnisse Pamphlete und Goyas Radierungen Karikaturen seien — sie sind Wahrheit, nichts als Wahrheit.

Es war eine selten problematische Natur, die diese problematische Kunst trug. Das leidenschaftliche Temperament, das der Künstler besaß, hatte auch der Mensch. Kein Wunder, daß sich dieser Gestalt die Legende bemächtigte und sie üppig umwucherte. Was französische Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts über ihn erzählt haben, liest sich wie ein toller Roman, und es bedurfte einer Herkulesarbeit, dieses Leben von allem Klatsch zu befreien und wieder auf den Boden der Wirklichkeit zu stellen. Die gute Wissenschaft hat freilich, aller Psychologie bar, bei diesen Rettungsversuchen über das Ziel hinausgeschossen. Sie hat Goyas Erscheinung, die mit all ihren Legenden uns lieb geworden war, mit deutscher Gründlichkeit den Erdgeruch, die spanisch-romantische Atmosphäre genommen, die notwendig zu dieser Kunst gehört, und beinahe wäre Goya noch ein hausbackener Mensch und ein braver Bürger geworden, weil sich seine Streiche, Liebeshändel und Abenteuer nicht durch „Urkunden“ belegen lassen ... Ja, sind denn nicht Goyas eigene Werke Urkunden, die doch wahrhaftig eine Sprache reden, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt?

Es bleibt genug des Widerspruchsvollen übrig. Ich kann das nur andeuten. Es ist ein psychologischer Genuß ersten Ranges, den bizarren Wirrnissen dieses Charakters nachzugehen, den Abenteuern seines von Leidenschaften durchtobten Lebens, seinen Wandlungen vom wilden, heißblütigen Burschen zum ernsten, fieberhaft arbeitsamen Manne, vom aragonesischen Bauernsohn zum bewunderten Hofmaler, vom Liebling einer korrupten Gesellschaft zum bitter vergrämten Greis. Das psychologische Problem ist auf das innigste mit Goyas künstlerischer Entwicklung verknüpft. Auch hier offenbart sich wieder, daß Mensch und Kunstwerk doch untrennbar zusammengehören. Wer sich mit dem Künstler Goya beschäftigt, wird nicht zum Verständnis seiner Kunst gelangen, ohne sich zugleich in die dunklen Tiefen seines Seelenlebens zu versenken.

Einsam ragt Goyas riesenhafte Erscheinung auf der Höhe seiner so vielseitigen und immer eigengearteten Kunst über die Zeitgenossen, nicht nur seines Landes. Wie kümmerlich erscheinen neben ihm, stofflich und technisch, von anderen ganz zu schweigen, die gerühmten Porträtisten der Engländer

Karnevalsszene. Etwa 1800—1810. Gemälde. Madrid, Academia de San Fernando

oder gar die Modemaler der Franzosen! Es ist keiner in der Zeit, der auch nur wert gewesen wäre, diesem Spanier die Schuhriemen aufzulösen.

Wenn im kommenden April das spanische Volk den hundertsten Todestag seines großen Meisters begeht, hat die ganze Kulturwelt Anlaß, diesen Gedenktag mitzufeiern. Die Töne, die Goya, seiner Zeit weit voraus, angeschlagen hat, sind wie eine Vorahnung der inneren Melodien, die durch unser heutiges Kunstempfinden klingen. Möge

der Gedenktag eine Mahnung an die Kunst der Gegenwart sein, sich nicht an diesem Genius zu versündigen durch bloße Aufnahme von Äußerlichkeiten, ohne seinen Geist zu erfassen, eine Mahnung aber auch, die große politische und kulturelle Entwicklung, in der wir stehen, für sich nutzbar zu machen! Wo sind die Künstler, die mit Pinsel und Griffel ein Bild unserer Zeit entwerfen, so wie es Goya von dem Spanien um die Wende des 18. Jahrhunderts gegeben hat? Die gewaltigen Ereignisse des Weltkrieges, die ungeheuren Erschütterungen, die sozialen Umschichtungen und das moderne Leben böten Stoff zu Tausenden und aber Tausenden von Bildern — aber die Kunst von heute versagt, soweit ich sehe, auf der ganzen Linie!

Frauen eine Puppe prellend. 1791. Karton für die Teppichfolge
Madrid, Prado

Leben / Novelle von G. Stollberg

Im weiten Umkreis waltete die Stille der Mitternacht. Eine übergroße Helligkeit ergoß sich spukhaft, wie es sonst nur die Finsternis vermag, in den unheimlichen Raum. Die Instrumente in den gläsernen Schränken gleißten haarscharf, schreckhaft erschienen sie in den bizarren Formen ihrer Zweckmäßigkeit. Riesige Glasballons brannten in der Farbenglut der Säuren, die ihre Bäuche ausfüllten, als glühten sie von innen heraus, und die absurde Körperhaftigkeit der Präparate blühte wie eine fremde Flora in den schimmernden Leibern der Spiritusflaschen.

Auf dem weißen Marmor in der Mitte des Raumes lag ein Tier ausgestreckt. Vor ihm stand mit gebeugtem Rücken ein Mann im Leinenkittel und beobachtete es in steinerner Ruhe. Kaum daß sein Atem sich aus den Lippen wagte, mit weit geöffneten Augen stand er vor seinem Werk, die Füße fest auf den Boden gestemmt, die Hände auf die Tischplatte gestützt, wie angemeißelt.

Kein Zweifel — das Tier regte sich. Unter dem weichen Fell hob sich langsam die Brust — einmal — zweimal — in längeren Zwischenräumen, dann schneller und stärker. Aus den halboffenen Lippen glitt ein zitternder Hauch —: es lebte! Es begann zu leben. Zum hundertsten und aber hundertsten Male sah der Professor dies unerhörte Schauspiel. Ein abgestorbener Körper begann zu leben. Es gab keinen Zweifel mehr, kein Deuteln, dieser Beweis schloß die Kette seiner Versuche. Es war ein Ergebnis, das die Wissenschaft nicht mehr angreifen konnte. Das Tier, das dem Tode verfallen war, das nach jeder menschlichen Berechnung aufhören mußte zu leben — es lebte. Es hatte den Tod überwunden. Er hatte das Übermenschliche erzwungen, hatte die Natur gemeistert. Es gab keinen Tod mehr. Wie die Gewalt einer Riesenglocke aus ehernem Bestand hallte dieses Wort in seinem Hirn und tönte zurück aus dem lichtstrahlenden Raum, den es mit Explosivkraft ausfüllte. Es gab keinen Tod mehr. Er lieferte den Beweis. Aber nun stand er vor der größten Aufgabe, vor dem letzten Ausmaß. Bis heute hatte das Tier seinem Werke gedient — jetzt sollte sein Werk dem Menschen dienen. Von diesem Augenblick an, da das Tier die Augen öffnete und die Glieder regte, waren seine Hände frei. Er selbst hatte den Zeitpunkt gestellt. Nun war er da. Nun kommt! Nun laßt euch segnen. Das Werk ist gediehen. Die Tat ist besiegelt. Der erste Mensch, der sich im Todeskampfe bietet, soll Zeuge dafür sein. Und nach dem einen der zweite — der dritte — so viele Hunderte, als hier auf diesem Tisch die Kreaturen zählten, die er ins Leben zurückgerufen.

Menschen! — Menschen! —

Er reckte sich empor. Er sah sein Werk. Aber als er die Augen hob, um es im Geiste zu ermessen, blieben sie wie gebannt an den Wänden seines Laboratoriums haften. Er mußte stehen und lauschen. Die Stille war so gewaltig, daß er vor sich selber erschrak. Was geschah?

Hatte er nicht viele Nächte hier einsam gearbeitet? War es heute stiller als sonst? War es heller? Das Licht schien sich ins Unermeßliche zu steigern und die Dinge herum der Wirklichkeit zu entrücken. Ein Gefühl von Gewichtlosigkeit glitt durch seinen Körper, als ob er keines Bodens mehr bedurfte, um zu stehen, als ob er kein Hindernis wußte, durch das er nicht hindurchschreiten könnte. Sein Kopf war klarer, seine Sinne waren schärfer als je. Maßlos verwundert spähte er um sich.

Da sah er zwischen den hohen Glasschränken jemand stehen. Sonderbar — es war sein Laboratoriumsdiener. Der Mann legte gerade die Instrumente, die er zu reinigen pflegte, in den Kasten. Er tat es mit langsamer Genauigkeit. Der Professor ärgerte sich, daß er ihn störte. „Was wollen Sie jetzt hier um diese Zeit?“ fragte er.

„Zeit?“ entgegnete der Diener und wandte sich ihm zu. „Meinen Sie das, was zwischen Geburt und Tod liegt?“

Der Professor stockte einen Augenblick. Er sah ihm ins Gesicht. Das war ja nicht der Diener, der augenblicklich bei ihm angestellt war. Das war ja der alte, der vor Jahresfrist gestorben und dessen Kopf, kuriositätshalber, in Spiritus bei ihm aufbewahrt wurde.

„Sie stören mich,“ sagte er verdrießlich.

„Das ist meine Absicht.“

Der Professor lachte. So schien es ihm. Es schien ihm auch, als ob es Worte wären, die sie miteinander wechselten. Ebensogut konnten es nur Gedanken sein. Es war alles unwirklich.

„Ich will der Menschheit einen Dienst erweisen,“ sagte er, „den größten, den ihr bis heut ein Mensch erwiesen hat.“

„Der Augenblick ist gekommen,“ sagte der Diener und klopfte mit seinem Finger auf den Tisch. „Der Zeiger zeigt auf zwölf.“

Ein Riesenzifferblatt wölbte sich vor den Augen des Professors, und ein Zeiger wie der Finger eines Menschen von übermenschlicher Dimension konzentrierte all sein Denken auf die schicksalsschwangere Zahl.

„Das Rad hat sich gedreht," hörte er die Stimme des Dieners. „Anfang und Ende stehen um ein Haarbreit voneinander getrennt. Ihre Hand hat die letzte Distanz überwunden. Der Kreislauf steht vor dem Abschluß. Der Mensch hat die Natur vergewaltigt. Es gibt kein Geheimnis mehr. Werden und Vergehen sind Handlanger menschlichen Willens geworden. Dieser Augenblick macht das Geschöpf unabhängig von seinem Schöpfer. Nichts Mächtigeres hat der Geist des Menschen erzeugt, nichts Größeres kann sein Stolz aussinnen. Es ist der Schlußstein alles Schaffens und Wirkens, die zwölfte Stunde. Vollendung."

Dem Professor rauschte das Blut vor den Ohren. Er glaubte Gesang und Orgel zu hören. Aber plötzlich vernahm er wieder die Stimme: „Darum ist es das Ende."

„Wie?" stammelte er und mit einem Ruck befand er sich tief unten auf der Erde.

„Wenn Sie einen Augenblick Zeit haben, darüber nachzudenken," sagte der Diener trocken und sachlich, „werden Sie von selbst darauf kommen. Worauf ist die Welt gegründet? Auf Tod und Leben. Das wissen Sie so gut wie jeder andere. Was heißt aber leben, wenn man nicht mehr stirbt? Der Begriff des einen schließt die Voraussetzung des andern in sich. Wenn der Tod nicht mehr existiert, wie kann das Leben bestehen? Haben Sie diesen logischen Schluß noch nicht gezogen?"

„Schön," sagte der Professor, „aber da ich das Mittel gegen den Tod gefunden habe, so ist es da und gehört auch dazu. Es war nur eine Frage der Zeit, wann es sein Dasein argumentieren würde."

„Zufällig sind Sie es, dem die Entdeckung gelungen. Zu der Höhe Ihrer Intelligenz und Größe Ihrer Wissenschaft muß man Ihnen gratulieren. Da Sie aber noch vor der letzten Konsequenz stehen, so warne ich Sie. Ich habe Ihre Arbeit vom ersten Tag an beobachtet und weiß, daß Sie am Ziele sind. Es ist aber nicht die Absicht, Sie den verantwortlichen Schritt mit verbundenen Augen tun zu lassen. Zu diesem Zweck sehen Sie mich hier. Mit dem Gläschen da halten Sie das Schicksal der Erde in Ihrer Hand. Das Mittel ist echt. Es macht den Tod unmöglich. Aber in dem Augenblick, in dem Sie es dem Menschen zunutze machen, erfüllt sich das ewige Gesetz: Vollendung. Das heißt: zu Ende sein, aufhören. Das Thema Erde ist erschöpft. Es hat im Reich der Welten keinen Zweck mehr. Es wird ausgestrichen. Wenn der Mensch über sein Gesetz hinauswächst, ist er kein Mensch mehr. Er erledigt sich selber. Ihr eigenes Hirn kann sich die Folgen nicht ausdenken. Haben Sie schon damit gerechnet?"

„Ich bin ein Mann der Wissenschaft," sagte der Professor, „ich darf an keine Folgen denken, nur an die Sache. Meiner Forschung ist es gelungen, das Tier vom Tod zu befreien. Ich darf mit meinem Wissen nicht haltmachen. Ich muß meine Errungenschaft auch dem Menschen zugute kommen lassen."

„Das haben Sie mit sich selbst abzumachen. Jetzt, da Sie es wissen, treffen Sie Ihre Entscheidung. Da Sie das Höchste geleistet haben, tragen Sie auch die größte Verantwortung. Vollenden Sie Ihr Werk, machen Sie Ihr Experiment am Menschen — und die Welt geht zugrunde. Alle Möglichkeiten, die in ihr ruhten, sind erschöpft, alle ihre Kräfte dienstbar gemacht, alle Geheimnisse enthüllt. Im selben Augenblick erfolgt die Katastrophe. Der Mensch tritt außerhalb seines Gesetzes, des Gesetzes, auf dem die Welt ruht. Es ist natürlich, daß sie damit zusammenbricht."

Der Professor wischte sich über die Stirne. „Allerdings ist die Entdeckung ungeheuerlich. Ich habe mich gezwungen, rein systematisch vorzugehen, ohne mich durch irgendwelche Gefühle beeinflussen zu lassen. Mein Wunsch oder Nichtwunsch spielt gar keine Rolle. Ich will auch jetzt keinerlei Schlüsse ziehen, sondern nur den Beweis liefern, daß der Mensch nicht zu sterben braucht."

In diesem Augenblick sprang das Tier, das Zeuge der Unterhaltung gewesen war, vom Tisch und lief dem Diener schnuppernd um die Beine. Er nahm den klugen Kopf zwischen seine Hände und sah ihm in die Augen. Da wußte der Professor nicht, ob er das Tier war, das der andere im Arm hielt, oder er selbst.

„Soll ich mein Wissen vor mir selber verschließen?" fragte er verzweifelt. „Wie soll ich das verantworten?"

„Das ist ein Problem," antwortete der Diener, und diesmal war er es, der lächelte. „Ein Wissen zu verschweigen, erfordert wohl einen größeren Meister, als es zu finden." Und damit wollte er sich entfernen. Der Professor hielt ihn zurück. „Wie kann die Welt plötzlich zugrunde gehen?" fragte er. „Ich glaube Ihnen nicht."

„Wie es geschieht, steht nicht in meiner Unterweisung. Möglich, daß ein Stern durch den Weltenhimmel kreist. Möglich, daß

Feuer und Wasser sich empören. Es fehlt nicht an Gelegenheiten. Aber damit Sie überzeugt sind — bitte — nehmen Sie einen Augenblick meinen Platz ein."

Damit wies er auf die Spiritusflasche. Etwas Unfaßbares ging mit dem Professor vor. Er sah nichts mehr, aber vor seinen Augen entrollte sich ein Schauspiel, das ihm das Blut in den Adern erstarren machte. Er hörte nichts, aber seine Ohren wollten bersten vor einem heulenden Tumult, der die Brandung des Meeres übertönte. Nur eine Sekunde lang.

„Vielleicht glauben Sie mir jetzt," sagte der Diener. Damit ging er, wie er gekommen war.

*

Siebenmal wurde der Pförtner an das Tor gerufen. Siebenmal schlug er es schimpfend wieder zu. Dabei war es noch nicht einmal richtig Tag geworden. Die dicken Novembernebel hockten in den Bäumen vor dem Haus und hingen triefend über dem Kiesweg. Auf der Straße hatte man die Laternen brennen lassen, aber sie glimmten nur rötlich wie ein Docht durch die dicke Luft, ohne sie zu erhellen. Die sieben Leutchen vor dem verschlossenen Tor drückten sich an die Mauer, so dicht sie nur konnten. Ihre fadenscheinigen Mäntel und Tücher schützten sie nicht vor der alles durchdringenden Feuchtigkeit. Sie redeten nicht miteinander, sie sahen sich nur mit stechenden, argwöhnischen Blicken von der Seite an. Und obgleich die Kälte sie zwang, sich unter dem Schutz des kleinen Türbogens eng aneinander zu drängen, so bildete doch jeder ein Abgeschlossenes für sich. Wer neu hinzukam und von dem Pförtner abgewiesen wurde, reihte sich an das Häufchen an wie ein Kristall an den anderen, spitzig, kantig, isoliert und doch verbunden. So klebten sie an der Mauer und schlotterten an allen Gliedern, hohläugig, schweratmig, fiebernd und gekrümmt. Eine Schar des Todes.

Nach dem Siebenten begab sich der Pförtner hinauf in das Zimmer des ersten Assistenten und fragte, was er mit den Leuten machen solle.

„Abweisen."

„Sie gehen nicht."

„Wir haben niemand bestellt. Der Mann, den wir brauchen, ist längst unter Dach. Übrigens — woher wissen die Leute? Der Professor ist für strengste Geheimhaltung."

„Da ist der Herr Professor völlig im Irrtum."

„Ach was, sagen Sie den Leuten, unser Bedarf ist gedeckt."

Die draußen schenkten ihm kein Gehör. Von Stunde zu Stunde vergrößerte sich ihr Kreis, ohne daß einer von den ersten gewichen wäre. Jeder behauptete eifersüchtig seinen Platz aus Angst, daß ein anderer ihm zuvorkommen könnte. Denn da drin hinter den Mauern war etwas, auf das sie alle verzichten sollten: Leben. Eine Möglichkeit, zu leben. Sie, die Hoffnungslosen, warteten hier auf die Hoffnung.

Nervös blickte der Assistent auf die Uhr. Solange er unter dem Professor arbeitete, war es das erstemal, daß dieser unpünktlich war. Das war um so sonderbarer, als sie ja all die Jahre hindurch eigentlich nur auf den heutigen Tag hin gearbeitet hatten. So unmerklich zuweilen der Fortschritt gewesen war, so gewaltig war der Impuls, der ihn antrieb. Er kannte die Elastizität und Kraft dieses Mannes, denn sie hatten ihn bei jeder Klippe vor der Umkehr, bei jeder Höhe vor dem Schwindel bewahrt. Und gerade heute sollte er, der sonst dem Schlafe nur widerwillig sein Recht einräumte, Muße finden, um die Nacht bis in den Morgen auszudehnen? Die schwere Atmosphäre, die über den Wartenden vor der Tür lagerte, schien sich in die hohen Räume der Anstalt einzuschleichen. Mit dem Nebel kroch sie durchs Schlüsselloch, drückte auf alle Lungen und hemmte jede Bewegung. Der Assistent wälzte alle Möglichkeiten durch sein Hirn, die das Ausbleiben des Professors verursachen konnten. Eine befriedigende Lösung fand er nicht. Er telephonierte und bekam nichtssagende Antworten. Endlich — die Zeit hatte sich beim Warten verdoppelt — endlich hallte ein Schritt durch den Gang, auf den jedes Ohr in der Anstalt eingestellt war. Die Reaktion funktionierte selbsttätig. Jeder befand sich am richtigen Platz. Der Pförtner riß die Tür auf. Ohne rechts oder links zu blicken, ging der Professor auf sein Ziel los, wie Tag für Tag. Er schloß sein Arbeitszimmer auf, er begab sich an den Schreibtisch. Jetzt wird er auf die Klingel drücken. So dachte der Assistent. Aber nichts geschah. Eine neue Viertelstunde auf die andere verrann. Die Beklemmung wuchs. Der Assistent fing an, an seinem eigenen Verstand zu zweifeln. Diesen Zustand ertrug er nicht. Er unternahm es, aus eigenem Antrieb das Zimmer des Professors zu betreten. In Gedanken versunken fand er ihn vor seinem Tisch. Sein Gesicht sah übernächtig aus, und seine Haltung war nicht mehr die eines sieghaften Menschen, wie sie es bis heut gewesen.

Der Assistent erschrak ernstlich. ‚Er hat zu lange gearbeitet,' — dachte er und mel-

dete, daß alle Vorbereitungen getroffen seien.

„Wozu?“ fuhr der Professor aus seinem Grübeln auf.

„Das Experiment kann in Angriff genommen werden, der Patient liegt bereit.“

„Schicken Sie ihn weg.“

Der Assistent traute seinen Ohren nicht.

„Es ist noch nicht an der Zeit.“

„Ist etwas vorgefallen seit gestern? Sind Ihnen Bedenken aufgestiegen?“

Mit einer Gebärde schnitt ihm der Professor das Wort ab. Der Assistent starrte ihn verständnislos an. Aber er gehorchte. Von einem Mund zum andern ging das Wort: aufgeschoben. Erklärung bedurfte es nicht. Jeder tat, was ihm befohlen wurde. Aber der Pförtner hatte es schwer. Die Leute draußen ließen sich nicht befehlen. Sie glaubten seinem Wort nicht. Sie vermuteten nur einen Vorwand, um sie zu entfernen. Sie ließen sich mit groben Worten überschütten, aber sie hielten aus. „Wir wissen, was wir wissen.“

Erst spät am Tage, als das spärliche Licht des Himmels sich ganz in Dunkelheit verlor, lockerte einer nach dem andern sich widerwillig von dem Eingang des Laboratoriums. Am andern Morgen waren sie wieder zur Stelle. Unruhiger, drängender als das erstemal. Mehr noch an Zahl. Sie kämpften um den Vortritt, sie drohten dem Pförtner.

*

Der Professor war den ganzen Tag allein in seinem Zimmer geblieben. Nur einmal hatte er nach dem Diener geklingelt. Er betrachtete ihn gegen seine Gewohnheit genau und sah aufmerksam in das ausdruckslose Gesicht. Dann schüttelte er den Kopf und verfiel wieder in Nachdenken.

Der zweite Tag steigerte die Unsicherheit und Unruhe, die durch die Untätigkeit des Leiters sich jedes einzelnen im Hause bemächtigte. Die Kraft, die die Maschine in Kraft setzte, versagte. Sie lief wohl noch. Aber ihre Bewegung brachte die Luft nicht in Schwingung. Anfragen liefen ein und wurden mit Achselzucken beantwortet. Die schwüle Trägheit des Wartens, die ebenso abstumpft wie aufreibt, ergriff die Gemüter.

Mit Gewalt mußte man die Unglücklichen vor dem Tor entfernen. Zermürbt wie sie waren, wollten sie sich in keine Verzögerung schicken. Wie ein Fieber, das am roten Strich des Thermometers hin und her schwankt, zehrte die Erwartung an diesen Menschen, die außer ihr nichts anderes mehr besaßen. Wie getretene Hunde schlichen sie knurrend davon, um am anderen Morgen wieder zu erscheinen.

Am dritten Tag glaubte der Professor die Herrschaft über seine Nerven erlangt zu haben. Er traf Anstalten, sich an die Arbeit zu machen. Ein Aufatmen ging durch das ganze Haus. Das Selbstgefühl, das alle vom Obersten bis zum Untersten mit dem Professor gemein hatten, schnellte in die Höhe. Am lebhaftesten reagierte die dunkle Masse der Todeskandidaten. Sie, die schon halbwegs ins Jenseits begriffen waren, waren feinhörig und hellsehend. Die Anzeichen, die sie in der Luft witterten, erregten ihre Nerven und steigerten ihr Verlangen aufs höchste. Ihre Ungeduld war kaum noch zu zügeln. Sie warfen sich dem Professor in den Weg und hängten sich an seine Füße, als er an ihnen vorüberging. Er musterte sie, ohne ein Wort zu sprechen. Aber drinnen fuhr er den Pförtner hart an. Dieser Mißton verfolgte ihn bis ins Laboratorium. Er wollte sich meistern, er wollte jeden Einfluß, den er nicht greifen und beweisen konnte, ausschalten. Nur die Sache, nichts als die Sache! Er ließ das Auge nicht den Raum umfassen, dessen Unheimlichkeit ihn packen wollte. Er ging gerade aus mit festem Schritt und kaltem Blut. Statt des Tieres lag ein menschlicher Körper auf dem Tisch. Der Professor ergriff die Instrumente, er gab dem Assistenten seine Anweisungen. Als er aber die Hand ausstreckte, um den Kranken zu berühren, zuckten seine Finger zurück. In seinem Kopfe sauste es wie die Windsbraut. Vor seinen Augen wechselte Tag und Nacht. Er hielt plötzlich inne, legte das Instrument beiseite, machte alle Befehle rückgängig und überließ den Kranken seinem Schicksal. „Er hat sich zuviel zugemutet,“ sagte der Assistent und lehnte jede Verantwortung für das Geschehene ab. „Er muß sich erholen.“

Einem anderen hätte man das zugebilligt. Wer aber ein Werk vollenden will so groß wie das seine, dem glaubt man nicht, daß er müde wird. Die Spannung, in der sich jeder Mitarbeitende und Miterlebende befindet, muß ihn aufrechterhalten. Sein Ruf war zu weit gedrungen, die Erwartung zu himmelhoch gesteigert, als daß er sich jetzt plötzlich zurückziehen konnte. Eine große Polemik über das Für und Wider seiner Entdeckung ergoß sich in den Zeitungen. Man kämpfte mit den Waffen der Wissenschaft ebenso wie mit denen des Berufsneides und der persönlichen Mißgunst. Man erhitzte sich, und das Publikum forderte den Beweis.

Zu alledem schwieg der Professor. Seine treuesten Anhänger verzweifelten an ihm. Einsam, wie er an seinem Werk gearbeitet

hatte, stand er jetzt in der Gefahr. Er wußte wohl, daß er die Wahrheit nicht sagen durfte. Da entschloß er sich zu lügen, um die Menschheit zu beschwichtigen. Von jeher hatte die Lüge zu diesem Zweck herhalten müssen. Und so bekannte er, daß er sich geirrt hätte, daß sein Werk in letzter Stunde gescheitert wäre. Öffentlich diskreditierte er seine eigene Forschung.

Damit hoffte er, dem Kampf mit sich selber, in dem er sich aufrieb, ein Ende gesetzt zu haben. Aber er hatte nicht mit denen gerechnet, für die er seine Entdeckung gemacht hatte. Er selber konnte sich vielleicht von ihr lossagen. Aber die, welche dadurch das Leben gewinnen wollten, das Leben, das sie bereits aufgeben sollten und darum wußten, was es ihnen wert war, die konnten nicht ohne weiteres einen Strich darunter machen. Was kümmerte sie die Wissenschaft, was das Geschrei darüber?

„Du hast uns Hoffnung auf Leben gemacht. Gib uns Leben!“ Das war der Schrei, der aus den verdorrenden Kehlen zu ihm empordrang, aus der dunklen Masse zusammengedrückter Menschen, die sich jetzt aufreckten und ihr Recht von ihm forderten. Sie glaubten nicht, daß sein Werk versagt hätte, sie wollten nicht daran glauben. Nur anderen, Begünstigteren sollte es zugute kommen, nicht ihnen, den Armen aus der Gasse, sondern den Reichen, die erst recht nicht sterben wollten, die sich das Leben von ihm kaufen konnten, so gut wie sie sich alles andere gekauft hatten.

In maßloser Verzweiflung sammelten sie ihre letzten Kräfte. Sie vergewaltigten den Pförtner, der nur da war, um ihnen den Eintritt zu verwehren. Sie tobten durch die Gänge mit stampfenden Beinen und geschwungenen Krücken. Sie polterten an die Tür des Allerheiligsten und drückten sie ein.

Der Professor befand sich gerade Auge in Auge mit seinem Assistenten. Denn auch dieser lehnte sich gegen ihn auf.

„Herr Professor,“ sagte er und zwang sich, einen angemessenen Ton zu bewahren, „Herr Professor, meine Existenz ist vernichtet. Ich habe meine ganze Kraft in den Dienst Ihrer Arbeit gestellt. Ich bin wertlos geworden, wenn Sie sie für wertlos erklären. Die Konkurrenz macht uns unmöglich. Sie streut Dinge über uns aus, die wir mit einem Schlag widerlegen können. Die Ehre gebietet es, daß wir den Versuch zu Ende führen!“ Und der Professor schwieg. Er lauschte auf den Lärm, der sich näherte. Im nächsten Augenblick überschlug sich die anschwellende Masse und flutete über ihn her. Man riß ihn, man zerrte ihn, man entblößte seinen Jammer vor ihm, man flehte und fluchte, man wollte ihn zwingen und lag winselnd zu seinen Füßen.

Da stand der Gemarterte vor der leidenden Kreatur, sah ihre Not, ihre Niederlage und wußte, er konnte ihnen helfen, konnte dem Würger, der ihnen an der Kehle saß, Einhalt gebieten. Neue Zellen würden sich aufbauen, neues Blut die Adern füllen. Er brauchte nur die Hand nach ihnen auszustrecken. Aber die Hand versagte. Ein Grauen, größer als das, was er vor sich sah, nahm ihm den Willen.

Er weigerte sich.

Da fielen die Menschen über ihn her, hieben mit Fäusten auf ihn ein, hoben ihre Krückstöcke gegen ihn auf. Der Assistent sprang zwischen sie und deckte den Professor. Blindlings zertrümmerten sie nun, was ihre Wut erreichte. Die ätzenden Säuren ergossen sich aus den Flaschen und verbrannten den Rasenden die Hände. Von Glasscherben zerschnitten, besudelt mit Blut und Eiter, der aus ihren Wunden troff, balgte sich die verzweifelte Masse, um den Mann unter sich zu treten, den sie einst hoch über sich erhoben hatte.

Entsetzen ergriff den Professor vor ihnen, vor sich, vor seiner Wissenschaft. Er stieß sie beiseite und floh weg, weit weg, so weit seine Füße ihn trugen.

*

Wohin er ging, wußte er nicht. Er sah nur den Weg vor sich herlaufen, und dem ging er nach. Kam eine Biegung nach rechts oder links, so folgte er ihr. Seine Lebensenergie konzentrierte sich auf die Füße. Es war, als ob sie nicht vom Kopf aus dirigiert würden, sondern selbständig ihre Bewegung ausführten. Wie eine Maschine. Desto rastloser arbeiteten sie. Der Kopf stand unter einer schweren Betäubung und nahm von den Vorgängen keine Notiz. Vergeblich hätte man den Professor gefragt, was er in diesen Tagen erlebt und wo er gewesen wäre.

Das Bewußtsein der Außenwelt stellte sich erst wieder ein, als er einer großen Stadt den Rücken kehrte, in der er wohl einige Tage verbracht hatte.

Die Herbstsonne stand vor dem Untergehen über einer schwarzen Wolkenwand. Ihre gelben und roten Strahlen, die wie auf einem Bilde Michelangelos in Garben aus den Rändern hervorschossen, weckten in ihm die Erinnerung an seine Kindheit, da er dieses Bild vor Augen gehabt hatte. Wie ein Blitzlicht leuchteten sie in sein Leben und ließen es mit einem Schlag vor ihm

auferstehen. Seine verhängnisvolle Lage, die sein Hirn zerrüttete, kam ihm mit stechender Klarheit zum Bewußtsein. Der Drang, ihr ein Ende zu bereiten, nahm derart Gewalt über ihn, daß er beschloß, sich sofort des Lebens, dessen er nicht mehr Herr werden konnte, zu entäußern. Welchen Tod sollte er wählen? Es standen ihm hier nicht viele Mittel zur Verfügung. Gerade dachte er mit Anstrengung darüber nach, als er vor sich zwischen den hohen Ufern des Flusses, an dem er entlangwanderte, die in der Luft schwebenden Eisenglieder einer Riesenbrücke gewahrte. Schon stand sein Plan fest. Der Name Selbstmörderbrücke, an den er sich erinnerte, verband sich mit seiner Vorstellung von der Schmerzlosigkeit des Todessturzes aus der gewaltigen Höhe in die rauschenden Wasser. Er nickte befriedigt und fand, daß der Zufall ihm die leichteste Art des Umbringens zur Verfügung stellte. Der Professor beschleunigte seinen Schritt, um so bald als möglich die Brücke zu erreichen. Er fühlte kein Bedürfnis, im letzten Augenblick irgendwelche Betrachtungen anzustellen. Schon glitzerten die Wellen des Flusses unter ihm. In zehn Schritten war sein Ziel erreicht. Er nahm bereits den letzten Anlauf, als er neben dem Pfeiler, der ihm die Aussicht verstellte, eine dunkle Gestalt sich loslösen und mit überhängendem Oberkörper nach der Tiefe zustreben sah.

Pfeilschnell sprang er hinter sie, packte die noch schwebenden Füße und zog mit Anstrengung seiner ganzen Kraft den hängenden Körper über das Geländer zurück. Ein kurzer, stummer Kampf zwischen ihm und der Frau, dann folgte die Entspannung, und beide fielen dicht nebeneinander auf die Laufbretter des Brückenstegs.

Als er ein wenig zur Besinnung kam, merkte er, daß er die Frau noch immer umklammert hielt. Er fürchtete, sie loszulassen, aber er fand, daß es an der Zeit war, sich aufzurichten.

‚Jetzt habe ich einen Menschen vom Tode errettet,‘ dachte er und konnte sich nichts vorstellen, was ihm im Augenblick absurder erschienen wäre.

Die Frau starrte ihn an, als begriffe sie noch immer nicht, was mit ihr geschehen war. So standen sie sich ein Weilchen gegenüber.

„Wo wohnen Sie?“ fragte der Professor.

Sie antwortete nicht.

„Irgendwo müssen Sie doch wohnen. Ich kann Sie hier nicht so stehen lassen. Ich will Sie nach Hause begleiten.“

Endlich deutete sie mit der Hand eine Richtung an. Sie konnte sich kaum auf den Beinen halten. Halb tragend mußte der Professor sie führen.

Der Weg währte endlos, aber sie merkten es beide nicht. Ihre Gedanken drehten sich fortwährend im Kreise um den Inhalt der letzten Viertelstunde, ohne ihn zu bewältigen. Schwerfällig und stumm gingen sie, eng aneinander gekettet und doch einer dem andern wildfremd. Die Frau lenkte mit der Schwere ihres Körpers den Professor auf die rechte Fährte, bis sie schließlich am Ziele standen. Es war ein kleines Haus, weitab von der Stadt. Einsam und dunkel lugte es aus dem Garten hervor. Kein Fenster zeigte Licht. Keine Menschenseele rührte sich. Die Frau schloß die Tür auf und blieb auf der Schwelle stehen, als wartete sie darauf, daß ihr Begleiter sich entfernte.

„Ist niemand im Hause?“ fragte er zögernd.

Sie schüttelte den Kopf.

„Wohnen Sie ganz allein hier?“

Sie zog die Schultern zusammen und kroch in sich hinein, als wollte sie im Winkel des Türrahmens versinken. So hilflos und traurig war diese Gebärde, daß der Professor nicht imstande war, sich von der Stelle zu rühren. Er hatte nie mit Frauen zu tun gehabt. Die vielen, die er geheilt und gerettet und die zu ihm aufgesehen wie zu einem Gott — er hatte sie kaum bemerkt. Im Augenblick, da sie gesund waren, gingen sie ihn nichts mehr an. Aber diese hier, die er durch Zufall dem Leben erhalten, ohne daß er seine Kunst oder sein Wissen dazu gebraucht hätte, für diese glaubte er eine Verantwortung zu tragen. Sacht schob er sie in die Tür hinein und folgte ihr nach.

Hastig ging sie voran ins Zimmer und zündete mit unruhiger Hand die Lampe an. Er merkte deutlich, daß sie sich mit Absicht hinter den Tisch stellte und ihn prüfend betrachtete. Er sah an seinen Kleidern herunter. Sie waren beschmutzt und zerrissen. Er stellte sich sein Gesicht vor. Bedeutete es in Wahrheit den Spiegel der Seele, womit konnte er sich rechtfertigen?

„Wenn es mein Beruf wäre, zu betteln oder zu stehlen,“ sagte er, „so habe ich es an Ihnen wieder gutgemacht. Sie haben mehr als ein Stück Brot von mir erhalten.“

Kaum hatte er an diese Erinnerung gerührt, als die Verzweiflung bei ihr ausbrach. Sie reckte sich mit aller Kraft in die Höhe. Ihre müden, farblosen Augen sprühten vor Haß. Ihr ganzer Körper bäumte sich im Krampf.

„Warum haben Sie es getan?“ schrie sie ihn an. „Warum haben Sie mich nicht hin-

unterspringen lassen? Ich will das Leben nicht. Ich verfluche Ihr Kommen. Ich verfluche Ihre Hilfe. Ich will nicht leben."

Sie warf sich auf den Boden, winselte und jammerte und schlug mit Händen und Füßen. Er ließ sie austoben, bis sich die Ermattung einstellte. Dann trug er sie auf den Armen und bettete sie auf das Sofa. Sie weinte lange.

„Wie kamen Sie dazu?" fragte sie weich geworden. „Was wollten Sie auf der Brücke?"

„Ich wollte dasselbe wie Sie."

Mit maßlosem Erstaunen richtete sie sich auf. „Sie auch? Warum haben Sie es nicht getan?"

„Weil ich Sie retten mußte."

Einen Augenblick besann sie sich. Plötzlich warf sie den Kopf zurück und begann zu lachen. Er stutzte und stimmte ein. Beide lachten. Aber unvermittelt, wie es gekommen, brach das Lachen wieder ab. Es fand keinen Widerhall in dem einsamen Haus. Die Frau drehte sich um, als ob sie jemand suchte. Dann verfiel sie wieder in ihre Traurigkeit.

„Ich habe fünf Jahre mit ihm gelebt," fing sie von selbst an zu erzählen. „Vor acht Tagen haben sie ihn hinausgetragen. Ich weiß nicht mehr, was ich mit mir anfangen soll. Ich kann den Kummer nicht aushalten. Ich wollte, ich läge im Wasser."

Der Professor, der ihre Klagen wie aus der Ferne an sein Ohr klingen hörte, ließ sich von dem Klang ihrer Stimme berauschen, und seine erregte Phantasie kostete die merkwürdige Situation in seltsamer Weise aus. Er konstatierte, daß sie beide den Anspruch an das Leben aufgegeben hatten.

‚Eigentlich sind wir schon hinüber,' sagte er sich. ‚Aber da wir Selbstmörder sind, so trifft es uns, heimatlos eine Spanne Zeit herumzuirren. Wir dürfen noch nicht in ein neues Stadium eintreten. Wir haften an den Körpern, die wir selber abgestreift haben. Diese Frau und ich sind bestimmt, das Erdenleben noch ein Weilchen fortzusetzen.'

Er sah sie an und fand, daß sie schön sei. Die Überreiztheit ihrer Nerven steigerte den Ausdruck ihres Gesichtes. Mit seufzender Stimme klagte sie um den verlorenen Geliebten. Aus dem Mitgefühl, das einer dem andern entgegenbrachte, stieg züngelnd eine Flamme. Sie nährte sich an jeder Berührung, die der Trost spendete. Sie schmolz das Bewußtsein hinweg, das sich gegen die Täuschung auflehnte, und steckte den einen wie den andern in Brand. Der Professor beugte sich über den klagenden Mund, und er verstummte mit einem Seufzer. Ihre Hände preßten sich fest zusammen. Das Fieber, das sie angetrieben hatte, ihr Leben wegzuwerfen, fachte jetzt die gequälten Sinne an, in gieriger Glut das Leben zu umklammern.

*

So unberührt der neue Tag im Osten aufsteigt — er bringt alle, die ihm vorangegangen sind, wieder mit herauf. Jung ist er für die Jungen, die an wenige zu denken haben. Weglöschen kann er keinen. Tagesanbruch — das ist das Grauen für die Unglücklichen, die Prüfung für die Herzen. Nie leuchtete das Licht grausamer in sie hinein als bei Tagesanbruch.

Aus einem schweren Schlaf erwachend, fand sich der Professor auf dem Teppich liegend zu Füßen einer fremden Frau, die er bewachte wie ein treuer Hund. Mühsam fand er sich zurecht. Der vergangene Tag tauchte im frostigen Licht des neuen Morgens in seinem Gedächtnis auf und erfüllte ihn mit Unmut. Was sollte nun werden? Die Tat, die gestern ungeschehen blieb, war heute nicht mehr ausführbar. Das fühlte er. Der Entschluß dazu war verspielt. Wohin sollte er jetzt gehen? Er betrachtete die schlafende Frau und grübelte darüber nach, wie es um das menschliche Herz bestellt sei. Gestern wollte sie sich umbringen. Was würde sie heute tun? Der Appell an die Zukunft versagte für sie wie für ihn. Leise machte er sich auf und ging aus dem Haus.

Die Erde lag im ersten Sonnenstrahl und glitzerte von Feuchtigkeit. Der Acker hinter dem Garten war mit weißen Reifkörnchen bestreut. Zur Hälfte war er umgeworfen und gefurcht, zur Hälfte hart und zertreten. Wohin er sah, zeugte es davon, daß einer hier mitten in der Arbeit abgebrochen. Er wollte gehen. Aber er brachte es nicht über sich. Irgend etwas hielt ihn zurück. Da rief ihn Renate. Sie sah ihn mit leeren Augen an. Er wußte, was sie dachte.

„Wenn Sie mir auch keinen Dienst damit erwiesen haben, daß ich den heutigen Tag noch sehe," sagte sie, „so sollen Sie doch nicht gehen, ehe ich weiß, ob ich Ihnen helfen kann."

„Es gibt nur eins," antwortete der Professor. „Lassen Sie mich bleiben."

Sie schwieg betroffen.

„Ja, bleiben," wiederholte er.

„Können Sie sich in diesem Zimmer heimisch fühlen, aus dem der andere kaum vertrieben ist? Wollen Sie an dem Tisch sitzen, unter den er seine Füße streckte?"

„Ich will tun, als ob er niemals da war.“

Sie schüttelte den Kopf.

„Auch dafür werden Sie mir nicht danken —“ sagte der Professor und blieb.

Er lebte wie ein Knecht. Die schwere Arbeit sollte ihn betäuben und müde machen. Wenn er überanstrengt zu Renate zurückkam, sorgte sie in ruhiger Selbstverständlichkeit für ihn. Sie versah ihr Tagewerk wie er das seine. Mit fester Sohle traten beide die Erde. Aber ihre Gedanken schweiften im Leeren.

„Sie haben mir noch immer nicht gesagt, was Sie auf die Brücke trieb,“ fragte Renate eines Tages. „Haben Sie auch einen Menschen verloren?“

„Nein,“ antwortete er langsam, „ich habe Schwereres zu tragen. Ich habe mich selber verloren.“

Das verstand sie nicht.

„Sie lieben Ihren Schmerz, Sie wollen nicht vergessen. Der rechte fängt erst an, wenn man sich martert, um zu vergessen.“

So wenig er ihr begreiflich war, so rätselhaft erschien sie ihm. Des Tags, das sah er, gehörte sie dem toten Geliebten. Jede Erinnerung an ihn wurde gehegt und gepflegt. Er lebte im Hause und ging Schritt für Schritt neben ihr her. Des Nachts aber gab sie sich dem Fremden. Wenn der Morgen kam, schien sie nichts mehr davon zu wissen.

Je länger dieser Zustand währte, desto größer wurde seine Wirkung auf den Professor. Durch eine Weigerung hätte Renate ihn nicht mehr in Aufruhr bringen können, als durch diese Teilung. Er grollte ihr zu gleicher Zeit, daß sie sich ihm ergeben hatte, wie er in bitterer Not nach ihr verlangte. Es kam so weit, daß er ihr selbst Vorwürfe darüber machte.

„Was tut das?“ sagte sie. „Ein Mädchen wie ich bleibt nicht allein. Diesen habe ich geliebt — und liebe ihn noch.“

So tief verstrickte sich der Professor in die unselige Leidenschaft, daß er tatsächlich alles darüber vergaß. Manchmal dämmerte ihm plötzlich die Erinnerung auf an seine verfehlte Aufgabe. Er sah wie eine Erscheinung die kreideweißen Wände, in denen er sein Leben verbracht hatte, die blitzenden Glasschränke mit den Präparaten, den marmornen Tisch, auf dem ein Mensch an zuckenden Muskeln und blutendem Fleisch hantierte, einer, der glaubte, ein Mensch zu sein. Eine brillante Maschine, die so lange funktionierte, bis ein Sandkorn im Räderwerk den ganzen Organismus zerstörte. Er glaubte kaum noch, daß er selbst es war, der einmal dort gearbeitet und geforscht hatte. Es hatte kein Interesse mehr für ihn, wohin ihn seine Forschung geführt. Hier stand der Wald als Mauer um seine Welt, und sein Schatten fiel auf den Acker, den er mit eigener Hand durcheggt hatte. Hier war nichts, das mehr Weisheit erforderte, als jeder Kopf in sich hatte, mehr Kraft, als jeder Arm, den Gott gesund schuf, leisten konnte. Hier war das Leben, das keinen Tod fürchtete, da es sich von selbst erneuerte. Eine große Mißachtung war alles, was er noch für sein Werk empfand. Sein ganzes Trachten richtete sich auf Renate.

So verging die dunkelste Zeit des Jahres. Als das Licht wieder mehr Oberhand gewann und die Äste unter dem Schnee glatter und saftiger herauslugten, um bald die junge Kraft wirksam zu machen, die ihnen aus der Erde zuströmte, ging auch im Hause eine kaum merkliche Veränderung vor sich. Das Naturgesetz vollzog sich auch hier. Die Sonne vertilgte mit ihrer Wärme alle Keime, die noch von den Resten der Vergangenheit zehrten. Flimmernd tanzten die Staubkörperchen im Licht, und ihr Anblick war den Augen eine Freude. Renate trauerte nicht mehr. Der Professor frohlockte. Schweigend, wie sie ihn zuvor geduldet, diente sie ihm jetzt. Mit glänzenden Augen verfolgte er jede Bewegung, die er zu seinen Gunsten deuten konnte, lauschte auf jedes Wort, das einen neuen Klang zu haben schien.

Nur eines entging ihm bei all seiner Beobachtung, und gerade das war sein Verhängnis. Er war so sehr von seiner Leidenschaft besessen, daß er die Schwäche, die sich bei Renate mit dem Frühling zeigte, für Weichheit, ihre Müdigkeit für Genugtuung hielt. Erst als die Anzeichen sich mehrten, überfiel ihn ein furchtbarer Schreck. Jetzt rief er sein Wissen zu Hilfe. Und er fand, daß sie dem Tode näher war als dem Leben, um das er mit ihr gekämpft hatte.

Als der Professor die erste Gewißheit vor Augen sah, setzte sein Fassungsvermögen einen Moment lang aus. Dann begannen alle seine Kräfte zu arbeiten. Er sah den Feind. Er kannte ihn gut. Sein Lebtag hatte er mit ihm gerungen. Nun kam die Machtprobe. Er zauderte keinen Augenblick, er überlegte nicht. Er wußte, er mußte handeln.

Ohne ein Wort zu sagen, verließ er Renate. Er lief die Landstraße entlang, wie er es schon einmal getan. Aber jetzt wußte er, wohin es ging. Er erreichte die Stadt, er bestieg den Zug — nichts fuhr ihm schnell genug. Doch endlich mußte er zu dem Haus kommen, in dem er den Kampf

Fußballgruppe. Bildwerk von Edmund Möller

mit dem Erzfeind bis dicht an die Entscheidung geführt, in dem er alle Waffen gegen ihn bis zur undenkbaren Höhe entwickelt hatte, um sie dann wie ein Feigling blindlings ins Korn zu werfen. Er wußte nicht, wo er war und wie er vorwärtskam, aber das eine war sicher: er wußte, was er wollte.

Zu einer gewissen Stunde betrat der Professor sein altes Reich, drang an dem Pförtner, der ihn wie einen Geist anstarrte, vorbei in sein Laboratorium. Der Assistent arbeitete hier an seiner Stelle. Er riß die Augen weit auf, als er den Meister vor sich sah, aber er faßte sich sofort und erstattete ihm Bericht.

„Ich habe die Arbeit aufgenommen, wo Sie sie liegen ließen," sagte er, „und ich kann wohl gestehen, ich habe den Fehler entdeckt, an dem Sie gescheitert sind. Auf neuer Grundlage baue ich jetzt an dem Werke weiter, und ich hoffe, es zu einem befriedigenden Abschluß zu bringen."

Der Professor antwortete nicht und fragte nicht. Er schob den Assistenten zur Türe hinaus, ergriff die Gläser und Apparate. Er zwang seine Hände, in eisiger Ruhe die Tausendstel zu wägen, zu sondieren, zu binden und zu lösen. Die ganze Nacht durch stand er in der erbarmungslosen Helle seines Laboratoriums und arbeitete.

Als der Tag graute, machte er sich abermals auf den Weg, diesmal mit dem schnellsten Wagen, den die Stadt besaß. Der fauchte und stöhnte wie ein Mensch, als er den Professor in rasendem Tempo über Berge und Täler fortriß, seinem Ziel entgegen, dem einzigen, das er noch auf Erden kannte. Viel zu lange deuchten ihn die Stunden, viel zu schnell der Lauf der Sonne. Aber endlich war die Folterqual zu Ende. Er sah den Garten, er sah das Haus, er sprang aus dem Wagen, er flog in das Zimmer, in dem Renate bleich und fiebernd lag. In der Hand hielt er das Mittel, das er mit aller Kunst und Weisheit der Erde gegen den Erzfeind geschaffen hatte, das Mittel, das dem Würger seine Macht entriß, das neue Zellen aufbaute in dem verlöschenden Organismus, neues Blut in die Adern führte, neue Kraft ins Herz.

Ohne zu zögern, traf er seine Vorbereitungen. Er ritzte mit scharfer Nadel tief unter die blasse Haut, griff nach dem feinen Instrument, das die kostbaren Tropfen in sich aufnehmen sollte, hob das Glas, das sie enthielt — fest hielt er es, um zu zählen: „Eins — zwei —" Aber da krampften sich plötzlich seine Finger — ein Riß ging durch seinen Körper — die Augen starrten in Entsetzen. Der andere war da und drückte ihm die Kehle zusammen. Der Mund lallte nur noch ein unverständliches Wort, das Glas fiel klirrend zu Boden. Den Professor hatte der Schlag getroffen.

Im Falle griff seine Hand nach dem Bett und klammerte sich an Renates Arm. Er wollte das Leben festhalten.

Aber der andere hatte auch für diesmal gewonnen.

Die Brotträgerin. Von K. A. Schimmelpfeng

Prächtig kommst du aus dem Hause,
Wirfst ein Wort noch über deine Schulter.
Perlend läuft dein Lachen durch die Gasse,
Die des Morgens Glanz nun frisch erfüllt.

Gleich zwei blanken, strammen Ketten
Leuchten deine nackten Arme.
Wiegend tragen sie die schweren Bleche,
Warme Brote strahlen herben Duft.

Nah dem Borne,
Nah der Hülle alles Lebens
Festgestemmt in deiner Hüften Reichtum
Trägst du Brot, die Frucht des Landes.
Frucht des Landes bist du selbst
Und du bist ihr schöner Becher.

Die Ursachen der französischen Revolution von 1789

Von Max Lenz

(Fortsetzung und Schluß)

Nirgends trat das Durcheinander mittelalterlicher und moderner Staatsformen offener zutage, als im königlichen Hoflager zu Versailles, in das alle Organe der Verwaltung einmündeten, und das zugleich der Sammelpunkt der feudalen Familien des Landes geblieben war. Auch hier aber begegnet uns der Unterschied, den wir bei dem Adel auch sonst bemerkten. Der Anspruch, zum Gefolge ihres königlichen Herrn zu gehören, mochte von Geburt her für alle Vasallen gelten; in Wirklichkeit waren es doch nur wieder Auserwählte, durch Stellung und Tradition Berechtigte, die an dem Leben im Zentrum des Staates, das wie ein Fest ohne Ende dahinrauschte, teilnehmen durften.

An hundert junge Leute, Damen und Herren, wurden alljährlich den Majestäten vorgestellt; 2—3000 Personen mochten es im ganzen sein, welche sich auf den Parketts von Versailles bewegen zu dürfen die Ehre hatten. Zu ihnen gehörten die Minister und die anderen obersten Würdenträger des Reiches, auch die Hofchargen, gehörten ferner die Angehörigen des Königs, seine Brüder und Vettern, alle Prinzen und Prinzessinnen von Geblüt, seine Gemahlin und (unter Ludwig XIV. und seinem Nachfolger wenigstens noch) die Mätresse des Königs, seine legitimen Erben, die „Kinder Frankreichs", und seine Bastarde. Sie alle waren die Hausgenossen des Herrschers, der Schmuck seines Thrones, dessen Glanz auf sie selbst zurückstrahlte, seine Diener aus eigenem Recht, sowie auch seine Rechte durch sie bestätigt wurden. Wo er ging und stand, daheim wie draußen, von der Morgentoilette ab und zu jeder Stunde des Tages, sah er sich von dem vornehmen Troß umgeben: wenn er Tafel hielt, und wenn er zur Jagd auszog, beim Schauspiel und in der Oper, bei den großen Festlichkeiten, wenn in den lichtdurchfluteten Sälen des Königsschlosses die bunte Menge durcheinander wogte, oder wenn sie sich in den Abendstunden der „jours ordinaires" um die Spieltische drängte. Das alles aber eingeschnürt in die Formen einer unverbrüchlichen Etikette, abgestuft nach dem Range, den ein jeder nach den Traditionen seines Hauses oder nach seiner Stellung im Staat einnahm. Es war wie auf der Bühne: jeder hatte den Platz, den er beanspruchen konnte, von dem er aber um keine Linie abweichen durfte. In der Tat ein Schauspiel ohne Ende, und das nur durch die Nächte unterbrochen wurde, dazu bestimmt, in jedem Augenblick die Majestät des einen sichtbar zu machen. Auch dem König aber war jeder Schritt, jede Handreichung vorgeschrieben, seine Gebärden, seine Mienen selbst mußte er danach einrichten. Er war, wie es von seinem großen Vorgänger Ludwig XIV., dem „Sonnenkönig", gesagt ist, der „acteur de la Majesté", dem Scheine nach frei und unbeschränkt, absoluter Herr seines Willens, in Wahrheit der Gefangene seiner Umgebung, der Sklave seiner Stellung.

Das also waren die Vertreter eines Landes, das in der Fülle seiner Kräfte und seiner nationalen und kirchlichen Geschlossenheit hinter keinem anderen Lande Europas zurückstand, einer Nation, deren unterste Schicht freilich in Armut und geistiger Unkultur dahinlebte, die aber in ihrer eigentlich schaffenden Klasse, welche den Reichtum des Landes erzeugte, und aus der die Führer des geistigen Frankreichs hervorgingen, voll von Leben, Tatkraft und Ehrgeiz danach drängte, die überlebten Formen des alten Staates neu zu gestalten. Während aber diese Klasse von der Bewährung ihrer Kraft im Dienste des Staates sich ausgeschlossen sah, saß eine kleine Schar Auserwählter an der Quelle der Macht und genoß mühelos alle Güter, Ämter, Titel und Gehälter, über die der König verfügte. Absterbende Glieder einer überalterten Staatsordnung, unwissend, welche Abgründe unter ihnen gähnten, waren sie die Drohnen der Gesellschaft geworden.

Man braucht nur hierauf hinzublicken, um die Aufgabe zu begreifen, die der Krone gestellt war. Sie mußte den Weg, auf dem sie von ihrem Ursprung an gegangen war, weitergehen, nachholen, was sie in früheren Zeiten versäumt hatte, nicht zurückschrecken vor einer neuen Fronde, nicht haltmachen vor den angeblichen oder wirklichen Rechten der Korporationen; auch die älteste, die höchste im Lande und die ihr nächststehende durfte die Krone damit nicht verschonen. Denn es galt ja vor allem, ihren alten Ruhm, wahrhaft die Repräsentantin der Nation zu sein, zu erneuern.

War dies noch möglich? Konnten diese Bourbonen darauf rechnen, ihre Privilegierten für eine solche Reform zu gewinnen? Konnten sie hoffen, es auch nur soweit zu bringen, wie es den preußischen Herrschern geglückt war, die ihren Adel zwar noch in den bevorzugten Stellen gelassen, aber jeden ständischen Eigenwillen in ihm unterdrückt und der Idee ihres Staates unterworfen hatten? Konnte, mit einem Wort, der „allerchristlichste" König den Weg gehen, den die Revolution, als er sich ihm versagte, einschlug?

Das war die Frage, vor die das Schicksal den letzten in der nie unterbrochenen Reihe der Herrscher gestellt hatte, die seit 800 Jahren Frankreichs Krone trugen.

Man darf nicht sagen, daß der Gedanke einer Reform der französischen Monarchie, deren Unausbleiblichkeit wir erkannten, jener Zeit fremd geblieben sei. Er ist vielmehr von dem Moment ab, wo die Einkesselung Frankreichs durch seine Gegner unter Führung Englands begann, bis zum Ausbruch der Revolution, also ein volles Jahrhundert hindurch, diskutiert worden. Man findet unter den Teilnehmern daran die besten Namen des alten Frankreichs: höchste Würdenträger des Staates und der Kirche, Führer der Wirtschaft und die Großen des Geistes, Schriftsteller, welche diese Dinge von der Höhe der Theorie aus behandelten, und deren Werke noch heute als bahnbrechend und grundlegend in der staatswissenschaftlichen Literatur gelten, und Männer der Praxis, die ihre Gedanken aus der Fülle der Erfahrung entwickelt haben. Zunächst sind es nur vereinzelte Stimmen. Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts aber bemerken wir ein immer wachsendes Anschwellen, bis in den letzten Jahren vor dem Ausbruch der Revolution der Ruf nach Reform orkanartig ansteigend zu einem einzigen Schrei der ganzen Nation wird und in der Flutwelle einer Broschüren- und Zeitungsliteratur sich auswirkt, die ganz Frankreich überströmt und fortan eine jede Phase der Revolution begleitet.

Im Mittelpunkt der Diskussion steht immer die Idee der Nation, auf deren Vertretung, sei es durch die Krone oder die Stände oder auch durch noch weiter gezogene Kreise des Volkes, alles hinausgeht. Denn auch die Privilegierten ruhen ja, wie die Krone selbst, mit ihren Rechten und Ansprüchen auf ihr; ihre Traditionen, ihre Interessen selbst weisen sie dahin; und keine der Korporationen, auch die Kirche nicht, denkt daran, sich von ihr zu trennen. Im Hintergrunde aber wird überall der Zusammenhang mit der großen Politik sichtbar, und damit die oberste Angelegenheit für Frankreich in dieser Epoche, seine Gegnerschaft zu England. Dies ist der Urgrund, von dem letzten Endes alle jene Erörterungen abhängen, und so können wir ihre Entwicklung geradezu aus der Gestaltung des Verhältnisses Frankreichs zu England seit der Krisis von 1688 ablesen.

Solange Ludwig XIV. im Kampfe gegen die Koalition seiner Feinde stand (und ganz hat sich der stolze Monarch niemals vor den Feinden seines Landes gebeugt), verhielt sich die Krone gegen alle jene Bestrebungen streng abwehrend: sowohl Vauban, einer der großen Marschälle des „Sonnenkönigs“, der in seinem „Königszehnten“ die Monarchie auf die starke Grundlage einer Steuer stellen wollte, vor der keine Rechte schützen sollten, wie nach ihm Fénélon, der Bischof von Cambrai, der von der entgegengesetzten Seite her, einer Neubelebung der Generalstände, das Heil der Nation erhoffte, verfielen der schwersten Ungnade ihres Herrschers. Es folgt nach den Kriegen Ludwigs in den Jahren der Regentschaft eine Periode lässiger Duldung und sogar der Sympathie für die Ziele, denen jene Gedanken einer nationalen Reform zustreben. Als dann Kardinal Fleury den Kampf mit dem Erbfeind wieder aufnahm, hatte er allen Grund, die Korporationen zu schonen; denn nur so konnte er in dem erneuten Ringen auf den Sieg Frankreichs hoffen. Aber das Glück der Waffen entschied gegen seine Politik, und nun erst, nach dem Frieden von Aachen (1748), kam in der Regierung der Wille auf, das System, das den Sieg nicht hatte erringen können, zu ändern. Der Zwang der Lage, in die Frankreich sich durch die Niederlage gebracht sah, wird durch die Persönlichkeit des Ministers verdeutlicht, der es versuchte; es war ein Mitglied der hohen Prälatur, der Abbé Machault, der als General-Kontrolleur der Finanzen die Bahn Vaubans aufs neue beschritt, durch eine Steuer von dem Einkommen, von der es keine Ausnahme geben sollte. Aber wenn Machault in der öffentlichen Meinung, und so auch bei den obersten Gerichtshöfen, die sich in solchen Fällen als die Repräsentanten des nationalen Willens darzustellen liebten, Unterstützung fand, so begegnete er um so stärkerem Widerstand bei der Kirche. Er mußte weichen, und ohne um eine Linie von den überkommenen Formen abzugehen, warf sich der Staat der Privilegierten in den Krieg der sieben Jahre, der die große Entscheidung brachte. Es war noch einmal eine Probe der alten Monarchie auf die Aufrechterhaltung ihrer Macht nach außen gewesen. Wir sahen bereits, wie völlig sie dabei versagte.

Diese Lehre war nötig gewesen, um die alten Bahnen zu verlassen und nach neuen Formen der Macht zu suchen. Und so beginnt jetzt, gemeinsam mit den Bundesgenossen, die mit in die Niederlage Frankreichs hineingerissen waren, und im Gegensatz zu den Siegern, die es nicht nötig hatten, eine Epoche der Reformen, welche für Frankreich ein volles Vierteljahrhundert andauert, um es am Ende unmittelbar in die Revolution hineinzuführen.

Zunächst versuchte es die Regierung, was auffallen könnte, bei der ältesten und nächsten Freundin der Kirche. Freilich war das Organ derselben, das sie angriff, selbst ein von Haus aus unfranzösisches, der Kirche Frankreichs wie denen ihrer Bundesgenossen von jeher fremdartig und niemals mit ungeteiltem Gefühl von ihnen aufgenommen: es waren die Väter Jesu, an denen die katholischen Regierungen, die beim Ausgang des großen Krieges fast ausnahmslos auf der gleichen Seite gestanden hatten, ihre Macht erprobten; wenn dabei auch Portugal zu ihnen stand und, von dem Marquis von Pombal geleitet, den Kampf gegen die Jesuiten sogar eröffnete, so verfolgte auch

dieser Staat mit den andern das gleiche Ziel; denn der Sinn aller Reformen jenes großen Ministers war kein anderer, als sein Land aus der wirtschaftlichen und politischen Umklammerung durch England zu befreien. Frankreich selbst ließ sich auf diesen Weg weniger gern als seine Freunde hinleiten; es hat damit länger gezögert als jene. Aber es konnte nicht wohl allein bleiben, und die Sünden der Jesuiten waren zu groß, die Strömung in der Nation gegen sie zu stark und die allgemeine Lage für den Angriff zu günstig, um hinter den andern zurückbleiben zu dürfen. Zumal da man von der Kurie, die in ihrer Pressung zwischen den katholischen Staaten schon an sich wehrlos war, kaum noch Widerstand zu fürchten brauchte. Und so kam es an dieser Stelle zu einem vollen und unbestrittenen Erfolg. Von den Parlamenten, die bereits mit den schärfsten Edikten gegen die „gottlose und mörderische Lehre" der frommen Väter vorangegangen waren, angetrieben, folgte die Regierung, von der eigenen Kirche nicht gehemmt, eher unterstützt, dem Strom, der nun mit voller Wucht gegen die wankende Kurie herantrieb. Im August 1773 unterwarf der neugewählte Papst, Benedikt XIV. Ganganelli, der General der Minoriten, Sohn eines Bauern, der von seinem Orden her zum Quietismus hinneigte und seinen Gegnern fast als ein Jansenist galt, die Gesamtkirche dem vereinigten Willen der katholischen Mächte; es war die Verpflichtung, die ihm vor seiner Erwählung die Alliierten unter Führung der Spanier, denen er seinen Thron verdankte, auferlegt hatten, und sie hielten ihn jetzt dabei fest. Durch die Bulle „Dominus ac redemptor noster" hob Benedikt den Orden Jesu, weil er in weltliche Dinge übergegriffen habe, auf, „seine Ämter, Häuser und Institute".

Eine unbeschreibliche Genugtuung war es für die protestantische Welt. Ihre Todfeinde lagen am Boden, der Geist des Angriffs war aus der katholischen Kirche hinweggetan, von ihrem Oberhaupt selbst ausgelöscht; die Armee, die tausend Siege für Rom erfochten, war abgedankt worden. Schon waren unter den großen Mächten die protestantischen im Übergewicht. Ihnen eiferten jetzt die katholischen darin nach, sich aus den Stricken, die ihre Macht gehemmt, zu lösen, den Begriff des Staates, als einer besonderen Sphäre vor der Religion, zur Anerkennung zu bringen.

So der Schein und der Glaube des Zeitalters, in dem jetzt Ideen weithin zum Durchbruch kamen, welche die französische Kirche noch vor wenigen Jahren unter der Leitung der Jesuiten selbst der schwersten Verfolgung ausgesetzt hatte. Schon begannen die asketischen Neigungen in der Nation zu schwinden, die Klöster leerten sich, in der Kirche selbst breitete sich ein Geist der Ermattung aus; blieben auch die alten Edikte gegen die Hugenotten noch in Kraft, tatsächlich ward ihnen dennoch, eben seit dem Jahr, da die Verfolgung der Jesuiten in Frankreich ernstlich begann (1767), Duldung im bürgerlichen Leben gewährt. Es schien fast, als würde die französische Kirche selbst dem Staate zur Revision ihrer Mängel die Hand reichen; sogar zur Bildung einer Kommission für die Untersuchung bestehender Mängel gab sie sich her. Aber sie dachte nicht daran, ihre korporativen Rechte und alle Ansprüche auf die Führung der Seelen aufzugeben; sowie auch die Regierung, selbst wenn sie es gewollt hätte, niemals daran hätte rühren dürfen. Sie blieb trotz allem — mochten auch wohl ihre Hirten selbst die ganze Bildung und Anschauungsweise des Jahrhunderts der Aufklärung in sich aufgenommen haben — die Kirche von Trient; kein Tüttelchen ihres Dogmas gab sie preis, und sie behielt die Massen dabei in der Hand; auch in diesen war der Geist der Gegenreformation noch weithin lebendig.

Und dies bleibt die Signatur aller Versuche, das alte System mit den neuen Gedanken zu versöhnen. Unter dem wachsenden Druck der allgemeinen Lage von der öffentlichen Meinung gefordert, von der Regierung wohl oder übel aufgenommen und gefördert, von den Korporationen selbst mehr oder weniger gebilligt, sogar beraten, zeitigen sie doch immer nur kümmerliche Ergebnisse, um schließlich alle mit völligem Mißerfolge zu enden.

*

Es ließe sich nun vielleicht denken, daß ein fester Wille der Regierung, wenn sie nur den Frieden aufrecht erhalten hätte, doch noch alle Hindernisse, die ihr die inneren Gegner bereiteten, hätte überwinden können. Und daß den Feinden Frankreichs zunächst nichts daran lag, den Kampf zu erneuern, sahen wir. Aber die Aufgaben der auswärtigen Politik waren geblieben und die alten Allianzen noch auf beiden Seiten in Kraft. Durften also überhaupt die rivalisierenden Mächte es ruhig mit ansehen, wenn in Frankreich Reformen durchgeführt wurden, deren ausgesprochenes Ziel war, die Monarchie so stark zu machen, daß sie ihre alte Stellung in der Welt wieder einnehmen konnte? Oder ließen sich Fälle denken, die es Frankreich selbst nicht mehr erlaubten, tatlos beiseite zu stehen? Eine solche Gelegenheit trat nun aber bald in der Tat an Frankreich heran, günstiger als sie ihm jemals geboten war: der Abfall der ältesten, stärksten und zukunftsreichsten Kolonie seines ewigen Gegners; Neuengland versagte der Regierung seines Mutterlandes den Gehorsam.

Es ist der französischen Regierung schwer genug geworden, einen Entschluß zu fassen, den die ernstesten und einsichtigsten Förderer der Reformen widerrieten, und der diese

unvermeidlich ins Stocken bringen mußte; sie hat jahrelang gezögert, bevor sie sich den amerikanischen Rebellen, die ihre Hand ihnen weit entgegengestreckt hatten, verschrieb. Aber in der Tat kann man fragen, ob hier nicht eine Notwendigkeit vorlag, einer der Fälle, die es unmöglich war zu umgehen. England freie Hand gegen die Abtrünnigen geben, die, wenn sie allein gelassen wurden, sicherlich erliegen mußten, hieß für Frankreich, sich selbst der Möglichkeit berauben, einen Keil in die angelsächsische Welt zu treiben und die verlorenen Stellungen jenseits des Meeres jemals wieder zu gewinnen. Hat doch hundert Jahre später der zweite Bonaparte noch einmal das Würfelspiel um den gleichen Gewinn gewagt! Daß Spanien mitgehen würde, stand außer Frage; und durfte man diesen Alliierten, mit dem Frankreich so viele Momente seiner inneren und äußeren Politik gemeinsam hatte, allein im Spiel lassen? In dem Krieg der sieben Jahre war das System niedergebrochen, das jetzt von innen her im Erliegen war. Und nicht die äußere, sondern die innere Politik der Krone hatten die Neuerer bekämpft; gerade daß ihr die Kraft fehle, die Stellung, die Frankreich einst in der Welt innegehabt, zu behaupten, warfen sie der Krone vor. So kam die Aussicht auf Erfolge der auswärtigen Politik den Ideen der Reformen selbst zu Hilfe. Die erwerbenden Schichten, die sonst die ergebensten Anhänger der Reformpartei stellten, hielten sich diesmal eher zurück; ihr Interesse war nach innen gerichtet, auf die Sicherung ihrer Kapitalien, die in den vielen Anleihen der Krone steckten, und deren Verlust sie durch die neuen Schulden, die der Krieg mit sich bringen mußte, fürchteten. Die Führer der neuen Richtung, der „Patrioten“ (dieser Name ward ihnen bald gegeben), kamen zum guten Teil aus dem hohen Adel selbst, der sich im Prinzip niemals ablehnend gegen die Belebung des nationalen Geistes verhalten hatte: der Marquis von Lafayette, der Graf von Rochambeau, der Duc de Biron und wer wie sie dachte. Neben ihnen Literaten, wie Brissot, und große Bankherren, die ihre Rechnung gerade auf den Krieg gestellt hatten. Bei Hof war der Enthusiasmus für den Krieg allgemein. Die Königin selbst, die in der Erhaltung ihres Hauses an der Seite Frankreichs, welche damit gesichert schien, das Ziel ihres Ehrgeizes sah, wandte ihre Gunst ihnen zu. Es war das junge Frankreich, das in ihnen allen zu Worte kam. Reaktionäre und liberale Gedanken gingen miteinander und ordneten sich demselben Ziele unter.

Und wirklich: der große Wurf gelang. Nach soviel Niederlagen war es der erste Sieg über England. Freilich nicht zur See. Diese blieb in den Händen des Rivalen; und auch die Besitzungen, die Frankreich früher eingebüßt hatte, Kanada vor allen, blieben verloren; nur im Frieden konnten die Franzosen noch hoffen, die Freiheit der Meere zu genießen, die Reichtümer der Neuen Welt zu gewinnen und die Verbindung mit ihren alten Kolonien und den neuen Freunden zu erhalten.

Bald sah man sich auch in dieser Hoffnung getäuscht. Man hatte Lorbeeren gewonnen, aber sein Geld verloren; neue Anleihen waren gemacht worden, um den Krieg zu finanzieren, und bald, um auch nur über die Bedürfnisse des Tages hinwegzukommen; das Budget war unerträglich belastet und das Defizit ins Ungeheuerliche vermehrt. Und dazu hatte man eine Erfahrung zurückgebracht, welche die Befreiten ihren Befreiern später, in den Zeiten der Nationalitätenkämpfe, so oft bereitet haben: die Hilfe, die sie von diesen erfuhren, zu vergessen. Nationale Gemeinschaft, soziale politische und religiöse Verbindungen trieben die Befreiten wieder den alten Heimatsgenossen zu; die Trennung selbst weckte die Sympathien auf beiden Seiten des Meeres von neuem. Frankreich hatte dem allem nichts Gleichwertiges entgegenzusetzen. Nicht einmal in der Wirtschaft kam es den Engländern zuvor; gerade sie knüpfte die neue und die alte Nation fester noch als vordem zusammen.

So war auch dieser Krieg im Grunde eine neue Niederlage geworden, eine neue Stufe wenigstens zum Niedergang der alten Monarchie, der nun mit Riesenschritten herannahte. Schon stand der Staatsbankrott vor der Tür. Nichts aber hatte die Krone mehr zu fürchten. Denn damit wurden tausend und aber tausend Interessen ihrer Untertanen verletzt, weil alle Anleihen im Lande selbst aufgelegt waren: der Reichtum Frankreichs, die Arbeit von Millionen hing an den Geldern, die in die Kassen der Regierung flossen, ohne daß diese dem Lande Rechenschaft darüber hätte zu geben brauchen.

Um dem Sturm zu begegnen, wandte sich der König noch einmal an die Kreise, aus denen aller Widerstand gegen die Reformabsichten der Krone stammte; er berief, dem Beispiel seiner Vorfahren folgend (Dezember 1786), eine Anzahl von „Notabeln“ des Landes, einen sorgsam ausgewählten Ausschuß aus den im Staat und in der Gesellschaft vorwaltenden Schichten, um mit ihm gemeinsam zu beraten und seine Mitglieder zum freiwilligen Verzicht auf einen Teil ihrer Vorrechte zu veranlassen. Es ward nur wieder das alte Schauspiel: der Anfang scheinbare oder zum Teil ehrlich gemeinte Bereitschaft, dem Staate zu helfen, der Schluß ein Auseinandertreten nach den Interessen, auf die ein jeder Anspruch machte, und als Gesamtergebnis die Vermehrung der Verwirrung, der Eifersucht und des Hasses gegeneinander, der Kampf aller gegen alle. Nicht mit Unrecht ist gesagt worden, daß mit dieser Versammlung die Revolution begonnen habe. Der Strom

des Verderbens war nicht mehr aufzuhalten. Alle Versuche, ihn zu hemmen, und die Reformen selbst vermehrten nur den unerträglichen Druck, der auf dem Volke lastete. Was man vermeiden wollte, war bereits da: man litt (so das Zeugnis eines berühmten Zeitgenossen) unter den Nachteilen der Anarchie, glaubte aber, die des Despotismus zu empfinden. Immer deutlicher stellte sich heraus, daß dieser Staat nicht reformierbar war, daß nur eine radikale Erneuerung der Gesellschaft die Macht schaffen konnte, nach der die Nation sich sehnte, und das Recht, auf das sie einen Anspruch hatte.

In dieser Not entschloß sich der König, von seinen Beratern gedrängt, zu einem Schritt, der die Entscheidung bringen mußte: er rief die Generalstände ein, die alte Gesamtvertretung des Landes, jedoch mit dem Unterschied gegen die alten Formen, daß der dritte Stand, der nun nicht etwa die Kommunen, die Städtebewohner, sondern alles, was unterhalb des ersten und zweiten Standes lebte, zusammenfassen sollte, die doppelte Anzahl von Vertretern erhielt, also 600 von den gut 1200 Vertretern der Gesamtheit. Es war nicht der Weg Vaubans, sondern der Weg Fénélons, von dem der Träger der Krone das Heil seines Landes erwartete, und er blieb genau an dem Punkte stehen, über den auch der Bischof nicht hinausgegangen war: ohne irgendein Programm zu geben, ohne die Linie zu bezeichnen, welche die Krone einhalten wollte, überließ er der kommenden Versammlung, die, wie die der Notabeln, nicht eine aus eigenem Recht beschließende, sondern nur mit der Regierung gemeinsam beratende Körperschaft sein sollte, die Entscheidung darüber, wie sie sich zu der Krone stellen würde.

*

Wenn wir von hier aus den Anteil, den die Ideen der französischen Aufklärer, von Voltaire bis Rousseau, an dem Ausbruch der Revolution gehabt haben, betrachten, so wird er uns geringer erscheinen müssen, als die landläufige Auffassung es wahrhaben will. Man hat ihren Lehren, die in ihrer radikalen Gestaltung nichts von dem historisch Stabilierten aufrecht erhalten, die Konfessionen auf Pfaffentrug zurückführen, den natürlichen Instinkten den entscheidenden Einfluß auf jedes Leben zuschreiben, alles, was Staat und Gesellschaft zusammenhält, auf Willkür, Egoismus oder geistlosem Aberglauben aufbauen und Familie, Vaterland, alle Ideale als Konvention auffassen wollen, einen tiefen, zum Teil entscheidenden Einfluß auf die Entstehung und den Gang der Revolution zugeschrieben, und hat darüber vergessen, daß jene Männer selbst kaum daran gedacht haben, solche Anschauungen im Staat und in der Gesellschaft zu verwirklichen; daß sie für niemand anders schrieben, als für die gebildete, die vornehme, ja die herrschende Gesellschaft selbst, in der sie sich (Rousseau mit eingeschlossen) allein wohl fühlten, auch wenn sie von Haus aus, wie es die Regel war, nicht dazu gehörten. Wie sie über das Hinaustragen ihrer Gedanken in das Publikum dachten, hat der Patriarch der Aufklärung, hat Voltaire an hundert Stellen seiner Schriften unbekümmert ausgesprochen: daß seine Lehre nur für die anständigen, d. h. die gebildeten Leute wäre, und daß für die Knechte und Mägde die dümmste Religion grade gut genug sei. Für ihn und seinesgleichen war die Philosophie und jedes Räsonnement über Gott und Welt, Natur und Menschheit, Kirche und Staat, Moral und Gemüt ein Unterhaltungsmittel, wie andere Ergötzlichkeiten und Passionen auch. Ihre Lehren gehörten den Privilegierten, zu denen sie im Grunde sich selbst rechneten; sie beanspruchten, wie Hippolyte Taine fein und treffend bemerkt, das „Privileg des Witzes". Selbst Rousseau hat auch nur den kleinsten Angriff auf die alte Monarchie als Anmaßung und Torheit verworfen.

In der Tat drangen ihre Lehren in die Tiefen kaum hinein. Was diese bewegte, kann man in den „Cahiers" finden, d. h. in den Verzeichnissen, welche die Wähler zu den Generalständen ihren Vertretern mitgaben, in die sie alle ihre Beschwerden und Wünsche, altem Herkommen gemäß, aufgenommen hatten, und die heute in sechs Bänden wohlgeordnet jedermann zugänglich sind. Wohl ist in den Cahiers des Klerus (während der Adel und der dritte Stand über solche Fragen meist ganz hinweggehen) von jenen zersetzenden Lehren mehrfach die Rede, jedoch immer in dem Ton der Beschwerde und der Anklage, zuweilen im Zusammenhang mit der Klage über die Angriffe auf Religion und Kirche, etwa über die Vertreibung der Jesuiten als den Anfang des Übels, oder auch gegen das Überhandnehmen der Ketzerei. Dagegen ist ein Wort für jene Lehren nirgends zu finden. Der Name Rousseaus z. B. wird kaum genannt; erklärlich genug, da sein Contrat social erst Ende 1788 in weiteren Kreisen bekannt geworden ist, zu einer Zeit, da niemand mehr die Entwicklung zur Revolution hätte aufhalten können. Mit Recht hat ein Bearbeiter jener reichhaltigsten Quelle für die Ursachen der großen Revolution geurteilt, daß Tocqueville und Taine, wenn sie dieselbe mehr studiert hätten, den Fall des alten Regimes besser verstanden haben würden; sie würden gemerkt haben, daß die Nation, wie Mirabeau sagt, weit eher durch die Empfindung für ihre Übel und die Fehler der Regierung als durch den Fortschritt der Aufklärung für die Revolution reif war. Die entgegengesetzte Auffassung, welche vor allem Hippolyte Taine in zugespitztester Form vertreten hat, ist so falsch, daß man eher umgekehrt sagen könnte: die Revolution wäre gekommen, auch wenn

Montesquieu und Rousseau und alle Enzyklopädisten niemals gelebt hätten. Sie haben mit dazu geholfen, die Bahn freizumachen, auf der die Revolution sturmatmend heranzog, aber um in den Tiefen zu wirken, waren sie viel zu machtlos; und ihre positiven Wirkungen beginnen gerade erst in dem Moment, wo die Vertreter des dritten Standes — und das war wirklich die Nation selbst — inmitten der Anarchie, der auch sie im Moment ohnmächtig gegenüberstanden, die Macht in die Hand nahmen. Von da ab bieten sie, vor allem die Schriften Montesquieus und Rousseaus, allerdings den Parteien der Nationalversammlung die Formeln, in denen diese ihre Tendenzen ausdrücken und damit die Massen hinter sich herziehen und den Kampf mit den alten Mächten und deren Ideen durchführen konnten. Ihnen aber eine unmittelbare Einwirkung auf den Ausbruch der Revolution einräumen zu wollen, ist ebenso abwegig, als wenn wir etwa den Abfall Neu-Englands von Groß-Britannien und die Ausbildung der amerikanischen Nationalität, die ihm folgte, auf die von Rousseau entliehenen Sätze über die Menschenrechte zurückführen wollten, mit denen Franklin und seine Freunde ihre Verfassung zu schmücken für gut fanden, dieselben „Freiheitsschwärmer", die in ihr neues Staatswesen ihre schwarzen Sklaven mit hinüberbrachten.

Wollen wir das Schauspiel, das wir in seinen Hauptzügen skizziert haben, in seinem Grundgedanken erkennen, die „Zeit", die Jahrzehnte, die es erfüllte, um noch einmal mit Hegel zu reden, „im Gedanken erfassen", so genügt dazu ein einziges Wort: Selbstzersetzung. Der alte französische Staat, längst von innen her unterwühlt und vermorscht, unfähig, die gewaltig ausgreifende Kraft der Nation zu tragen, sank in sich zusammen. Um das ungeheure Ereignis zu verstehen, mußten wir von der Stellung der Monarchie in der allgemeinen Politik, von ihrem Kampf gegen England ausgehen; denn die Niederlagen, die sie darin erlitten, waren es gewesen, die sie auf den Weg der Reformen gedrängt hatten. Nur so hatte sie hoffen können, ihre alte Weltstellung wieder zu gewinnen, ihren Anspruch auf die Führung der Nation zu behaupten und damit ihrer Vergangenheit treu zu bleiben. Daß sie darin schon bei dem ersten Appell an die Nation versagte, in einem Moment, wo die beiden Machtgruppen in Europa im Frieden miteinander lebten, ist der stärkste Beweis für die Notwendigkeit der Revolution und für ihr Recht vor der Geschichte.

Gedichte

Herbstabend. Von Hans Much

Herbstabend. Starker Duft verwelkter Blätter.
Hauch der erfüllten Pflicht. Und Sommerwärme.
Geruch getanen Tagwerks wird zum Retter
Aus trüben Treibens wirr verworrenem Lärme.

Die Welteneimer steigen auf und nieder
In wechselhafter wundersamer Füllung.
Aus Einst und Heute und aus Immer-Wieder
Webt wirkend sich die heilige Enthüllung.

Dunkles Los Von Kurt Lange

Abend strahlt aus den Asphaltseen
Um meine Füße . . .
Wie ist es so wunderlich süße
Und traurig, über die Erde zu gehn.

Goldene Saat
Treiben die Äcker der Freudevollen,
Aber zur Mahd
Schlägt sie ein Wetter hinab in die Schollen.

Dornen und Sand
Tragen die Felder der Friedelosen.
Aber um ihres Grabmals Rand
Schlingen sich süß die Rosen.

Die deutschen Pferderassen

Von Gustav Rau

Mit 12 Gemälden von Wilhelm Westerop, Potsdam

Auch diejenigen, die sich für Pferdezucht und für die Verwendung des Pferdes weniger interessieren, haben oft in den beiden letzten Jahren gelesen, daß bei dem immer stärkeren Aufkommen des Autos und des Motors die Verwendung des Pferdes stark zurückgehe. Noch bedrängter sollte nach solchen Alarmnachrichten die Lage des Pferdes in der Landwirtschaft und in der Industrie sein, da dort Lastautos, Trekker, „eiserne Pferde" und andere Motoren das Pferd bald völlig verdrängen würden. Die beiden großen Organisationen der deutschen Pferdezucht, der „Reichsverband für Zucht und Prüfung deutschen Warmbluts" und der „Reichsverband der Kaltblutzüchter Deutschlands", haben daraufhin die Unentbehrlichkeit des Pferdes auch für die Zukunft sehr schlagend nachgewiesen. Es gibt wohl Betriebszweige, die in einzelnen Gliedern vom Pferde abwandern. Die Verwendung des Pferdes findet aber hierfür reichlichen Ersatz durch Betriebe, die, aus kleinen Verhältnissen heraus stark anwachsend, für das Pferd reif werden.

In vielen Fällen ergänzen Auto und Pferd sich sogar.

Das Jagdreiten in Berlin nimmt immer weiteren Umfang an, weil das Auto den Reitern die Möglichkeit gibt, in kurzer Zeit zum Stelldichein für die Jagd in die Umgebung Berlins zu gelangen und nach der Jagd wieder schnell zu Büro und Arbeit nach der Großstadt zurück. Das Bild der Zusammenarbeit von Pferd und Auto in der Landwirtschaft ist ganz ähnlich. In den großen Betrieben, die Motoren anschafften, mußten auch die Pferde vermehrt werden, weil die ganze landwirtschaftliche Arbeit in allen Betriebszweigen an Ausdehnung gewinnt und vor allem schneller geleistet werden muß. Das Pferd tritt hier als Bindeglied zwischen der Arbeit der Maschinen auf.

In den kleinen landwirtschaftlichen Betrieben wird der Motor niemals Fuß fassen können, weil er zu teuer und zu einseitig ist. Hier wird für immer das Pferd der beste Motor bleiben, vor allem das schwere warmblütige (halbblütige) Pferd, dessen Hauptwert in seiner Vielseitigkeit liegt. Es zieht den Pflug und reißt die Scholle auf, es bringt auch im tiefsten Boden die Getreide-, Kartoffel- und Rübenernte vom Acker in die Scheunen oder Mieten, zieht im raschesten Schritte den Heuwender und fährt den Heuwagen im drohenden Gewitter im Trabe ein. Vor den Kutschwagen gespannt, befördert es seinen Besitzer in schlankem Trabe nach der Stadt. Als Reitpferd gesattelt, trägt es seinen Besitzer über die Felder und gestattet ihm, zur Erholung und Abwechslung, an reitsportlichen Unternehmungen teilzunehmen. Als Stute bringt es jedes Jahr ein Fohlen und vermehrt das Kapital. Demgegenüber steht der Motor mit dem teuren Betriebsstoffe und den immer notwendigen Reparaturen. Pferdehaltung und Pferdebetrieb werden für den deutschen Landwirt in der eigenen Wirtschaft immer das billigste sein, denn besonders nach dem Kriege ist die ganze Zucht von Warmblutpferden in die Sicherheiten gebende Richtung eingeschwenkt, daß die Fohlen erzeugende Mutterstute auch das passendste landwirtschaftliche Arbeitspferd für den Landwirt ist. In allen deutschen Pferdezuchtgebieten sehen wir die Mutterstute des züchtenden Landwirts auch als Hauptträgerin von dessen gesamter Wirtschaft, da sie jede vorkommende Arbeit verrichtet.

In Amerika, dem Lande der Motoren, nahm die große Bewegung „Zurück zum Pferde", die jetzt auch Europa ergriffen hat, ihren Ausgang. Man fand dort bald, daß Lastauto und „Eisernes Pferd" für den Betrieb in den Großstädten teuerer als Pferdehaltung sind, weil das oftmalige Anhalten die Maschinen schnell abnutzt und weil Lastauto und „eisernes Pferd", durch den Riesenverkehr der Großstädte behindert, auch nicht schneller vorwärts kommen als Pferdegespanne, daher ihre größere Schnelligkeit nicht ausnützen können.

Das Merkwürdigste ist Ereignis geworden: Während sich das große Publikum einbildet, in Berlin fast keine Pferde mehr zu sehen, hebt sich die Anzahl der Pferde in Berlin dauernd. Sie betrug nach den Zählungen in den Jahren 1924, 1925 und 1926 (jeweils am 1. Dezember): 44 663, 45 934 und 46 800.

Die Statistik weist auch untrüglich nach, daß die Anzahl der Pferde in Deutschland nicht zurückgeht. Deutschland besaß im Jahre 1913 3 806 705 Pferde. Die Zählung vom 1. Dezember 1925 ergab für Deutschland 3 916 914 Pferde. Nach dem eben veröffent-

lichten Ergebnis der Zählung vom 1. Dezember 1926 gibt es in Deutschland 3 868 623 Pferde. In einem Jahre ist die Zahl um die eigentlich nicht nennenswerte Ziffer von 48 000 zurückgegangen, die aber nur die Fohlen und Jährlinge trifft, während die älteren, also die arbeitenden Pferde zugenommen haben.

Die Pferde jeder Epoche spiegeln wider die Ansprüche und Verhältnisse der einzelnen Zeitabschnitte. Nach dem Kriege, als Deutschland arm geworden war, kam es zustande bringt. Man züchtete gleichzeitig auf praktischere Formen. Die einzelnen Zuchtgebiete betätigten sich in diesen Bestrebungen um die Wette, und in einem regen Eifer wurden die festgestellten Erfolge erzielt. Die Verstärkung des deutschen Warmblutpferdes aller Rassen ist bis zu einem Grade gediehen, den man früher nicht für möglich gehalten hätte.

Meister Wilhelm Westerop ist derjenige deutsche Künstler, der es am besten versteht, das moderne deutsche Warmblut(Halbblut)-

Holsteiner Stute „Optima" (12619). Apfelschimmel mit Fuchsfohlen
Züchter: Albert Kühl in Beidenfleth; Besitzer: Ernst Kühl in Neuenbrook

darauf an, ein Warmblut(Halbblut)pferd zu züchten, das alle Anforderungen erfüllen konnte, das also Reit- und Wagenpferd war und auch als Zugpferd verwendet werden konnte. Man hat das nach dem Kriege durch einheitliches Vorgehen und zielbewußte Leitung im Zeitraum von acht Jahren fast durchweg in einem wirklich bewunderungswürdigen Ausmaße erreicht. Man mußte in allererster Linie auf größere Knochenstärke, auf mehr Kaliber züchten und erreichte das durch richtige Auswahl des Zuchtmaterials, vor allem der Hengste, sowie durch bessere Fütterung, die eine frühere und mächtigere Entwicklung der Produkte pferd in seiner besten Form der Steigerung des Kalibers und der typreinen praktischen Form darzustellen. Die deutschen Züchter waren sich immer darüber einig, daß unter Verstärkung und moderner Form Schönheit, Adel und weitausschweifende, schwungvolle Bewegungen nicht zurückgehen dürften. Westerop hat in seinen Bildern anfeuernd auf die Züchter gewirkt, indem er ihnen den erstrebenswerten Typ der einzelnen Rassen immer wieder vor Augen hielt.

So ist heute in der deutschen Warmblutpferdezucht der größte Teil der Arbeit getan. Es handelt sich jetzt vorwiegend darum, den Züchtern den Absatz ihrer Produkte zu gün-

Oldenburger Hengst „Blanko“ (3357)
Züchter: J. Garlichs in Schurfen; Besitzer: Jacobus Dann in Jever

stigen Bedingungen zu sichern und sie zu veranlassen, ihre Produkte für den Gebrauch als Reit- und Wagenpferd möglichst weit vorzuarbeiten. Zu diesem Zwecke hat man die gewaltige Organisation der ländlichen Reit- und Fahrvereine geschaffen, die heute jedem jungen Züchter und Landwirtssohne Unterricht im Reiten und Fahren ermöglichen und ihm die Kenntnisse und Fertigkeit geben, die jungen Pferde seines Vaters für den Verkauf nach der Stadt vorzubereiten. Denn je besser die Ausbildung eines Pferdes ist, desto höher der Preis.

Pferde mit Leistungen werden besonders hoch bezahlt. An den Hunderten von ländlichen Reit- und Fahrturnieren, die in Deutschland stattfinden, vermag sich jeder Liebhaber von Pferden geeignetes Material, das an den Turnieren auf Leistungen geprüft wird, auszusuchen.

Deutschland besitzt vor allem in den nördlichen Gebieten eine Anzahl alter, seit über hundert Jahren auf gleichem Blute aufgebauter Pferderassen, die auf der ganzen Welt bekannt sind und an deren klarer Eigenart nicht zu rütteln ist. Auch der Pferdelaie kann nach kurzer Übung einen Ostpreußen von einem Hannoveraner, einem Oldenburger oder einem holsteinischen Marschpferde unterscheiden.

Das größte geschlossene Zuchtgebiet ist heute die Provinz Hannover, die züchterisch immer weiter ausgreift, so daß die ganzen umgebenden Gebiete von Mecklenburg und, darüber hinaus, Pommern, ferner von Schleswig-Holstein, dem nördlichen Brandenburg und Westfalen eine erweiterte hannoversche Zucht sind. Das hannoversche Warmblutpferd von heute ist schön und gediegen in der Form, sehr knochenstark, ausgezeichnet im Temperament, für jeden Zweck angenehm im Gebrauche. Es zieht schwere Lasten, fällt durch seinen raumgreifenden, erhabenen, schwungvollen Gang als Wagenpferd auf und stellt ein Reitpferd dar, wie es sich der Reiter nicht besser wünschen kann. Man findet die hannoversche Zucht in ihrem Ursprungslande am meisten verbreitet und in den besten Exemplaren in den Ufergebieten der Elbe und der Weser. Es breiten sich längs diesen Strömen mächtige Weiden, üppige Grünlandflächen aus, die für das Gedeihen von wirklich guten Pferden unerläßlich sind.

Wer das härteste, unverwüstliche Leistungspferd haben will, der muß ostpreußische Pferde kaufen. Diese große Provinz mit ihren weiten, welligen Ebenen, ihren grünen Weiden, ihrem rauhen Klima eignet sich besonders zur Zucht eines harten,

„Hassan". Koheilan-Araber von der Race Mancki, Hauptbeschäler im Arabergestüt Roeblingen

Hannoveraner Hengst. Dunkelfuchs

Rheinisch-belgischer Hellrotschimmel-Hengst „Remus"
Züchter und Besitzer: Herr Scheibke in Jerschendorf (Schlesien)

widerstandsfähigen Pferdes, das in den Strapazen des Weltkrieges der Welt bewies, daß es über Leben und Tod erhaben ist. Denn der Ostpreuße versagte nicht, mochte das Futter noch so knapp sein. Sein Nerv und sein Blut triumphierten. Er war immer da. Er ist als Reitpferd wohl nicht ganz so gefügig, so entgegenkommend für

Traberrennen

Schleswiger Hengst „Falk“. Mittelfuchs

den Reiter wie der Hannoveraner, aber er hält ewig, und wer von seinem Pferde große Leistungen verlangt, wird sich schwerlich zu einem andern Pferde entschließen, wenn er einmal einen Ostpreußen gehabt hat. Dabei ist er nicht nur Reitpferd, sondern ein un=

Vollblüter im Endkampf

ermüdliches Wagenpferd, dem man auch jede Arbeit im schweren Zuge zumuten kann. Er leistet die Zugdienste nicht nur auf dem sandigen Boden, sondern auf dem schwersten Lehmboden Ostpreußens mit Zuckerrübenbau läßt er seinen Besitzer nicht im Stich. Eisenhart sind die Beine des Ostpreußen, und auch lange Tätigkeit auf den härtesten Straßen kann ihnen nichts anhaben.

Von allen deutschen Landesteilen ist Oldenburg in seinen Zuchtgrundsätzen von jeher am strengsten geblieben. Dort sitzen die geborenen Züchter. Seit Jahrhunderten halten sie an ihrem Pferde fest, und sie haben im vorbildlichen Zusammenwirken mit den Regierungsstellen die Pferdezucht zur höchsten Blüte gebracht. Oldenburg ist dasjenige Land, welches seit langem ein sorgfältig ausgearbeitetes Gesetz für die Pferdezucht besitzt, dessen Bestimmungen Reinzucht verlangen und diese Zucht so ausgezeichnet regeln, daß das oldenburgische Gesetz in seinen Grundzügen auch von Mecklenburg übernommen worden ist. In der Verstärkung des Pferdes haben die Oldenburger Außerordentliches geleistet.

Sie haben es verstanden, Warmblüter zu züchten, die den schwersten Kaltbluthengsten an Gewicht nicht nachstehen, und es gelang ihnen, diesen Pferden eine außerordentliche Beweglichkeit zu erhalten.

Der Oldenburger gedeiht nicht nur auf den schweren Weiden des oldenburgischen Küstengebietes und des rechten Weserufers, sondern auch im südlichen Oldenburg, das Sandboden hat, züchtet man ein ausgezeichnetes schweres Oldenburger Pferd.

Oldenburgs Einfluß auf diejenigen Gebiete Deutschlands, die nicht selbst alte Stammzuchtgebiete sind, ist immer ein besonderer gewesen. Viele Gegenden, die ein starkes, warmblütiges Arbeitspferd haben wollen, lehnen sich züchterisch ganz an Oldenburg an, vor allem fast die gesamte Provinz Schlesien, der Freistaat Sachsen, Hessen-Nassau, Teile der Provinz Sachsen und im Süden Baden und große Bezirke von Bayern. Hier muß man besonders das Rottal nennen, wo Oldenburger Blut in ausgezeichneter Weise wirkt. Das beste Temperament der Welt zeichnet den Oldenburger aus. Er ist gutmütig und willig. Im Acker und im Arbeitsgeschirr überhaupt ein ideales Pferd, gibt er durch stolze Haltung und blendenden Trab ein vorzügliches Wagenpferd ab. Diejenigen, die ihm die Eigenschaften eines Reitpferdes absprachen, sind eines Besseren belehrt worden. Die ländlichen Reitervereine Oldenburgs haben manchen Triumph für den Oldenburger als Reitpferd zu verzeichnen gehabt, konnten sie doch die großen Reichswettkämpfe in Ham-

Ostpreußischer Wallach „Magnat“
Vielfach auf Turnieren prämiiert. Besitzer: Paul Oetker, Krefeld

Vierspänner mit schwarzbraunen ostfriesischen und Oldenburger Stuten

Vielfach prämiierter Zweispänner mit der Oldenburger Stute „Christa" (Züchter: Müller-Hermannshausen) und der ostfriesischen Stute „Prinzeß" (Züchter: Lockers-Beschotenweg). Besitzer: W. Dietrichs-Görlitz

Trakehner Wallach in Sprung

burg und in Berlin auf oldenburgischen Pferden gewinnen.

Das Oldenburg benachbarte Zuchtgebiet von Ostfriesland stellt ein Pferd, das mehr und mehr dem Oldenburger völlig entspricht. Es ist gute, gesunde, kernige Ware, die in Ostfriesland heranwächst. Das ostfriesische Pferd ist kokett und harmonisch in der Form und hat immer einen gefälligen Schmiß. Die Ostfriesen haben auch stets gute Reitpferde abgegeben. Sie waren bei der Infanterie als Offizierspferde beliebt. Tausende von Offizieren haben sich auf diesen gutmütigen, flotten, ausdrucksvollen Pferden mit ihrem schön aufgesetzten Halse, dem eleganten Schwunge der ganzen Figur, der prallen Muskulatur, dem immer glänzenden Haare wohl gefühlt. Es waren meist Braune mit weißen Abzeichen.

In Schleswig-Holstein finden wir ein großes Pferdezuchtgebiet. Es herrscht züchterisch eine Art Dreiteilung. Im nördlichen Schleswig gedeiht ausgezeichnet das schleswigsche Kaltblutpferd im engen Anschluß an die dänische Zucht. Das ist ein wirklich harter Kaltblüter mit guten Bewegungen. Die östliche Seite von Holstein und der Mittelrücken arbeiten auf der Basis hannoverschen Blutes. In der holsteinischen Marsch, das ist an der rechten Elbeniederung und an der Meeresküste, welche Norder-Dithmarschen und Süder-Dithmarschen bespült, begegnet uns eine uralte, äußerst sympathische Rasse, die immer eine Art Weltgeltung gehabt hat. Die holsteinische Marsch hat mit ihrem holsteinischen Marschpferde Jahrhunderte hindurch einen großen Teil Europas mit hochklassigen Karossiers versorgt. Der Typ des holsteinischen Marschpferdes unterscheidet sich klar von den andern deutschen Rassen. Die Pferde sind unter sich vollkommen ausgeglichen und trockener in der ganzen Struktur, vor allem in den Beinen als die andern deutschen Marschpferde. Die stolzen Figuren, die mächtigen, schönen, schlanken Hälse geben ihnen etwas Erhabenes und Feierliches, ein Eindruck, der durch den kadenzierten Gang verstärkt wird. Der Holsteiner ist in erster Linie Wagenpferd. Für den Landwirt durch seine eherne Arbeitskraft, seine Gesundheit und sein ausgezeichnetes Temperament als landwirtschaftliches Arbeitspferd nicht zu überbieten! Es gibt auch manches tüchtige Reitpferd, doch überwiegt der Wagenpferdcharakter der holsteinischen Marschrasse.

Deutschland besitzt wie jedes andere Land in seiner Zucht des englischen Vollblutpferdes und in seiner Traberzucht zwei Spezialzuchten, bei denen alles auf die große Leistungsfähigkeit in schneller Gangart gerichtet ist. Der Krieg hat hier unendliche Werte vernichtet, doch wurde auch dort mit viel Willenskraft das Verlorene wiedergewonnen.

Eine weitere Spezialzucht, die sich auf eine Anzahl von Gestüten in allen verschiedenen Gebieten Deutschlands verteilt, besteht in der Zucht des seinem Ursprung nach auf England zurückgehenden Hackneys. Hier gilt es ein Wagenpferd vom höchsten Glanze mit ungemein hohen, auffallenden Trabbewegungen zu züchten. Das ist gelungen. Trotz Auto gibt es immer noch viele Leute, die an einem Paar besonders auffallender Wagenpferde Gefallen finden. Solche Liebhaber greifen vielfach auf den Hackney, dessen Zucht in Deutschland durch einen besonderen Züchterverband gefördert wird, aber ohne Einfluß auf die allgemeine Landespferdezucht bleibt, da es sich doch nur um ein Luxuspferd handelt, während heute Vielseitigkeit Gesetz ist.

Die Zucht des sogenannten „kaltblütigen“ Pferdes, auch „Schrittpferd“ und „Lastpferd“ genannt, hat sich, von der Rheinprovinz ausgehend, allmählich über ganz Deutschland verbreitet, überall dort, wo der Platz von dem alteingesessenen Warmblutpferde nicht besetzt ist. Die Rheinprovinz ist in der Zucht des schweren kaltblütigen Pferdes auf belgischer Blutgrundlage führend. Man hat dort Außerordentliches geschaffen, so daß die Rheinprovinz Zuchtmaterial an die meisten deutschen Kaltblutbezirke abgeben kann.

Auf derselben Blutgrundlage arbeitet man in weiten Gebieten der Provinz Sachsen, wo man nach den ersten Versuchen mit englischen Shires und Clydesdales mit Konsequenz zu dem belgischen Blute überging. Erfahrene Fachleute stellen die Kaltblutzucht der Provinz Sachsen in ihren besten Teilen auf eine Höhe mit der Rheinprovinz. Recht gute Kaltblutpferde wachsen auch in den an die Rheinprovinz angrenzenden Teilen der Provinz Westfalen, die zudem eine gute starke Warmblutzucht trägt. Schlesien hat dort, wo es Kaltblut züchtet, in bemerkenswertem Eifer seiner Züchter sehr erfolgreich gearbeitet.

Auch in Südhannover gibt es ausgezeichnete Kaltblutpferde. Einen mittelschweren, praktischen Kaltblüter mit belgischem Blute hat sich die Provinz Hessen-Nassau geschaffen. Der schleswigsche Kaltblüter wurde bereits genannt. Im südlichen Bayern finden wir in dem Noriker, dem sogenannten „Kaltblüter der Alpen“, einen Schlag von harter Leistungsfähigkeit im Auf und Nieder der gebirgigen Gegenden, ein Pferd von großer Lungenkraft und langer Lebensdauer.

Vom Sinn der Höflichkeit

Zur Psychologie der gesellschaftlichen Formen

Von Richard Müller-Freienfels

Die Höflichkeit, eine so hübsche Sache sie ist, steht doch nicht überall in gleich gutem Rufe. Man mißtraut ihr ein wenig und hält gelegentlich ihr Gegenteil, die Grobheit, für eine solidere und ehrlichere Sache. Zum mindesten in Deutschland ist es so; schon im „Faust“ wird behauptet: „Im Deutschen lügt man, wenn man höflich ist.“ Aber auch wo man die Höflichkeit nicht bloß für „übertüncht“ hält, gilt sie doch vielfach für eine etwas oberflächliche Angelegenheit, ein äußeres Spiel ohne tiefere Bedeutung. Ihre Formen gelten als zufällig zustandegekommene Konventionen, über deren tieferen Sinn man selten nachdenkt. Was hier versucht werden soll, ist nicht eine „Ehrenrettung“ der Höflichkeit, die sie nicht nötig hat; es ist der Versuch, dem psychologischen und soziologischen Sinn der Höflichkeit ein wenig nachzugehen, ihre Formen auf ihren inneren Gehalt zu deuten, der auch dort noch durchleuchtet, wo die Formen erstarrt sind.

*

Der Stammbaum unsrer Höflichkeitsformen reicht weit zurück, über den Anfang des Menschengeschlechtes hinaus. Denn zweifellos gibt es bei höheren Tieren Umgangsformen, die wir als „Höflichkeiten“ ansprechen müssen, ja die unleugbare Ähnlichkeit mit menschlicher Höflichkeit haben. Wir denken dabei nicht bloß an den Haushund, der ja im Umgang mit Menschen zivilisierte Gewohnheiten angenommen hat und dem Menschen durch Winseln, Anspringen, Schweifwedeln und ähnliches Gebaren seine Ehrerbietung zu bezeugen pflegt. Das alles mag vielleicht „Dressur“ sein. Interessanter sind bereits die Formen, die Hunde im Umgang miteinander betätigen, das Beriechen, Umeinandergehen und jene mysteriöse Gewohnheit, die Thomas Mann in einer reizenden Novelle als das „Opfer“ bezeichnet, dessen Altäre zumeist Ecksteine zu sein pflegen. Aber auch wildlebende Tiere kennen Umgangsformen, die uns oft recht „menschlich“ vorkommen. Besonders der Umgang der beiden Geschlechter erzeugt bei vielen Tieren gewisse Verhaltungsweisen, die selbst so komplizierte Sonderformen menschlicher Höflichkeit, wie es die männliche Galanterie und die weibliche Koketterie sind, vorwegzunehmen scheinen. Und bei staatenbildenden Insekten gibt es Lebensformen, die dem Zeremoniell menschlicher Königshöfe sehr nahe verwandt zu sein scheinen, wobei wir freilich eingestehen müssen, daß wir über das Bewußtsein, das jene Verhaltungsweisen der Tiere begleitet, recht wenig wissen.

Lassen wir indessen die Tiere, und definieren wir statt dessen zunächst die menschliche Höflichkeit! Wir sprechen von Höflichkeit überall dort, wo der äußere Ausdruck der seelischen Beziehungen in einer menschlichen Gemeinschaft gewissen Umformungen unterworfen wird, mit dem Zwecke, den Umgang angenehm zu gestalten. Diese Höflichkeit braucht nicht unecht zu sein, sie kann und sollte echter Ausdruck wirklich bestehender Gefühle der Beteiligten füreinander sein. Freilich, das ist nicht immer möglich; denn wollte ein Mensch andern alles das durch Wort oder Gebärde ausdrücken, was er für sie gelegentlich empfindet, so würde er bald gesellschaftlich unmöglich werden und müßte wie Molières „Menschenfeind“ in die Einsamkeit gehen. Deshalb hat sich eine Höflichkeit herausgebildet, die als Technik anzusprechen wäre, auch dort, wo sympathische Gefühle nicht bestehen, doch einen angenehmen Umgang zu ermöglichen. Man ist bekanntlich oft am höflichsten gegen seine Feinde. Soziologisch gesehen ist die Höflichkeit nicht bloß Maske und Täuschung; sie ist auch eine reale Umgestaltung, sie ist Zaum und Zügel für brutale Instinkte, die sie nicht nur versteckt, die sie auch tatsächlich bändigt. Die Grenze zwischen echter und nichtechter Höflichkeit ist dabei sehr schwer zu ziehen. Zwischen diesen Polen bestehen unzählige Übergangsformen, in denen sich der Mensch keineswegs klar darüber wird, ob er wahr oder unwahr ist. Nicht nur die Art des Ausdrucks, auch der Grad kann variiert werden. Die meisten Höflichkeitsformen übertreiben die tatsächlichen Gefühle. Wenn wir einen Brief an einen uns nicht näher bekannten Geschäftspartner „mit vorzüglicher Hochachtung“ unterschreiben, so braucht das keine Verdrehung der Wahrheit zu sein, es ist jedoch eine leichte Übertreibung, die gefordert wird. Alle derartigen Formen und Formeln sind weder Wahrheit noch Lüge: sie bleiben überhaupt diesseits von Gut und Böse, von Echt und Unecht. Sie sind ästhetische Gestaltung, Kunst, und dürfen, wie alle Kunst, nicht an der Wirklichkeit gemessen werden.

Alle Kunst ist, kurz definiert, im Hinblick auf eine Eindruckswirkung gestalteter Ausdruck. Diese Definition trifft zweifellos für die Höflichkeit zu. Ein Unterschied liegt höchstens darin, daß die Kunst, der Theorie gemäß, „zweckfrei“ gestaltet, daß die Höflichkeit jedoch oft bestimmten Zwecken dient; doch ist das nicht immer der Fall, vielmehr wird die Mehrheit der Höflichkeitsakte sicherlich ohne bestimmte Zwecke ausgeübt. Man ist höflich aus ästhetischen Gründen.

Wie alle Kunst enthält die Höflichkeit die beiden Elemente des Ausdrucks und der Form; sie sollte sie wenigstens enthalten. Ausdruck ohne Form ist zumeist grob und plump; Form ohne Ausdruck ist leer und seelenlos. In der echten Höflichkeit, wie in aller echten Kunst, sind Ausdruck und Form untrennbar verbunden. Neben dem individuellen Ausdruck wirken überindividuelle Formen mit, die, genau wie in jeder andern Kunst, den Ausdruck je nach der Situation steigern oder dämpfen. Die Höflichkeit wie jede Kunst hat ihren „Stil“. Dieser Begriff ist dabei in seinem ganzen Umfang zu nehmen. Es gibt Zeitstile, Nationalstile, Sozialstile in der Höflichkeit. Die Höflichkeit des Rokoko hatte einen andern Stil als die der Biedermeierzeit oder der Gegenwart. Es gibt einen französischen, englischen, deutschen Stil der Höflichkeit. Es gibt einen aristokratischen und einen bürgerlichen Stil der Umgangsformen. Und es gibt innerhalb dieser allgemeinen Stile auch einen ganz persönlichen Höflichkeitsstil, der der Höflichkeit erst „Charakter“ gibt.

Wodurch sich die einzelnen Stile unterscheiden ist dabei nicht auf eine Formel zu bringen. Zuweilen wird, wie im englischen Höflichkeitsstil, der Ausdruck gedämpft, zurückgehalten, während der Italiener im allgemeinen den Ausdruck steigert. Es gibt einen Höflichkeitsstil der feierlichen Würde, wozu die „Grandezza“ der Spanier gehört; es gibt eine Höflichkeit anmutiger Leichtigkeit: die Höflichkeit des Rokokofranzosen. Die Höflichkeit des Süddeutschen und Österreichers läßt viel stärker einen Ton der Gemütlichkeit durchklingen, als es der altpreußische Höflichkeitsstil erforderte. Es gibt eine Höflichkeit, die stark konventionelle Formen hervortreten läßt; es gibt auch eine Höflichkeit, die alle „Form“ negiert oder wenigstens zu negieren scheint. Wir haben in Deutschland in den letzten Jahrzehnten eine solche Wandlung erlebt. Unverkennbar stehen wir in einer Kulturbewegung, die, wie auf andern Gebieten des Lebens, auch in der Höflichkeit von strenger Form abführt, einer „Natürlichkeit“ zu, die freilich nur ein andrer „Stil“ ist.

*

Wir sind mit diesen Problemen schon hart an die Frage herangekommen, welche besondere Art seelischer Beziehungen denn in der Höflichkeit kultiviert werden soll. Auch das ist nicht überall gleich, und hier stehen wir vor der tiefsten Wurzel aller Stilunterschiede der Höflichkeit. Wir verstehen die Höflichkeit nur, wenn wir hinter ihren konventionellen Formen die seelische Haltung erkennen, die darin gestaltet wird. Denn, um das scharf hervorzuheben, in allen Höflichkeitsformen, so absurd und erstarrt sie uns scheinen mögen, steckt doch ein tiefer Sinn. Auch solche Formen, die uns heute seelenlos dünken, hatten ursprünglich einen lebendigen Sinn. Nichts ist im tieferen Verstande „zufällig“: in jeder Höflichkeitsform wie in allen Formen des Lebens wirkt sich oder wirkt sich doch eine innere, vitale Notwendigkeit aus.

In der modernen Soziologie hat man die sozialen Beziehungen der Menschen auf gewisse Grundformen gebracht, als deren wichtigste wir das „Unter- und Übereinander“, das „Miteinander“ und das „Gegeneinander“ hier heranziehen wollen. Die verschiedenen Stile der Höflichkeit sind vor allem dadurch bedingt, daß eine dieser Urformen menschlicher Gemeinschaften darin überwiegenden Ausdruck findet. In aller Kürze sei das umrissen.

In den sich ergänzenden Beziehungen des „Unter-“ und „Übereinander“ prägt die Höflichkeit gewisse Formen aus, die diese Unter- oder Überordnung deutlich markieren. Die Unterordnung stellt sich äußerlich am liebsten in der Form der Kleinheit, die Überordnung in der Form der Größe dar. Die Höflichkeit der Unterordnung wirkt sich vor allem in der Form der Selbstverkleinerung aus, wodurch die Größe des andern gleichsam erhöht wird. Selbstverkleinerung ist der Sinn aller ehrerbietigen Grußformen: Abnehmen des Hutes, Neigen des Kopfes, Verbeugung, Kniefall, zu Boden werfen. Diese Formen bezeichnen bekannte Grade der Ehrerbietung vor einem Höheren. Andere Formen haben mehr den Sinn der Zurückdrängung der eignen Person vor einem andern: das höfliche Zurücktreten, das Platzmachen in einer Menge, das Vorangehenlassen vor Türen, das Hinterhergehen, das von Lakaien gefordert wird. Auch sprachlich drückt sich diese Selbstverkleinerung aus: bei uns in Formeln wie „meine Wenigkeit“ oder, im älteren Briefstil, durch Weglassen des „Ich“. Sehr interessant in dieser Hinsicht sind die Höflichkeitsformeln der Ostasiaten, die, wie die Japaner, niemals „ich“ sagen, sondern zumeist „Ihr ergebener Diener“, „Ihr niedriger Sklave“, und die auch nicht etwa „Ihr Vater“ oder „Ihr Haus“ sagen, sondern „der erhabene Vater“ oder „das erlauchte Haus“.

Umgekehrt ist die Höflichkeit der Überordnung in plumpen Fällen eine „Herablassung“ von einer Höhe, auf die sich einer durch „Kopfhochtragen“ oder „Sich-Aufblasen“ emporgesteigert hat; in feineren Fällen eine leicht angedeutete, aber nicht ausgeführte Geste der Selbstverkleinerung, ein flüchtiges Nicken, eine wohlwollende Senkung der Hand, ein gnädiges Lächeln.

Oft genug freilich werden die Gesten der Unterordnung von beiden Seiten ausgeführt, in kaum faßbaren Nüancen abgestuft. Sie nähern sich dann der Höflichkeit der Nebenordnung, des „Miteinander“ zweier auf gleicher sozialer Stufe stehender Individuen. Ist der Ausdruck der Unterordnung die Ehrerbietung, so der Ausdruck der Nebenordnung, der Sympathie, die kameradschaftliche Gleichheit des Verhal-

tens. Äußeres Symbol ist die Annäherung: das Handgeben, die Umarmung. Oder eine Geste der Übereinstimmung: das gleichgestimmte Lächeln, das zustimmende Nicken, das „Sich-tief-in-die-Augen-sehen".

Die Umgangsformen der Nebenordnung steigern sich noch in der intimsten Beziehung, die es zwischen Menschen gibt: der Liebe zwischen Mann und Weib. Der Kuß ist das Symbol innigster Annäherung. Gerade aber ob der gefährlichen Intimität dieser Beziehungen ist hier die Höflichkeit nicht nur Ausdruck, sondern auch Schutz. In der Höflichkeit zwischen den Geschlechtern drückt sich ein Werben um Annäherung und eine Distanzierung aus, eine Verbindung, die oft spielerischen Charakter annimmt: in der Galanterie des Mannes und der Koketterie der Frau. In beiden kann die Höflichkeitsgeste der Anerkennung für die anziehenden Reize des andern liegen, aber dennoch irgendwie distanziert oder ironisiert.

Bleibt noch die Höflichkeit des „Gegeneinander", der Feindschaft. In extremen Fällen hört freilich jede Höflichkeit auf; indessen wahrt der höfliche Mensch auch dann noch eine gewisse Form. Der alte Froissart erzählt, daß Engländer und Franzosen in der Schlacht bei Crécy das ganze Höflichkeitszeremoniell des Turniers geübt hätten. Auch das ritterliche Duell hat seine „Formen". In der Regel bedient sich jedoch die Feindschaft der Höflichkeit freundlicher Art, nur wird diese kaum merklich abgeändert und so innerlich ins Gegenteil verkehrt. Man gibt sich die Hand, aber „eisig"; man grüßt sich, aber mit der Geste höchster Distanzierung; man ist höflich, wie Bismarck einmal sagt, daß der andere eine Gänsehaut bekommt.

Mit alledem sind nur die Grundmotive des Höflichkeitsverhaltens gekennzeichnet. Diese lassen sich jedoch bis ins Unendliche variieren und modifizieren. Die verschiedenen, oben umrissenen „Stile" der Höflichkeit unterscheiden sich durch Grad und Art, wie sie jene Grundmotive ausgestalten. Wie jeder andere Stil den „Menschen" verrät, so auch der Stil der Höflichkeit, selbst dort noch, wo er sich bemüht, die Natur dieses Menschen zu verstecken.

*

Welch Schauspiel! Aber ach, ein Schauspiel nur? Nicht ganz. Man ist nicht wahrhaft höflich, wenn man „lügt". Es gibt eine Höflichkeit des Herzens, die auch die erstarrtesten Formen durchleuchtet, die sich oft dort am reinsten offenbart, wo sie die Formen durchbricht. Sie darf's, weil sie schöpferisch eine Beziehung gestaltet, die über allen Konventionen ist. Solche Höflichkeit ist möglich, aber sie ist selten.

Die Regel ist leider nicht, daß die Menschen zueinander jene Güte empfinden, die das Wesen des Herzenstakts ist. Die meisten Situationen des Lebens bringen es mit sich, daß die Interessen der Menschen kollidieren, daß Rivalität, Gegensätzlichkeit, Feindschaft im Hintergrunde lauern. Die Höflichkeit hat die wichtige soziale Aufgabe, das zu verdecken und abzuschwächen. Nur Toren reden hier von Verstellung und Lüge. Wie der gute Schauspieler sich nicht verstellt, sondern darstellt, was er wirklich empfindet, so muß sich ein Mensch, der wirklich höflich sein will, auch innerlich in seine Rolle einspielen. Um wahrhaft höflich zu scheinen, muß man wenigstens im Moment höflich sein. Darin liegt die ungeheure erzieherische Bedeutung der Höflichkeit, daß sie vielleicht nicht immer ganz der Natur entspricht, wohl aber „zur zweiten Natur" werden kann. Es ist ein Zeichen wahrhaft guter Kinderstube, daß jemand gar nicht unhöflich sein kann, daß er selbst im höchsten Affekt und unter den schwierigsten äußeren Umständen noch die Höflichkeit wahrt. Man erinnere sich der ergreifenden Szene in jenem Dickensschen Roman, wo im Elend, im Schmutz und in der Verzweiflung eines Gefängnisses der französischen Revolution die vor der Hinrichtung stehenden Aristokraten sich dennoch beim Eintritt einer Dame erheben, genau so wie ehemals in den Sälen ihrer Schlösser. Das Wort „Komödie" paßt nicht auf solches Verhalten. Komödie sehen in solchen Formen nur diejenigen, denen sie nicht „selbstverständlich" geworden sind. Wahre Höflichkeit aber ist niemals ein von Fall zu Fall zweckbewußt geübter Akt; wahre Höflichkeit ist eine dauernde Eigenschaft des ganzen Menschen, eine äußere Form, die jedoch Ausdruck, Form, Erziehung der Seele ist.

Spruch

Such' nie die Höhen auf, die Höhen scheinen,
Bloß weil sie höher sind – und doch nicht hoch.
Vom Himmel blickend gleichen Berge Steinen,
Die Erdenkleinheit dir zu Gipfeln log.

Hans Anna Haunhorst

Fedor von Zobeltitz zum 70. Geburtstag

Wenn die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften zum 5. Oktober einen farbenbunten Herbststrauß für den jungen Siebziger flicht und ihm herzliche Glückwünsche in sein Berliner Heim schickt, so geschieht dies zunächst einmal in der dankbaren Erinnerung an seinen Bruder Hanns, der ihr ein Menschenalter hindurch, bis ins letzte Kriegsjahr hinein, in Treuen vorstand. Die beiden Zobeltitze, einander ähnelnd in vielen Zügen ihrer Frohnatur und ihrer reichen Talente, Lieblinge des Schicksals beide, als sie nach kurzen Bohèmezeiten ins Sonnenlicht starker Erfolge emporwuchsen, sind von Fernerstehenden oft miteinander verwechselt worden. Nicht von unsern Lesern. Denn Hanns, dem Älteren, vielleicht auch früher Gesammelten, war es immer eine ganz besondere Freude, wenn er seinem lebensprühend flotten Bruder Fedor in diesen Blättern und an anderen Stätten unseres Verlags das Wort erteilen durfte. Und so sind im Verlauf der Jahrzehnte zahlreiche ganz köstliche Arbeiten des heute Gefeierten unsern Lesern bekannt geworden, Beiträge, für die wir ihm heute Dank sagen möchten: eine Reihe von Romanen, die in seinem Gesamtwerk Spitzenleistungen bedeuten, eine große Anzahl von scharfgeschliffenen Beobachtungen aus dem literarischen, gesellschaftlichen und kunstgewerblichen Leben, kulturgeschichtliche Schilderungen, nicht zuletzt die warmherzigen Erinnerungen aus der eigenen Jugendzeit, die eine sozial, politisch und militärisch so ganz anders aufgebaute Welt in lebenstreuen Bildern vor uns wiedererstehen ließ.

Zeichnung von A. Höhn

Fedor von Zobeltitz war dem Hause Velhagen & Klasing aber noch durch eine besondere literarische Tätigkeit verbunden: jahrzehntelang gab er die von ihm mitbegründete „Zeitschrift für Bücherfreunde“ heraus, die den buntgestaltenden Romandichter und klugen Feuilletonisten auf einem mit großem Fleiß und hoher Sachkenntnis bearbeiteten Felde zeigte. Aus kleinen Anfängen heraus betrieb der ehemalige Kadett und so früh volkstümlich gewordene Erzähler und Journalist die Sammeltätigkeit innerhalb der bibliophilen Literatur. Auf dem von ihm ererbten Familiengut Spiegelberg bei Topper (Kr. Krossen) füllten sich ganze Büchersäle mit wertvollen literarischen Ausgrabungen. Diese Arbeit war bald kein Steckenpferd mehr, es wurde schon ein Stück Lebensaufgabe für ihn. In der „Gesellschaft der Bücherfreunde“ errang sein Name immer stärkeres Gewicht. An vielen internationalen Sitzungen und Auktionen nahm er teil, seine großen Kenntnisse, seine klugen Urteile dienten oft zur Klärung verwickelter Doktorfragen auf diesen Sondergebieten.

Zusammen mit dem der deutschen Schreckenszeit der Inflation zum Opfer gefallenen Spiegelberg mußte Fedor von Zobeltitz auch seinem Sammelwerk vieler, vieler Jahre Lebewohl sagen. (Der Riesenkatalog allein bedeutete eine hervorragende Leistung!) Verloren ist das Werk aber doch nicht: in der vom Deutschen Reich auf Reparationskonto wiederhergestellten Bücherei von Löwen bildet die „Sammlung Fedor von Zobeltitz“ einen wichtigen und kostbaren Bestand und verbindet seinen Namen für alle Zeiten den Zeugnissen tiefgründiger Fachkenntnis.

In einem halben Jahrhundert, das ihn aus seinen literarischen Beziehungen heraus in stete Berührung brachte mit den Vertretern der verschiedensten Gesellschaftskreise, wurde aber auch der wertvolle Mensch in dem fleißigen Romancier, dem unermüdlichen Sittenschilderer und leidenschaftlichen Sammler erkannt: der treue Freund und der stetsbereite Helfer jung aufstrebender Mitgesellen, der allzeit liebenswürdige Präsident der „Berliner Literarischen Gesellschaft“, der gewandte Vermittler zwischen deutschem und ausländischem Schrifttum. Alte Kultur steckt in diesem jungen Jubilar, der bei aller Forsche mit Herzenstakt der deutschen Geisteswelt und der deutschen Sache zu nützen weiß! **P. O. H.**

Der alte Knecht

Eine Anekdote von Wilhelm Schäfer

An einem Abend im Herbst kommt in die Wirtschaft zum „Strauß“ in Biberach der alte Musiker Knecht, seinen Schoppen zu trinken. Er hängt den nassen Hut an den Haken und schüttelt den Mantel ab; denn der Tag ist in Regen vergangen, und rotgeränderte Wolken haben dem kommenden Morgen auch wieder Regen geweissagt. Die Wirtin hat eben das Messinglämpchen neben der Theke und die Kerze auf dem runden Tisch angesteckt, daran einige Bürger mit ihren Gläsern und Pfeifen im Flackerlicht sitzen, über das Wetter und über den ewigen Krieg, über den neuen Kometen, die schlechten Geschäfte und teuren Zeiten wichtige Worte zu sagen. Wie nun der alte Knecht sich nach seiner Gewohnheit schweigend zu ihnen setzt, will der Schönfärber Krull die große goldene Denkmünze sehen, die ihm die bayrische Königin für sein Gesangbuch gesandt hat.

„Seid doch, Herr Nachbar,“ sagt der spöttische Schmerbauch und legt die Färberhände breit auf den Tisch, „seid doch nicht solch ein Dachs mit Eurem Ruhm! Gönnt uns auch einmal den Anblick, und ob die Denkmünze wirklich zwanzig Dukaten schwer ist!“

Denn der alte Knecht ist Hofkapellmeister in Stuttgart gewesen, ehe er wieder Musiklehrer in Biberach wurde; und der hier mit den Handwerkern schöppelt, als wäre er ihresgleichen, hat nicht weniger Fleiß und Liebe an seine Dinge gesetzt, als andere auch; und wenn das Kerzenlicht all seiner Singspiele, Arien und Serenaden an der Sonne Mozarts verblaßt ist, so kennen doch manche im Reich, das weiß er genau und hält sich daran, seinen Namen. Er kann wohl späßeln und schöppeln mit diesen Männern, aber sich brüsten vor ihnen oder sich sonst gemein machen mag er nicht.

„Das ist mein Ding!“ wehrt er freundlich ab. „Meine Dinge sind anders als eure!“ Und spricht von dem leeren Storchennest oben am weißen Turm, und daß dreiste Burschen einen Kürbis hineingelegt haben.

So rasch will der Schönfärber indessen den Abschlag nicht hinnehmen. „Der Kürbis ist recht,“ sagt er beiläufig, „da kommen vielleicht nächstes Jahr junge Plattköpfe aus, weil die alten in Biberach rar werden!“ Er meint den Knecht, der einen weißen Glatzkopf hat, und sieht mit listigen Augen rundum, ob die anderen seine Bosheit verstehen und lachen. Die aber schweigen im Qualm ihrer Pfeifen; nur der flinke Wirt, der nach ihrer Sitte dabei sitzt, will nun auch die große Denkmünze sehen, davon seine Frau durch die ganze Stadt spräche.

Es ist aber die Frau des Musikers Justin Heinrich Knecht anders als er; wie sie seine gebeugte Gestalt überragt, wenn sie zusammen über die Marktstätte schreiten, trägt sie auch sonst den Kopf steif, wo er ihn demütig neigt. Darum, als sie nichts gegen den lächelnden Alten vermögen, gehen der Wirt und der Schönfärber unbeachtet hinaus, durch eine List zu erreichen, was ihrer Neugier, wie sie meinen, der alte Knecht nur aus Bescheidenheit hartnäckig verwehrt.

Indessen er ahnungslos von dem Storchennest spricht, und daß man den Burschen das Fell gerben müsse, weil sie die Störche vertrieben, laufen die beiden Schälke im Dunkeln die Gasse hinauf und klopfen der Frau an die Tür. Die hat bei ihren Katzen gesessen, weil sie kinderlos ist, und fragt erst lange durchs Fenster, ehe sie mit einer Kerze die Treppe herabkommt, sich selber schön zu beleuchten, indem sie die Hand gegen den Wind vor das Licht hält.

„Euer Mann schickt uns, die große Denkmünze zu holen!“ beginnt der Wirt, und der Schönfärber setzt listig hinzu, als sie zögernd die Tür zur unteren Stube aufmacht: „Da doch die ganze Stadt davon spricht!“ Weil die Frau die beiden als ehrliche Bürger kennt, auch über die neue Ausbreitung ihrer Berühmtheit nicht unerfreut ist, schließt sie den Sekretär auf und nimmt die Denkmünze heraus, die wie ein goldenes Tellerchen groß ist, legt auch die andere noch auf den Tisch, die von Schweden, und was sie sonst hat an kleinen Münzen.

Als die beiden Schälke mit Ah und Oh genug gestaunt haben, will die Frau Katharina nicht, daß sie die Münzen etwa in ihren Taschen forttragen, oder gar mit feuchten Händen anfassen. Sie wickelt eine jede in Seidenpapier und holt ihr Potpourri her, darin sie Lavendel und Rosmarin hat, und senkt die Münzen hinein.

„Laßt mir den Topf nur nicht fallen!“ sagt sie noch, als sie die Schälke entläßt, von denen der Schönfärber das Porzellangefäß trägt und der Wirt höflich die Haustür zumacht.

Unterdessen die beiden in die Wirtsstube zum „Strauß“ zurückkommen, ist der alte Knecht gerade beiseite gegangen. So sieht er die Hinterlist erst, als der Schönfärber

den Deckel schon abgehoben hat und die Münzen auswickeln will. Er hat den Unrat draußen gewittert; wie seine Augen die Dreistigkeit sehen, werden sie starr gleich Glas. Erst will er an den Tisch springen, ihnen zu entreißen, was sein gehütetes Eigentum war; da ist die große Denkmünze schon in den Händen der Männer, die staunend ihr Gold befühlen: die Bitterkeit macht ihn so schwach, daß er still die Tür öffnet und den andern wie eine Erscheinung wieder hinausgeht.

Erst haben sie den Alten am Tisch mit Hallo begrüßen und sich der Überlistung rühmen wollen; als sie sein blasses Gesicht sehen und den Schreckensblick seiner Augen, bleiben sie still; und wie er so wortlos hinausgegangen ist, hält der Färber wohl noch die bayrische Denkmünze gegen das Kerzenlicht, aber nicht einer mehr sieht sie noch ungestört an. Als wären sie Diebe und hätten gestohlenes Gut auf dem Tisch, lassen sie ab von den Münzen und hören nicht mehr auf den Schmerbauch, der sein verlorenes Spiel noch mit Spott retten will, bis er das goldene Ding hart auf den Tisch wirft. „Hängt mich doch gleich an den Galgen!“ sagt er zornig, läßt den Porzellantopf auf dem Tisch stehen, rafft seine Kappe vom Nagel und stapft mißmutig ab.

„Wir müssen ihm gleich das Ding wieder bringen!“ mahnt der Wirt, den der mißlungene Streich am meisten verdrießt, weil der alte Knecht sein täglicher Gast ist. Die andern indessen rauchen nur ihre Pfeifen, lassen ihn die Münzen einwickeln und in den Topf tun, mit dem er zuletzt wie gescholten abgeht.

Draußen ist dunkle Nässe, aber im trüben Licht der Wirtshauslaterne erkennt er den alten Knecht, der ohne Hut und Mantel dasteht und wartet. Sein weißer Glatzkopf sieht nun wirklich wie ein Kürbis aus; und als der Wirt auf ihn zugeht, weicht er zuerst erschrocken zurück und hebt die wehrenden Handflächen auf, als wolle er das Seine nicht wieder haben.

Denn während den Männern von Biberach drinnen am Tisch die Beschämung geschah, hat der Musiker Justin Heinrich Knecht draußen im Regen den Beschluß seines Schicksals erfahren. Daß die Denkmünzen nur das goldene Siegel auf seine Erfolglosigkeit sind, weiß er lange. Seitdem sie seine Oper in Stuttgart begruben und ihn nach Biberach zurückkehren hießen wie einen entlassenen Diener, sind seine Träume begraben. Um kärglichen Lohn hier im Oberland den Musikmeister spielen und für den Haushalt seiner großartigen Frau Stunden geben, ist das Los seines Alters, dem keine Hoffnung mehr blüht. Nicht ihn zu ehren, nur Dienste wie das Gesangbuch zu bezahlen, kamen die Denkmünzen in sein Haus; er aber hat sie empfangen, als wäre damit seine Kunst anerkannt; er hat sie heimlich gehalten für seinen Stolz, die Demütigung zu ertragen: nun gesteht er sich selber, daß es die letzte Selbsttäuschung war.

Als wäre das Bittersalz seiner Erkenntnis darin, nimmt er das blinkende Porzellan mit beiden Händen vom Wirt entgegen, der es ihm auch so überreicht; und es sieht aus wie eine feierliche Handlung. Aber der Wirt ist froh, das Ärgernis so rasch los zu werden; er findet keines seiner gewohnten Worte für den Augenblick passend und geht hastig hinein. So bleibt der alte Knecht in der dunklen Nässe zurück, und die Wirtshauslaterne beleuchtet den Topf in seinen Händen, den er nun wieder nach Hause tragen soll.

Er fühlt gleich, daß er dies nicht vermag, steht noch eine trübe Verlassenheit da; und als seine Füße von selber beginnen, führt der Weg, den sie schreiten, aus der schwarzen Enge der Häuser hinaus vor ein Gittertor. Der alte Knecht weiß nicht, was er da sucht bei den Toten; und wie er die Grabsteine aus der Nacht schimmern sieht, hängt sich das Grauen an seine Schritte. Er will fort aus dem Leben, das ihn so grausam gedemütigt hat; und wenn er eine Pistole in den Händen trüge, wüßte er wohl das Ende. Aber es ist ein Potpourri mit seinen Denkmünzen darin, und er kann es nur an das Grab seiner ersten Frau bringen, der es einmal gehört hat.

Und so gelingt es dem alten Knecht, der nur zu schöppeln gedachte, in dieser Nacht einen Rückweg zu finden, den er kaum noch gesucht hat. Denn wie er mit seinem Topf tiefer in den Kirchhof hineingeht, bleibt wohl das Grauen der Toten über den Gräbern, aber es nimmt seine Bitterkeit auf, wie es die Dunkelheit allein nicht vermöchte, weil es ihn ganz aus der Alltäglichkeit scheidet, darin er längst nur ein Bürger von Biberach war. Es ist ein anderer Schluß als der mit der Pistole, ein lebendiger Tod, der ihn mit jedem Schritt tiefer hinein ins Grauen und dennoch in eine tiefe Befriedigung führt, für die das Grab seiner ersten Frau nur das Ziel der Füße, für die das Grauen der Lebensgrund seiner aufgejagten Natur ist.

Denn einmal ging er nicht schöppeln und späßeln, einmal war er im Glück, nicht nur im heimlichen Trost seiner Dinge: als er in Ulm den Topf zu ihrem Geburtstag kaufte

und selig war an ihrer Freude; als er die neue Orgel in Biberach baute und seiner Braut zuerst allein darauf spielte; als er noch wie ein Baum zu blühen und Frucht zu tragen im Saft seiner Hoffnungen stand; als er im brausenden Wind seinen Bruder und in den eilenden Wolken die Fahrzeuge seiner Musik fühlte; als das Glück noch um ihn war wie jetzt das Grauen und ihm aus der Tiefe des Lebens verwandt wie Geschwister.

Das wirft sich über seine Verbitterung hin wie eine wilde Befreiung, die keine Selbsttäuschung mehr braucht. Als er das Potpourri erst auf das Grab seiner Frau gestellt hat, da weiß der alte Knecht, was er da will auf dem Kirchhof. Er kennt den Verschlag, wo der Totengräber sein Grabzeug hat, und leise schleicht er sich hin, längst heimisch in seinem Grauen, holt eine Schippe und fängt mit Sorgsamkeit an, ein Loch auszuheben, groß genug für den Topf. ‚Wie böse verrast ist doch der Hügel!' denkt er strafend, und schämt sich vor ihren Augen, als ob sie irgendwoher auf ihn sähen, und streichelt den Topf und küßt seine blanke Kälte, ehe er ihn mit zärtlichen Händen versenkt und danach das kleine Grab zuzuschaufeln beginnt, bis der Rasen über dem Hügel wieder geschlossen ist.

‚Ich habe mich selber begraben!' sagt eine Stimme in ihm; aber sie kommt aus der Tiefe, wo das Glück und das Grauen eins sind. Und es ist keine Selbsttäuschung mehr, wie der alte Knecht in der Nacht an dem Hügel steht, auf die Schippe gestützt, und horcht dem Gebrause der Jugend in sich, das mit Hörnern bläst und Geigen und Flöten hat in einem starken Gemenge; und weiß von keiner Demütigung mehr, weil er außer der Alltäglichkeit ist.

Bis er die Nässe fühlt von dem dünn aus der Nacht rieselnden Regen, die Schippe in den Verschlag des Totengräbers zurückbringt und aus dem ewigen Reich der Toten wieder eingeht in den Alltag der Menschen, darin sein Leib noch in einer ihm fremden Verbundenheit steht.

Heimat-Meermorgen

Umsäumt vom goldnen Sand der Düne,
Erschauert in smaragdner Grüne
Das alte Meer im Morgentraum.
Mit Krönchen auf den straffen Kämmen,
Die Wellen haschen sich und schwemmen
Ans Ufer morgenroten Schaum.

Ein herber Hauch weht um die Wange,
Der Morgenwind berührt die Tange,
Wie würzig duftet es nach Meer!
Und fern im Morgenglimmen gleitet,
Die prallen Segel ausgebreitet,
Ein Traumgesicht, die Brigg daher.

Wie lautlos gleitet sie von hinnen!
Das Morgenrot ruht auf den Linnen.
Die Möwen kreischen ihren Gruß.
Aufjauchzend fliehn die kurzen Wellen,
Sie spüren wonnig im Erhellen
Der Morgenbrise kühlen Kuß.

Nun ist das ganze Gold ergossen,
In Meeresgrün und Tau zerflossen.
Es gleißt und glitzert ringsumher.
Und in der Sonnenfurche gleitet,
Die Arme selig ausgebreitet,
Die Sehnsucht hin zum Heimatmeer.

Maurice Reinhold von Stern

Klostergarten in Sterzing. Gemälde von Prof. Julius Jacob

Das Theater im Reich 1927

Das Theater als Fest — Geistige Theaternot — Ein Jahr der Lustspiele: aus England, Österreich, Deutschland — Lernet-Holenia — Freksas „Zeit auf Flaschen" — Ben Jonsons Tiermensch-Komödie — Farquhar bei Adelt und Zoff — Der dänische und der italienische Molière: Holberg und Goldoni redivivi — Alfieris „Saul", ein Gewinn der Weltbühne — Werfels „Paulus unter den Juden", die große Ideendichtung des Jahres — Historische Dramen der neuen Sachlichkeit: „Thomas Payne" von Hanns Johst — „Kampf um Preußen" von Kurt Heynicke — Zwei neue junge Gestalten: Erich Ebermayers „Kaspar Hauser" — Schäferdieks „Mörder für uns" — Ein Zeitdrama von Friedrich Wolf: „Kolonne Hund" — Das beste Theaterstuck: Bruno Franks „Zwölftausend" — Sommerfestspiele: des Musikdramas in Bayreuth und München, des Schauspiels in Salzburg und Heidelberg — Die Königsdramen in der Deutschen Shakespeare-Woche in Bochum

Das Theater als Fest — das ist seit alters und auf ewig Wunsch und Sehnsucht aller jener, die — sei es gebend von der Bühne, sei es empfangend vor ihr — von der Kunst Erlebnis und nicht Unterhaltung fordern. Die Welt läßt die Möglichkeit zu reinem Erlebnis immer seltener werden. Es fehlt an Sammlung, an Feiertäglichkeit überall. Dem Zuschauer muß sie mangeln, wenn er mitten aus der Tagesfron abgehetzt und ermüdet ins Theater stürzt, und der Darstellung kann sie nicht eignen, die in alltäglicher Wiederholung, im Serienspiel des gleichen Stücks, die Spannkraft zum guten Teil einbüßen muß und bestenfalls an mechanistischer Sicherheit zunehmen kann — sofern es nämlich, was nicht allzuoft der Fall ist, gelingt, die Originalbesetzung einer Aufführung auf längere Zeit vollständig zu erhalten. In der Großstadt draußen im Reiche, wo noch immer festgefügte Ensembles mit Jahresverträgen bestehen, trifft zwar das letztere nicht zu. Aber bei allem aufgewendeten Ernst und Eifer unserer vielen ausgezeichneten gemeinnützigen Bühnen — und der Fleiß ist wirklich gewaltig —: wie viele Voraussetzungen fehlen doch unter dem Drucke der Betriebsamkeit, die der Alltag fordert, in den allermeisten Fällen, um eine noch so gute Aufführung bis zu einem wahrhaften „Feste der Kunst

Kundry Siewert vom Schauspielhaus zu Frankfurt a. M.
Aufnahme N. & C. Heß

und des Lebens“ zu erheben, wie Peter Behrens es einmal proklamierte und kürzlich Wilhelm von Scholz, der Präsident der Dichtersektion der preußischen Akademie der Künste, in einer gedankenvollen Heidelberger Rede wieder forderte. Es gibt neben der wahrlich nicht zu unterschätzenden wirtschaftlichen Theaternot — ich habe in der Spielzeit 1926/27 in den besten deutschen Theaterstädten erschreckend leere Häuser wie nie zuvor angetroffen — eine geistige und künstlerische Theaternot, die vielleicht noch viel ernster zu nehmen ist. Daß das ganze Theaterjahr 1926/27 nur ganz vereinzelte neue Bühnendichtungen größeren Formats hervorgebracht hat — Werfels „Paulus unter den Juden“, von dem gleich noch zu sprechen sein wird, und Unruhs nur zu Teilen gelungenen, nur im Gerichtsakt ganz starken und neue Hoffnungen auf den Dichter weckenden „Bonaparte“, daneben vielleicht noch Hanns Johsts „Thomas Payne“ — diese Tatsache muß wahrlich nachdenklich stimmen. Genau so nachdenklich wie der für den praktischen Theatermann gewiß höchst erfreuliche Umstand, daß die gleiche Spielzeit eine Fülle gehobener Unterhaltungsstücke, die nicht mehr Schwank und meist noch nicht reine Komödie sind, dargeboten hat, so viele, wie selten ein Theaterjahr zuvor. Lustspiele aus England, aus Österreich, aus Deutschland. Da gab es elegante Gesellschaftsstücke von jenseits des Kanals, die nicht mehr mit der Philistrosität angelsächsischer Konversationslustspiele der Vorkriegszeit belastet sind, wie „Weekend“ von Coward und „Mrs. Cheneys Ende“ von Lonsdale, sondern die sich an Wilde und Shaw geschult haben. Aus Österreich kamen Molnars keck-lustiges, mit einer heute selten gewordenen Grazie hingeworfenes „Spiel im Schloß“ und Alexander Lernet-Holenia mit seinen ironischen Stücken aus der österreichischen Decadence: „Olla potrida“ und „Österreichische Komödie“ (die beide in Frankfurt a. M., ersteres bei Weichert, letzteres bei Hellmer, ihre Uraufführung erlebten). Eine Theaterbegabung, die auch in einer z. T. burlesken einaktigen „Alkestis“ (reichsdeutsche Erstaufführung am Staatstheater in München) sich nicht verleugnet, aber sich hüten muß, sich die Sache geistig zu leicht zu machen. In Deutschland haben zwei Dichter, die noch vor wenigen Jahren schwerstes Weltanschauungsgeschütz aufgefahren haben, Lustspiele — sehr geglückte übrigens — für den Tages- und Hausgebrauch geschrieben. Kornfeld seinen „Kilian“ und Hasenclever, der nicht ansteht, seinen „Vaterkomplex“ von einst darin selber zu verspotten, den „Besseren

Middy Scheinpflug von den Städtischen Bühnen zu Hannover

Erika Mann von den Hamburger Kammerspielen (links) und Pamela Wedekind vom Leipziger Stadttheater (rechts). Aufnahme Erna Sogalla-Berlin W.

Herrn". Beide Stücke waren zunächst in der „Provinz", am Frankfurter Schauspielhaus, ehe sie in die Reichshauptstadt kamen, auf ihre Wirkung hin erprobt worden, wie denn der Ehrgeiz der Uraufführung den Theatern Berlins im vergangenen Spieljahr fast völlig abhanden gekommen war. (Auch Wolfgang Goetz' „Gneisenau" kam erst über Stuttgart nach Berlin.) Eines Lustspiels, das Berlin noch nicht erreicht, aber an den Städtischen Bühnen Hannover mit aller Berechtigung viele Freunde gefunden hat, sei noch gedacht: „Zeit auf Flaschen" (als Buch bei Georg Müller in München erschienen) von Friedrich Freksa, dem nur weniges zu einer Zeitkomödie höheren Stiles fehlt; die bejahrte adlige Dame, der man die Entwicklung der Nachkriegszeit verheimlicht, indem man sie mit Hofnachrichten aus alten Zeiten unterhält, gehört zu den hübschesten Lustspielfiguren der letzten Jahre.

An innerem Wert wird alles, was an neuen Lustspielen in diesem abgelaufenen Theaterjahr auf die deutsche Bühne gelangt ist, übertroffen von der Neufassung, die eine der kultiviertesten Persönlichkeiten des heutigen Deutsch-Österreichs, Stefan Zweig, der als geistiger Repräsentant seines Landes sozusagen die Nachfolge Hermann Bahrs angetreten hat, einer Komödie von Shakespeares jüngerem Zeitgenossen Ben Jonson, dem „Volpone" (Uraufführung am Wiener

Burgtheater) gegeben hat. Die Leser dieser Monatshefte kennen dieses Werk, wie die übrigen aus dem Reiche inzwischen nach Berlin gelangten, aus den regelmäßigen Berichten Paul Oskar Höckers und Paul Weiglins über Berliner Erstaufführungen. Aber auch in diesem Zusammenhang darf noch einmal hervorgehoben werden, welch eine wertvolle künstlerische Wiedergewinnung diese unendlich geistreiche, gallenbittere Tiermenschen-Komödie vom ewigen Tanz um das Geld für die Gegenwart bedeutet, ein Werk von Molièrescher Kraft und durch die Farbigkeit seiner sämtlichen, um die Zentralidee kreisenden Gestalten dem Meister der romanischen Komödie mit seinen oft so schematischen Nebenfiguren sogar überlegen. Dr. Stefan Zweigs Bearbeitung ist das Muster einer feinfühligen und taktvollen Nachdichtung aus dem Geiste des Originals. (Buch in Kiepenheuers Liebhaberbibliothek.)

Annie Weinert vom Staatstheater zu München
Aufnahme Nehrdich, Kassel

Daß ein anderer Bearbeiter mit einem anderen Stück Ben Jonsons, der „Schweigsamen Frau“ (Uraufführung am Stuttgarter Schauspielhaus), ebensoviel Glück haben werde, ist allerdings zu bezweifeln. Dagegen durfte einer der originellsten Komödiendichter der englischen Literatur des 18. Jahrhunderts, George Farquhar, den bisher nur der Fachmann gekannt hatte, mit einem und demselben Stück, „The Beaux' Stratagem“, gleich in zwei verschiedenen freien deutschen Neufassungen erscheinen. Von ihnen gebe ich derjenigen von Leonhard Adelt mit ihrem liebenswürdig-zopfigen Obertitel „Falsche Karten — redlich Spiel“ (Uraufführung am Münchner Staatstheater) den Vorzug vor der „Die zwei Abenteurer“ genannten oberflächlicheren von Otto Zoff, der auch mit zwei weiteren Bearbeitungen, der „Preziosa“ (Uraufführung in Würzburg) und des Polen Krasinski interessanter „Ungöttlicher Komödie“ (Uraufführung in Bamberg) in diesem Jahr keinen Widerhall an den deutschen Bühnen gefunden hat. (Adelts Komödie als Buch bei Oesterheld.)

Sonst darf man noch der erfolgreichen Einbürgerung von Holberg, dem „dänischen Molière“, mit seinem „Ulysses von Ithacia“ gedenken, die eine Vorausahnung der „Schönen Helena“ um ein Jahrhundert ist und wohl Jacques Offenbachs belesenem Librettisten nicht unbekannt gewesen war. Man hat sie in Hannover unter Roennecke (hier in Heinrich Göbels guter neuer Überarbeitung) als Sommerspiel zu belustigendster Wirkung gebracht, nachdem schon vor einigen Jahren das literaturfreudige Stadttheater in Bonn unter Dr. Albert Fischers Intendanz mit gutem Beispiel vorangegangen war. Neben dem dänischen hat auch der „italienische Molière“, Goldoni, in diesem Jahr besonders Glück mit einer manchen deutschen Ehebrecherschwank beschämenden Aufführungsziffer gehabt. Es ist seine vornehme Charakterkomödie vom Mann mit der rauhen Schale und dem weichen Kern, die Goldoni während seines

Pariser Aufenthaltes als „Der wohltätige Murrkopf" in französischer Sprache schrieb und welche die Bayrische Landesbühne in der jede Zutat meidenden liebevollen Übersetzung Lola Lormes unter dem Titel „Der Rappelkopf" vielen zur Freude zur Uraufführung brachte. Das deutsche Theater wird mit Goldoni, der derzeit fast nur noch mit „Mirandolina" und dem „Diener zweier Herren" bekannt ist, noch manche erfreuliche Überraschung erleben können.

Wie Italiens klassischer Komödiendichter, so hat auch sein bedeutendster Tragiker, Alfieri, mit einem Werke, seinem „Saul", — und zwar gelegentlich der Uraufführung am Prinzregententheater in München in der neuen Übertragung von Heinrich Simon (Buch in der Frankfurter Sozietätsdruckerei) und unter der Regie von Alfons Pape — ein deutsches Publikum aufs stärkste zu fesseln vermocht. Nur einmal, an der Weimarer Bühne Goethes, mit dem Alfieri das Geburtsjahr teilt, war damals in einer freien Übersetzung Knebels diese unter fünf Personen sich abspielende biblische Tragödie bisher in Deutschland gesehen worden. Dieses Schicksalsdrama des dereinst gewaltigen Volkskönigs Saul, der aus Neid gegen den jungen Volksliebling David und aus übersteigertem Selbstgefühl sein Land und sich selber, von Schuld zu Schuld treibend, ins Unglück jagt, bis er sich ins eigene Schwert stürzt, gehört zu den — architektonisch wie geistig — ungewöhnlichsten, noch heute (und vielleicht gerade heute) unmittelbar fesselnden klassischen Bühnendichtungen der Welt, die auch dem Schauspieler so gewaltige Aufgaben bietet, wie sie unsere Zeit nur ganz selten einmal stellt. —

Von deutschen Originalwerken, die der Bühne neu zugeführt und bisher erst im Reiche gespielt wurden, sind drei mindestens im weiteren Sinne „historische" Dramen die wichtigsten: von Werfel, Hanns Johst und Kurt Heynicke. Weitaus überragend unter ihnen die neue Dichtung Franz Werfels, der nach der warmherzig-klugen „Juarez und Maximilian"-Tragödie des vorangehenden Jahres mit „Paulus unter den Juden" (Uraufführung am Schauspielhaus in Düsseldorf und Köln und am Prinzregententheater in München, Buch bei Paul Zsolnay in Wien) eine bedeutende Ideendichtung und zugleich — ein seltener Fall — ein ausgezeichnetes Theaterstück schrieb. Nicht weniger als Zusammenbruch und Werden einer Welt ist hier der Vorwurf. Das geistig zersetzte und zerfetzte Zion wird in starken

Erika van Draaz vom Deutschen Nationaltheater zu Weimar
(jetzt Leipziger Schauspielhaus)

Margarethe Thelemann von den Vereinigten Stadttheatern Bochum-Duisburg
Aufnahme Genthe, Leipzig

Szenen und ungemein lebendigen Gestalten vor Augen geführt. In diese untergangsreife Atmosphäre tritt der bekehrte Saulus ein, der nun seinen Kampf zu führen hat gegen die Freunde des verlassenen alten Glaubens wie gegen die teils mißverstehenden, teils mißtrauenden Anhänger des neuen. Werfel sagte einmal, daß er, im Gegensatz zur überholten Form des ehemaligen französischen Thesen-Schauspiels, stets „Antithesen-Stücke“ schreibe, ausgehend von der Auffassung des Dramas als dialektischer Form. Hier stellt er Gesetz gegen Freiheit, Thora gegen Messias-Erlebnis, den Judenpatriarchen Gamaliel gegen seinen Lieblingsschüler Saul-Paulus. Beide bleiben im Recht. Denn wahrhaft tragisch, so betont Werfel, ist immer nur der Untergang eines Menschen, der in seinem Recht ist. Dieser Kampf der Weltanschauungen gipfelt in einem großen, fast einen Akt füllenden Zwiegespräch zwischen dem greisen Gamaliel und Saul, der an innerer Spannung in unserer Zeit kaum übertroffen worden ist. Der eigentliche Sieger im Kampf aber bleibt der lachende Dritte, der schlaue Römer.

Hanns Johst hat einen Stoff aus den amerikanischen Befreiungskriegen zum Thema seiner Szenenreihe gewählt, die an acht verschiedenen Bühnen ihre Uraufführung hatte. „Thomas Payne“, der Titelheld, ist der eigentliche Vater des neuen amerikanischen Staates, ein stiller Held, dessen Name in der Weltgeschichte gegenüber dem Washingtons so zurücktritt, wie etwa derjenige Gneisenaus, dessen Wolfgang Goetz sich in seinem Drama mit soviel werbender Kraft annahm, gegen Blücher. Payne geht, nachdem er als erster sein Land in Bewegung gesetzt, nach Frankreich, um hier Mittel für seine Sache aufzubringen, verfeindet sich aber mit den dortigen Revolutionsführern, weil er das Leben Ludwigs XVI. geschont sehen will, und wird, des Verrats verdächtigt, in den Kerker geworfen. In diesen Europa-Szenen, den knappsten des Stückes, liegt dessen größter Reiz. Nach Jahren der Haft in die Heimat zurückgekehrt, findet er sich und seine Arbeit vergessen; so geht er in den Tod. (Buch bei Albert Langen.)

Noch stärker im Stile einer neuen Sachlichkeit gehalten, weniger den tieferen Sinn der Geschichte erläuternd und deutend als durch klug formulierten Tatsachendialog ihn dem Hörer nahebringend — so ist Kurt Heynickes „Kampf um Preußen“: eine Siebenbilderfolge von Jena bis kurz vor Leipzig, mit einer sehr lebendigen, das Tragische streifenden Gestaltung Friedrich Wilhelms (Uraufführung in Hannover, Buch im Schauspielverlag, Leipzig).

Aus der jüngsten Generation sollen diesmal wenigstens zwei neue Namen genannt werden. Der 26jährige Erich Ebermayer, durch Novellen bereits bekannt, faßte das Schicksal des „Kaspar Hauser“, der für ihn kein aufschneiderischer Schwindler, sondern

der arme unglückliche Findling der badischen Legende ist, in ein Spiel von zehn Bildern zusammen, von denen nur zwei starke dramatische Wirkung aufkommen lassen, aber fast eine jede zarte Stimmungen in sich birgt. Wir erleben den Kampf des kindlich reinen Menschen gegen eine unreine und niedrige Welt in einer volksliedhaft schlichten Form (Uraufführung am Münchner Residenztheater, Buch im Schauspielverlag, Leipzig).

Willi Schäferdiek, der andere der Jüngsten, die ich vorstellen möchte, ist ein 23jähriger Proletariersohn aus Kettwig a. d. Ruhr. Er hat eine „szenische Ballade" geschrieben, deren Uraufführung das stärkste Verdienst ist, das sich die verschiedenen großen deutschen Theatern neuerdings angegliederten Experimentierbühnen in der vergangenen Spielzeit erworben haben. Es war die Junge Bühne des Mannheimer Nationaltheaters unter Heinz Dietrich Kenters Regie, die „Mörder für uns" gespielt hat (Buch bei Klopp in Bonn). Ein äußerst aktuelles Thema wird hier, jedes sensationellen Einschlags bar, von einem mehr zur Weh- als Anklage gestimmten jungen Menschen nacherlebt, die grauenvolle Tat der Eisenbahn-Attentäter von Leiferde, deren Prozeßverhandlung keinen nachdenklichen und gerechten Menschen hatte unerschüttert lassen können. Für Schäferdiek ist „nicht der Mörder, sondern der Ermordete" der eigentliche Schuldige, Staat und Gesellschaft. Daß ein leidenschaftlich mitfühlender, am eigenen Leib gepeinigter junger Mensch wirklich dichterischen, nicht parteiisch tendenziösen Ausdruck für solche Not fand, das gebietet, dieses kleine, stille, unscheinbare, keine Stunde währende Werk herauszuheben aus einer Reihe lärmender und wichtigtuender Zeitstücke.

Des schwäbischen Arztes Friedrich Wolf „Kolonne Hund" (Uraufführung am Deutschen Schauspielhaus Hamburg, Buch bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart) soll dieser Vorwurf allerdings nicht treffen. Es zeigt den, als Theatraliker durch den „Armen Konrad" legitimierten Verfasser, der selber an einer Gemeinschaftsgründung von Vogeler-Worpswede beteiligt gewesen war, als idealen Kämpfer um das Problem der Arbeitslosigkeit in dem Schicksal einer Siedlungskolonne. Die Gegensätze: hier Licht und Luft, dort Geld und wieder Geld, sind mit starker Leidenschaftlichkeit gestaltet. — Und schließlich soll die Uraufführung des (von Sensationsschmarren natürlich abgesehen) spannendsten Theaterstücks dieses Jahres, an dem künftig keine Bühne vorübergehen wird, nicht vergessen sein: „Zwölftausend" von Bruno Frank (Münchner Kammerspiele, Buch bei Albert Langen), wo der erfolgreiche Romanschriftsteller das in der Kammerdienerepisode

Anneliese Born vom Hessischen Landestheater zu Darmstadt in der Titelrolle von Romain Rollands „Aërt"
Aufnahme M. Dührkoop, Hamburg

von „Kabale und Liebe" angeschlagene Thema: den Verkauf von Landeskindern eines deutschen Duodezstaates als Kanonenfutter fürs Ausland, mit ungewöhnlicher Bühnenbegabung behandelt hat. —

Ich kehre zum Ausgangspunkt meines diesmaligen Überblicks zurück: zu dem Gedanken vom Theater als Fest, das das Theater im Alltag, auch das schönste, nur mehr so schwer werden kann. Von diesem instinktiven Gefühl mögen viele unter den Tausenden geleitet sein, die es allsommerlich zu den großen deutschen Festspielen treibt, nach Bayreuth auf den Festspielhügel und nach München ins Prinzregenten- und Residenztheater. Neuerdings sind zu den Opernwochen in Bayreuth und München die großen Schauspielfeste in den zwei schönsten Städten des deutschen Südens hinzugekommen, unter Max Reinhardt in Salzburg und Gustav Hartung in Heidelberg. Das imposanteste Unternehmen, von dem für 1927 zu berichten ist, die Deutsche Shakespeare-Woche in Bochum, in welcher unter der Gesamtleitung Saladin Schmitts das Siebentagewerk der sämtlichen Königsdramen, über zehn Aufführungen verteilt, in einer Inszenierung und Darstellung von einprägsamster Schönheit ohne Hinzuziehung eines auswärtigen Gastes vor einem aus ganz Deutschland wie aus dem englischen Ausland zusammengekommenen Publikum als eine im doppelten Sinne des Wortes „außerordentliche" Veranstaltung der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft sich abgespielt hat.

Ursula Krieg vom Stadttheater zu Bonn

*

Zu unseren Bildbeigaben sei noch bemerkt, daß sie diesmal eine Auswahl von interessierenden jungen Darstellerinnen der deutschen Bühne vereinigen, der künftig eine parallele Zusammenstellung von Porträts junger männlicher Darsteller aus dem hoffnungsvollen Nachwuchs der deutschen Theater im Reiche folgen soll.

Dr. **E. L. Stahl.**

Bühnenbild aus Christian Crüwells Schauspiel „Gott Gaura". Rostock, Stadttheater
Aufnahme F. Palm

Arnold Böcklin 1827-1927

Ein Werk und sein Schicksal

Von Fritz Stahl

In der deutschen Welt ist es still geworden um den Namen Arnold Böcklin, von dem sie bis vor zwanzig Jahren widerhallte und der in jener Zeit mit einem Ton ausgesprochen wurde, in dem tiefste Dankbarkeit und sicherer Glaube an seine Unsterblichkeit mitklangen; ausgesprochen wie kein anderer Name eines Zeitgenossen, wie sonst nur Namen der großen alten Meister, an die sich die Bewunderung von Jahrhunderten angesetzt hat.

Der Mensch der Gegenwart wird geneigt sein, diesen Vorgang nicht schwer zu nehmen. Er ist es ja gewöhnt, unbekannte Namen plötzlich unter Fanfaren ausrufen zu hören, die dann nach ein paar Jahren, in denen sie mit immer mehr schwindender Betonung und schließlich offenbar ohne Überzeugung genannt werden, spurlos zu verschallen. Er weiß ferner, daß auch die größten Meister Perioden der Vergessenheit durchzumachen haben; der Geist einer Zeit ist nicht stark genug, sie immer alle zugleich gegenwärtig zu haben neben den andringenden Werken der Lebenden. Aber beide Vergleiche treffen nicht. Böcklins Ruhm war langsam gewachsen und beruhte auf einer seltenen Übereinstimmung aller. Er war zugleich volkstümlich und der Erwählte der geistigen Führerschicht; er galt, und er allein, in allen deutschen Landschaften. Und die Stille war nicht nur negativ, ein Aufhören des Sprechens von ihm, wie es bei den anderen vorkommt. Die werden doch immer wieder einmal erwähnt, zum Vergleich herangezogen in Erörterungen über Kunst, oder wenn ein Werk ihrer Hand auf dem Markte auftaucht oder in eine öffentliche Sammlung gelangt. Und dann klingt ihr Name wie eh' und je. Und die hohen Preise zeigen, wie sicher er steht. Die Stille um Böcklin war ganz anders, ein positives, ein — wenn man so sagen darf — ausdrückliches und hörbares Schweigen, härter als jedes Wort. Es ist kaum noch ein Bild auf den Markt gekommen. Auf diesen modernen Markt, auf dem jeder Abfall, jeder Kitsch noch einen Händler und Käufer findet. Die Leiter der jüngeren Museen, hinter zweifelhaften Tagesleistungen mit Phantasiepreisen her, haben einen Erwerb nicht einmal erwogen, die Direktoren der älteren den Bestand nur eben behalten. Der einzige, der treu geblieben ist und durch die Schaffung eines schönen Rahmens den Besitz herausgehoben hat, ist Ludwig Justi, der Leiter der Berliner Nationalgalerie. Von den Männern, die über Kunst schreiben und sprechen, wird er nie genannt. — Auch hier gibt es eine Ausnahme, die ich nicht namhaft zu machen brauche — oder nur abfällig von einem der Neuesten.

Es handelt sich also bei jenem Umschwung der Meinung nicht um den gewöhnlichen und in gewissem Sinne natürlichen Vorgang, den wir auch sonst erleben. Böcklin ist nicht gefallen, er ist gefällt worden. Auch das ist einzig. Es gibt eigentlich nicht das, was man eine vernichtende Kritik im vollen Sinne des Wortes nennen könnte. Mancher von uns hat Rühme und Rühmchen abgeschafft, deren Träger uns doch noch nach vielen Jahren in Person oder im Bilde fröhlich grüßen. Sie behalten immer einen Teil des Publikums und auch wohl ein Winkelchen in der Öffentlichkeit. Die Bilder eines Münchener Genremalers, die von der gesamten Kritik vor Jahrzehnten abgetan worden sind, erzielen in einer Auktion Preise wie die der größten Maler. Nur einmal hat eine Kritik wirklich vernichtet. Julius Meyer-Gräfes „Fall Böcklin" hat den Umschwung in der Schätzung des Meisters herbeigeführt. Nicht unmittelbar. Das große Publikum hat das Buch nicht gelesen und kaum von ihm erfahren. Aber die Kunstschreiberei ließ sich von ihm bestimmen, schmachvollerweise, bezeugend, daß auch die deutschen Ästhetiker „mit den Ohren sehen". Die Händler glaubten, gegen diese Stimmung nicht anzukönnen. So entstand das Schweigen. Das Publikum vergaß, wie es heute alles vergißt, an das nicht jeden Tag erinnert wird. Übrigens ist es mehr als zweifelhaft, ob der Verfasser diese Wirkung gewollt hat. Womit die Sache ins Groteske umschlägt.

Der hundertste Geburtstag eines Künstlers pflegt ein Tag freundlicher und dankbarer Erinnerung zu sein, an dem der Streit der Meinungen längst vorüber ist. Was wird er für Böcklin werden? Das Schweigen muß hier ein Ende finden. Für den Getreuen, dem der Name noch genau dasselbe bedeutet wie damals, ergibt sich der innere Auftrag, das Schicksal seines Werkes, wie er es durch vierzig Jahre miterlebt hat, von Anfang bis zu dem geschilderten Ende zu erzählen und zu erklären. Es ist ein Beitrag nicht nur zur Geschichte unserer Kunst, sondern auch zur Psychologie unseres Kunstlebens.

*

Am Anfang war der Hohn. Wie bei allen Künstlern aller Völker seit der Mitte des 19. Jahrhunderts, die ihre Persönlichkeit gegen die Konvention setzten. Und desto größer, je stärker sie waren. Darüber darf man auch nicht klagen oder gar die Men-

schen von damals anklagen, wie das in den Biographien zu geschehen pflegt. Seit Kunst der Ausdruck eines ganz persönlichen Erlebnisses der Welt geworden ist, geht die Forderung, daß der Künstler gleich vom Publikum verstanden werden solle, über alle Möglichkeiten hinaus. Man kann die Verhältnisse nicht mit denen der alten Zeiten vergleichen, in denen der Künstler für eine Gesellschaft schuf, mit der ihn dasselbe Weltgefühl verband. Jetzt stand und steht er vereinzelt unter einzelnen. Es ist die ungeheure Last auf ihn gelegt, nicht nur zu gestalten, sondern auch den Stoff zu wählen. Und er braucht auch im besten Fall Jahre der Entwicklung, in denen er höchstens andeuten kann, in denen er seine Kunst als Absicht zeigt, nicht als Erfüllung. Bei dieser Lage der Dinge ist gar nichts anderes möglich, als daß sich langsam eine Gemeinde bildet, in der ersten Zeit so langsam, daß man fast die Einheiten zählen kann. In eine Kunstgeschichte des Jahrhunderts, die sich streng an das Urteil der Nachwelt hält, geht kaum ein Künstler ein, dem es nicht so hart ergangen ist. Die schnell ankamen, sind nur Mode geworden und als Mode wieder verschwunden.

Der Fall Böcklin war insoweit einer unter vielen. Auch darin allen anderen gleich, daß es dieselben Züge sind, die ihm die Bewunderung der wenigen und den Hohn der anderen erwarben. Aber es war ein besonders schwerer Fall. Weil er in Stoff und Form so weit von allem abwich, was damals gemalt wurde, und auch von all dem, was von alter Kunst im Gesichtskreis der Zeitgenossen war. Wie sehr, wie gewaltsam mitunter, das kann heute niemand mehr ermessen. Es hat seitdem soviel wilde Sachen gegeben, es gibt außerdem seit Jahren so starke Farben in unserem Leben, daß unsere Augen abgehärtet sind. Damals, in den ersten achtziger Jahren, war der Geschmack noch farbenfeindlich. Ein Ball etwa, das waren Kleider in weiß, rosa und mattblau; ein rotes war eine Sensation. Bilder waren dunkel und tonig; der Impressionismus und die Freilichtmalerei sollten erst kommen. Alle modernen Galerien gehörten dem, was man später restlos als Schinken bezeichnet hat. Wenn ich heute in der Nationalgalerie die „Elysäischen Gefilde“ ansehe, so kann ich selbst den Schreck nicht mehr begreifen, den ich empfunden habe, als ich 1885 das Bild zum ersten Male sah. Denn ich habe einen Schreck empfunden, der sich in Lachen entlud. Ich könnte mich aufspielen und es leugnen, aber ich will nicht. Und Herman Grimm, der Humanist, als bewußter Gesandter Goethes bei den Enkeln eine olympische Gelassenheit bewährend, sprach von der Beweinung in zornigem Hohn als von der „Pietà in den sieben Regenbogenfarben“ — die man übrigens vergebens auf dem Bilde suchen wird.

Die es grundsätzlich mit der Tradition hielten, und die vielen, die nur da Kunst sehen, wo sie an andere Kunst erinnert werden, blieben dabei. Den anderen aber wird es ergangen sein wie mir. Von all den Bildern, die ich bei jenem ersten Besuch der Nationalgalerie mit Beifall begrüßt hatte, blieb kaum eine Erinnerung, doch dieser schreckliche und komische Böcklin hatte sich eingeprägt, und erstaunt, ihn so gegenwärtig im Gedächtnis zu finden, kam man am Ende zu dem Schluß, es müsse etwas an ihm sein. Er lockte zum Wiedersehen. Immer wieder. Und zusehend und hineinschauend fand man das Wunder eines ganz verwirklichten Traumes, bekam die Augen voll von dem Licht eines südlichen Himmels und reiner Farben, und ahnte etwas von dem Unterschied zwischen bildschöpferischer Kraft und bloß realistischer Nachahmung. Spätere kritische Haltung sah dann gerade dieses Bild etwas anders. Aber man war ja mit den zwanzig Jahren und der Jugend in einem bildlosen Lande nicht kritisch und warf sich rückhaltlos in die Bewunderung. Um dann allmählich zu entdecken, daß man zu einer kleinen Gemeinde gehörte, Märtyrer im kleinen, die sich mit ihrem Heiligen als verrückt und farbenblind mußten schelten lassen. Die Bürger und ihre Künstler wußten nämlich zu erzählen und blieben lange dabei, daß der Böcklin beides sei und in einem Irrenhaus sitze.

Wer kann sich in diesem Berlin, in dessen Salons wohl in jedem Monat tausend Bilder gezeigt werden, die Verhältnisse jener Zeit vorstellen! Ein neuer Böcklin bei Fritz Gurlitt, kaum öffentlich angezeigt und von der Kritik höchstens verrissen, war ein Ereignis. Man wallfahrtete andächtig dorthin und nicht nur einmal, man tauschte mit anderen seine Eindrücke und liebte und lobte die Gleichgestimmten und stritt gewaltig mit den Gegnern. Man machte sich so im Laufe der Jahre, Bild auf Bild, das Werk des Meisters zu eigen. Und was zuerst unklares Gefühl gewesen war, wurde allmählich sichere Erkenntnis. Man lernte Böcklin verstehen.

Es müssen hier Ausgangspunkt seiner Kunst und Werden seiner Form im Zusammenhang dargestellt werden, wenn seine Wirkung und die spätere Gegenbewegung verstanden werden sollen.

*

Es ist merkwürdig, daß, wenn man Böcklins Anschauung formulieren will, man Worte und ganze Sätze anwenden muß, die von den Wortführern der nachimpressionistischen Kunst zur Begründung ihrer Absichten gefunden und bis zum Überdruß wiederholt worden sind. Deshalb merkwürdig, weil weder die Künstler noch die Ästhetiker dieser Generation die Übereinstimmung erkannt haben, sondern sich an die Stellungnahme Meyer-Gräfes hielten,

die von einem ganz entgegengesetzten Standpunkt ausging. So verwirrt sind die Kunstbegriffe geworden. Oder: so wenig folgen auch die Kunstmenschen dem eigenen Gefühl, dem die Übereinstimmung im Grundsätzlichen nicht entgehen könnte und das, alles Werturteil vorbehalten, den Vorläufer erkennen müßte.

Mit aller Entschiedenheit und mit dem ganzen Eigensinn des Schweizers lehnte Böcklin die Nachahmung der Wirklichkeit ab. Kunst bedeutete ihm Schaffen aus dem eigenen Inneren heraus, Bild eine Erscheinung, die es nie und nirgends gegeben hat als in dieser einen Phantasie, und zugleich einmalige einprägsame Formung aus den starken, reinen, leuchtenden Grundfarben, eine Formung, die seinem Inhalt entsprechen muß wie die Musik dem Text, den sie begleitet.

Man kann den Menschen und den Maler in ihm nicht trennen. Die romantische Sehnsucht war gewiß von Anfang an in ihm, aber sie wurde ebenso gewiß dadurch erst auf das höchste gesteigert, daß für alle diese schönen Farben auf der Palette keine Verwendung ist, wenn man die Wirklichkeit dieses Lebens malt; daß man sie dann brechen und mischen muß. Das schien ihm unerträglich.

Aus diesen Voraussetzungen, die mit denen der Expressionisten ziemlich genau übereinstimmen, zog er die Folgerung, vor der diese zurückschraken. Sie haben geglaubt, gegen die Wirklichkeit schaffen zu können, und es zu müssen, weil die Studie doch immer wieder an sie binde, und so sind sie ins Ungefähr und in die Verzerrung geraten. Auch Böcklin lehnte die Studie ab und hat, außer in der ersten suchenden Zeit, abgesehen von den wenigen Porträts, niemals nach der Natur gemalt, und kaum gezeichnet. Aber er hat nie verkannt, daß man eine eigene Welt nur schaffen kann, wenn man die wirkliche beherrscht, und geglaubt, daß man sie nur beherrscht, wenn man sie sozusagen auswendig gelernt hat, und daß das nicht durch beobachtendes Sehen, sondern nur durch vertieftes Schauen zu erreichen ist.

Eine Anekdote mag zeigen, wie das gemeint ist. Eine kleine Schar von Malern war in einer italienischen Landschaft zusammengetroffen. Sie zogen wochenlang täglich gemeinsam aus, und alle standen fleißig vor ihrer Staffelei. Nur Böcklin „tat nichts“. Am Ende dieser Zeit kamen sie überein, es solle jeder ein charakteristisches Bild dieser Landschaft malen. Und da war Böcklins Bild das beste. Wie eine solche zusammengefaßte Landschaft aussieht und wirkt, das zeigt die „Toskanische“ mit dem Liebespaar in der Nationalgalerie.

Man darf dabei nicht vergessen, daß dieser Träumer trotz allem ein Kind des realistischen 19. Jahrhunderts war und daß er nicht nur einen im allgemeinen richtigen Bestand, sondern auch eine weitergehende Ausführung des einzelnen wollte. Als ihn Jordan, der damalige Leiter der Nationalgalerie, dringend an die Lieferung des „Elysäischen Gefildes“ mahnte, das bei ihm bestellt worden war, antwortete er: „Sie ahnen gar nicht, wieviel Blätter eine solche Pappel hat.“ Das klingt nun fast komisch. Aber es war ganz ernst gemeint. Und wer diese Bäume ansieht, wird finden, daß einmal das Charakteristische, dieses merkwürdige Schimmern der silbernen Unterseite der bewegten Blätter nicht anders auszudrücken ist, und daß keiner es geben könnte, der vor dem Baum sitzt und auf das einzelne Blatt paßt, sondern nur jemand, der das Ganze der Erscheinung in der Phantasie hat.

Das Ganze der Erscheinung! „Ich will nicht Wasser malen, sondern das Meer.“ Damit hat der Künstler einmal selbst den Unterschied zwischen seiner Kunst und den realistischen Spezialisten klargelegt. Das große Bild „Triton und Nereide“, eines der schönsten Böcklins und eines der größten Malwerke des Jahrhunderts, ist in Basel gemalt worden. Und wenn der Maler fühlte, daß die Phantasie nicht ganz mächtig war, fuhr er nach Portofino hinunter und setzte sich drei Tage auf die Mole dem elementaren Wesen gegenüber.

Das suchte er, das elementare Wesen, Meer, Wald, Gebirge in ihrem Urzustand, wie sie Gott gewollt hat, herrlich wie am ersten Tag. Und sich in ihre Einsamkeiten vertiefend, sah er sie wie der naive Mensch von elbischen Wesen belebt. Es war das — nicht ausgedachte — Mittel, sie von der zivilisierten Landschaft zu unterscheiden. Seine Träume schlossen sich an die Wesen der griechischen Fabelwelt an. Aber sie sahen sie nicht weiß und kalt, wie die antiken Statuen sind, und auch nicht durch Modelle dargestellt. Sie sahen sie deutlich als lebendige Kreatur mit Stimmung und Schicksal, Freude und Weh, ungehemmter Kreatur, wie sie in die ursprüngliche Natur gehörte.

So wenig ein abgemalter Baum in dem Bilde seiner Phantasie stehen konnte, so wenig ein abgemalter, ein nach dem Leben studierter Mensch. Wie peinlich stört noch bei dem geliebten Feuerbach die Mahnung an das Modell, das Iphigenie werden sollte und nicht konnte! Böcklin mußte Menschen und Tier ebenso bloß durch Anschauung beherrschen lernen wie die Natur, um dies Wesen seiner Phantasie schaffen zu können. Er traf das Ganze und die Vitalität, aber die Anatomie ist im einzelnen oft zweifelhaft. Wer am einzelnen haftet, wird sich daran stoßen. Kritik, die diese Art von Kunst ablehnt, hat hier die schwache Stelle, wo sie ansetzen kann. Künstlerklatsch erzählte, die eifersüchtige römische Frau des Künstlers hätte kein Aktstudium geduldet. Welch ein Beweis für die Dummheit und Bosheit! An dem Mangel Schuld trägt allein das Fehlen einer Tradition, einer

Erziehung, wie sie die alte Werkstätte gab, in der der Künstlerknabe das Handwerk lernte, bevor er zu eigenem Schaffen reif wurde. Der reife Böcklin konnte den Akt nicht mehr brauchen.

Böcklin, der unbefangen in die Natur sah, entdeckte für sich das Licht. Darin ganz mit den vorschreitenden Realisten seiner Zeit verwandt. Er konnte deshalb mit den Mitteln der malerischen Malerei, wie sie sich seit den Venetianern entwickelt hatte, mit dem Helldunkel und der Tonigkeit nichts anfangen. Das und die Lockung der reinen Farben auf der Palette und auch ein besonderer Realismus führten ihn zu den alten Niederländern und Deutschen, mit denen verglichen ja auch die modernen Hellmaler noch schwarz erscheinen. Er ahmte sie nicht nach, aber er nahm ihr Handwerk auf, die Holztafel, den Kreidegrund, das Lasieren. Er hatte, während alles ringsum nach rasch fördernder Arbeit strebte und den Reiz der Skizze auch dem Bild erhalten wollte — das ist doch der Sinn des Impressionismus —, die Geduld des alten Künstlerhandwerkers. Er hatte auch sonst etwas von seiner Gesinnung. Man konnte ihn, was Gurlitt klug benutzte, mit einer gut vorbereiteten Tafel zum Malen reizen. Dann stand er zwischen den schwarzen und leeren Wänden seiner Werkstatt und legte langsam das Bild, das ihm bis ins kleinste bestimmt vor dem inneren Auge stand, auf die Tafel. Auch in dieser Arbeitsweise ein einziger, Gegensatz in der äußersten Bedeutung des Wortes zu den Zeitgenossen, die sich eben anschickten, die Staffelei ins Freie zu stellen und sich dem Eindruck des Augenblicks hinzugeben. Womit nicht etwa Recht und Wert der anderen geleugnet werden sollen. Auch im Hause der Kunst sind viele Wohnungen.

Man muß, wenn man von Kunst spricht, so viele einzelne Punkte erörtern, trennen zwischen Inhalt und Form, zwischen Menschlichem und Künstlerischem. Das verunklart dann den einfachen Tatbestand. In diesem Fall darf es über allen solchen Darlegungen nicht in Vergessenheit geraten, daß Böcklin im Grunde immer nur eines gewollt hat: Das Bild, das Farbengebilde, fest geschlossene, unabänderliche, harmonische Einheit aus leuchtender Materie, aus einem inneren Erlebnis erwachsend und auch für sich, als bloße Oberfläche, schon seine Stimmung ausdrückend. Das nannte bei Böcklin trockene Gelehrtensprache dann seine Farbensymbolik, ein gräßliches, vollkommen unkünstlerisches Vorgehen, das diesem Durch-und-durch-Gefühlsmenschen nie hätte einfallen können. Ihm kam das Bild zugleich als Darstellung und als Klang: Freude, hell und bunt, in der „Flora", Leidenschaft und Laune, tieftonig mit bizarren Flecken, in „Triton und Nereide", Verzweiflung und Trost, totes Blau und eindringendes Rot, in der „Pietà".

Und er führte durch die Linien das Auge so, daß es die musikalische Wirkung fühlen muß. Im Gegensatz zu den Abstrakten, die aus Unverstand auf dieses einzige Mittel, im Bild ein Nacheinander zu erzielen, verzichten.

Merkwürdigstes Beispiel solchen Aufbauens der „Prometheus". Der Augenpunkt ist ganz tief, alle Linien zwingen zu ihm hin. Dann erst steigt der Blick über den Bergwald zu den Schroffen und endlich zum Kamm und zu dem Riesen, der über das Gebirge hingeworfen liegt, nicht wie sonst an einen Felssplitter geschmiedet und ein Mann von mittlerer Größe. So sieht man auf der kleinen Bildfläche Ungeheures, worauf hier die Führung des Auges abzielt.

*

Diese Darstellung und Wertung ist natürlich persönlich. Aber das Gefühl von der Einzigkeit dieses Künstlers war doch von den späteren achtziger Jahren an so allgemein, wie eine Kunstmeinung überhaupt nur werden kann. Sie wurde so wenig vom „Pan" bestritten, jener großartig aufgemachten Zeitschrift, in der Meyer-Gräfe in Kunstdingen den Ton angab, wie von der Berliner Sezession, die Max Liebermann begründet hat. Und das Volk nahm die Reproduktion mit Leidenschaft auf. Nur ihm von allen Gebenden wurde Dauer über die Zeit hinaus — „Unsterblichkeit" pflegt man zu sagen — zugesprochen.

In derselben Zeit, in der sich Böcklin gegen die Konvention durchgesetzt hatte, war ihr eine zweite Gegnerschaft entstanden. Gegen Ende der achtziger Jahre war Max Liebermann mit der „Flachsscheuer in Laren" in die Nationalgalerie eingezogen. Es war ziemlich derselbe Kreis, der ihn begrüßte, ihn, der nun seinerseits den Hohn der Gewöhnlichen zu spüren bekam. Denn wir — ich kann ruhig sagen: wir, wenn auch dieser oder jener einseitig war — wir wollten und bildeten ja keine Richtung und hatten kein Programm. Wir suchten nichts anderes als lebendige Kunst statt der erstarrten und, wie Liebermann es bei der Begründung der Sezession formuliert hat, freie Bahn für jedes Talent.

Die „moderne" Bewegung — diese Bezeichnung tauchte damals zum erstenmal auf — war im Westen entstanden. Es gab damals schon den Impressionismus, und es kamen auch — immer bei Gurlitt — schon hier und da Bilder seiner Meister nach Berlin. Aber seine Wirkung setzte erst in den späten neunziger Jahren ein. Die Geschichte hat sich bei denen, die sie nicht miterlebt haben, verschoben, ist auch wohl absichtlich von Freund und Feind verschoben worden, von Feind, um die junge Kunst als französisch bloßzustellen, von Freund, um ihre Modernität weiter zurückdatieren zu können. Tatsächlich hatten Liebermann

die Impressionisten in Paris gar nicht interessiert. Er hatte sich an Munkascy, den gar nicht Modernen, angeschlossen und dann seine Befreiung in Holland durch Hals und Israels gefunden, Israels, der seinerseits von Rembrandt und Millet hergekommen war. Der Sinn dieser Bewegung war: Licht, Luft und bewegtes Leben, Wendung von der schlechten Tradition der Akademie zu der guten alten malerischen Malerei, das Bild aus dem eigenen Erlebnis in der Natur geholt. Es war natürlich etwas anderes, als Böcklin wollte, man kann sogar von einem Gegensatz sprechen, aber in dem, worauf es uns ankam, war beides verwandt: eigenes Erlebnis war die Grundlage hier wie dort. So konnten wir beides umfassen. Auch im „Pan" stand Liebermann neben Böcklin, auch in der Sezession hängte man Böcklin an einen Ehrenplatz.

Das änderte sich erst, als die in besonderem Sinne sogenannte moderne Malerei siegte und der Impressionismus Weltmode wurde. Da wurde sie unduldsam. Ich liebe ihre Künstler, die deutschen und die französischen, die nicht nur gute Bilder gemalt, sondern unser ganzes Lebensgefühl gestärkt und erfrischt haben. Aber das ist kein Grund, andere Kunst auszuschließen. Liebermanns Formel: „Malen heißt: aus einer Fläche eine Tiefe machen!" ist offenbar einseitig, sein gutes Recht, aber kein Dogma. Später hat sich eine ganze Generation dagegen aufgelehnt und, wieder einseitig, gerade dieses Malen gar nicht als Kunst wollen gelten lassen. Es ist Kunst, und Liebermann hatte vollkommen recht, wenn er in seinem glänzendsten Aufsatz auch die Wirklichkeitsdarstellung eines echten Künstlers als Werk malerischer Phantasie hinstellte. Nur gibt es auch eine Kunst des Traumes, und sicher hat sich das deutsche Gefühl niemals in diese Welt einschließen lassen und wird es niemals dulden. Aber selbst diese Unduldsamkeit der Modernen wurde nicht aktiv gegen Böcklin, so wenig wie gegen Klinger.

Aktiv wurde nur einer, eben Meyer-Gräfe. Der hatte viele Jahre in Paris gelebt und sich mit der leidenschaftlichen Teilnahme an der Kunst, die ihn auszeichnet, wirklich auszeichnet und ihn auch dem Gegner interessant und sogar liebenswert macht, in die Malerei der Impressionisten verliebt. Verliebt, das bezeichnet schon die Ausschließlichkeit. Als er nach Deutschland zurückkehrte, war er dem früher ebenso geliebten Böcklin entfremdet, und diese Liebe schlug um. Man weiß, was das sagen will. Die Eruption erfolgte in dem Buch „Der Fall Böcklin".

Es war ein Pamphlet, eine wilde Beredsamkeit riß den Verfasser mit. Es sind Behauptungen darin aufgestellt, die nicht einen Augenblick eigener Besinnung hätten standhalten können. Er wollte auch nicht überzeugen, sondern den Leser sozusagen über den Haufen reden. Und das ist ihm bei den meisten denn auch gelungen. Wirkung des gedruckten Wortes auch auf die, die selbst drucken lassen.

Daß es ihm gelingen konnte, war freilich trotz seiner Gaben nur dadurch möglich, daß eben die Kunst, deren Anschauungen ihm die kritischen Waffen lieferte, den Siegeszug antrat, und daß besonders in der Reichshauptstadt, die sich gerade anschickte, Kunsthauptstadt zu werden, der einflußreiche Kreis um Liebermann mit ihm herzlich einverstanden war und für seine Ideen wirkte. Es ist nicht einmal so ganz sicher, ob er nicht erst durch den starken Beifall dieses Kreises zu gelegentlichen Äußerungen, wie sie in einer gewissen Schärfe im Kunstgespräch des inneren Kreises fallen, zu dem Buch angeregt wurde. Natürlich war eine Wirkung gewollt ad majorem gloriam impressionismi. Aber die tatsächliche Wirkung ging über den Willen hinaus, weil sie über jede zu erwartende Möglichkeit hinausging. Folgte unmittelbar nur ein kleiner Kreis, so war das eben der Kreis, von dessen Taten und Meinungen das große Publikum abhängt, weil, wenn er einen Künstler nicht zeigt und nicht von ihm spricht, sein Werk dazu verurteilt ist, vergessen zu werden.

Auch kam es Meyer-Gräfes Wirkung zuhilfe, daß ja ein Teil seiner kritischen Einwände im einzelnen durchaus recht hat. Es war nicht schwer, sie zu finden. Waren es doch dieselben, gegen die er selbst, als sie von den Menschen der alten Schule erhoben wurden, einstmals den Meister verteidigt hatte: die Schwächen der Anatomie, die in manchen Stücken unleugbare Grelle der Farben, die Spur von Barbarischem. Wenn man demgegenüber das Ganze des Schaffens, des Schaffens einer eigenen Welt, nicht in seinem Wert würdigt oder es nicht einmal als Wert gelten läßt, so kann man mit großer Wirkung verurteilen. Und erst, wenn man advokatorisch die Beispiele wählt, nur die Bilder heranzieht, in denen die Schwächen besonders hervortreten.

*

Aber trotz allem: das Werk steht. Und wie oft wandelt sich das Urteil! Darf man nicht wieder nach der Natur malen, was ein Jahrzehnt lang streng verpönt war? Ich glaube nicht daran, daß ein Volk für immer eine künstlerische Tat, die aus seinen Tiefen geholt ist, wie das Werk Böcklins aus dem Bestand seiner Kunst streicht. Der hundertste Geburtstag kann schon den Anstoß zu einer neuen Besinnung geben.

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Der Jäägg

Eine Jugenderinnerung von Alfred Huggenberger

Es soll mir niemand sagen, die Landkinder seien arm an Kurzweil und Lebensfreuden. Wenn ich einen Knaben im Garten des Vorstadthauses mit seiner kleinen Eisenbahn spielen sehe, die er mit einem Schlüsselchen aufziehen kann, worauf sie auf dem winzigen Schienengleise einmal im Kreise herumfährt, ein totes elendes Ding, dann denke ich jedesmal im stillen bei mir: ‚O, ein Zicklein ist halt doch etwas ganz anderes!'

Wir hatten in Kinderzeiten wenig Spielzeug, ich und meine Gespanen. Ein kleiner Lotterwagen war da, der schon von den älteren Geschwistern durch überladen vergewaltigt worden war. Ein hölzernes Pferd mit drei eingesetzten Notbeinen. Kein Teddybär, kein Schleppsäbel, kein Steinbaukasten. Dafür brachte uns jedes Frühjahr die Zickleinzeit, immer als Überraschung, als richtige Glücksbescherung, und immer kam sie just in jenen Tagen, da wir das Wunder der Frühlingswerdung halb und halb ausgeschöpft hatten und ein bißchen schwarmmüde und blumensatt geworden waren.

Es fing zwar gewöhnlich mit einer kleinen Enttäuschung an. Ja, das muß ich schon sagen, meine Mutter hätte mit ihrer Verkündigung jeweilen einen Tag oder zwei zuwarten sollen. Aber dann hätte wohl der Vater nicht schweigen können. Schweigen ist schwer, wenn die Liebe sich so arm zum Schenken fühlt und doch gar zu gern schenken möchte.

Ich kann mich noch genau darauf besinnen, mit welcher Verständnislosigkeit ich als kleiner Knirps einmal vor dem schmalen Verschlag im hintern Stallgang stand, ganz starr und zugenäht vor heimlicher Entrüstung. Das sollten nun Zicklein sein? Armselige Geschöpfe, erst halb lebendig, zum Stehen noch ohnmächtig, das Haar verklebt und unsauber. Wenn eines von ihnen sich aufzurappeln versuchte, immer mit den Hinterbeinchen zuerst, wenn es so dastand, vorn noch auf den Knien, schwankend und wankend, wenn es dann wieder hinfiel mit einem dünnen, hilfeheischenden Meckern, dann gewann selbst die vom bequemen Stalleben stumpf und seelenzufrieden gewordene Muttergeiß ihren angebornen Natursinn zurück, sie plärrte laut heraus, zerrte an der verschliffenen Halskette und wollte helfen, helfen . . .

Zicklein — o je! Nicht einmal Milch trinken konnten die Krüppeltierchen! Man mochte ihnen die Mäulchen bis an die Augen in den Milchnapf hineintunken, sie hatten keine Ahnung, um was es sich handelte. Sie sperrten sich, niesten und pusteten, als wenn's ums Leben ginge, während man es doch so herzensgut mit ihnen meinte. Einfach zum Davonlaufen!

Meine Mutter hatte für alles eine Entschuldigung. „Sie sind halt noch klein und ungeschickt," sagte sie. „Sie wissen noch nichts mit dieser dummen Welt anzufangen. Wir hätten sie nur bei der Geiß lassen sollen. Am vollen Euter zu saugen, dazu wären sie gescheit genug. Ja, wenn halt nur nachher das Abgewöhnen nicht wäre, wo dann die Geiß tagelang den Stall und das Haus mit ihrem Gemecker füllen und vor Langerweile fast sterben würde. So denkt sie bald nicht mehr daran, daß das ihre Kindlein sind, die arme Zusle."

Merkwürdig, am andern Tag konnten die Zicklein schon stehen und gehen. „Siehst du jetzt," lächelte die Mutter, „bei dir ist es fast ein Jahr gegangen." Sie konnten Milch trinken, als hätten sie schon seit Wochen nichts anderes getan; nur daß man ihnen noch den Lutschfinger ins Mäulchen stecken mußte, damit sie sich nicht überschluckten.

Ich pflegte das Zickleingeheimnis meinen Gespanen womöglich ein paar Tage zu verhehlen; so lange bis die kleinen Schnuppermäulchen zu richtigen Nichtsnutzen geworden waren und ich mich mit ihnen zum erstenmal in den Baumgarten hinauswagen durfte. Nichts konnte mich mehr ärgern, als wenn einer der Nachbarsbuben mir dann zuvorkam, indem er eines schönen Morgens mit seinem eigenen Gitzigemeindlein ausrückte. Erst gab es nun Vergleiche und abschätzige Bemerkungen; aber am Ende gaben wir gewöhnlich einmütig der Überzeugung Ausdruck, daß wir noch nie, aber auch noch gar nie einen so gelungenen Fünf- oder Sechsspänner beisammen gehabt hätten. Wir konnten uns zu Tode lachen über die Luft-

sprünge und über die täppischen Gepflogenheiten unserer kleinen Spielgefährten.

Keine Frage, so ein junges Geißlein ist das vergnügteste, drolligste, aufgeräumteste, neugierigste und überstelligste Geschöpf, das man sich überhaupt denken kann. Es ist anhänglich und treuherzig, es ist bei aller Albernheit so klug wie neckbedürftig. Dazu harmlos und lebensgläubig, als wäre es eben aus dem Paradies entsprungen. Ich behaupte: nichts paßt auf Erden herrlicher zusammen als Kinder und Geißlein. Ohne sie je auszusprechen, teilten wir allesamt diese Meinung, Mägdlein und Buben. Wenn auch hin und wieder so ein noch nicht ganz kniefester Hosenmatz von einem sonnentoll gewordenen Böcklein über den Haufen gerannt wurde, so holte er sich auf dem Sammetrasen keine Beulen, und wir hatten immer das schönste Gaudium. Wir übersahen ob unseren Zickleinfreuden beinahe die ersten gelben Schmetterlinge. Die Größeren von uns konnten sogar den Schulbakel vergessen und den wenig erwünschten angehenden Arbeitszwang. Wir konnten wahrhaftig selber zu jungen Geißlein werden.

Aber es ist kein Glück so groß, es muß von einem Schatten verdunkelt werden. Der schwere Schatten, der manchmal urplötzlich, schicksalhaft über unsere Kinderseligkeit hereinfiel, war der Geißlimann, der Jäägg oder Geißenfrävel, wie er in der Gegend hieß. Merkwürdigerweise trug er den wohlklingenden Familiennamen Schönenberger; aber dieser Name stand mit seiner äußeren Erscheinung im grellsten Widerspruch. Ich hoffe mit Zuversicht, nie mehr in meinem Leben einem auch nur annähernd so häßlichen und unheimlichen Menschen begegnen zu müssen. —

Wer hätte sich um die liebe Osterzeit herum nicht schon an einem Gitzibraten wohlgetan? Ich selber muß bekennen, daß ich meinem angeblich verjährten Vorsatz schon mehr als einmal untreu wurde, wenn ein Wirtshausgast neben mir das leckere Gericht aufgetragen bekam. Ich entschuldigte mich vor mir selber damit, daß die Ungerechtigkeit der Welt ihr Opfer ja bereits gefordert habe und daß ich für die traurige Sache keineswegs verantwortlich sei.

Aber mitten im Schmausen konnte mich plötzlich die alberne Einbildung quälen, der Jäägg sitze mir gegenüber, und mit meinem Wohlleben war's vorbei. Das brachte der Geißenfrävel durchaus ohne sein Zutun fertig. Es genügte, daß er da war. Ich habe bedauerlicherweise das Vermögen, ihn mir jederzeit als so leib- und geisthaft anwesend vorstellen zu können, daß ich ihn wahrhaftig mit starr erschrockenen Kinderaugen ansehen muß.

Es ist schwer, sein Bild zu malen. Es ist wirklich nur als ein Versuch aufzufassen, wenn ich das jetzt wage. Sein unverhältnismäßig großer Kopf mit dem schmalen Tannzapfengesicht und der weit abstehenden Ohrenzier saß vollständig halslos, scheinbar nur lose hingestülpt, zwischen den breiten, von einem Höcker überhöhten Schultern. Wie von einem Maschinenwerklein getrieben, führte er steife Viertels- und Halbdrehungen aus, ohne sich doch je, wie man immer befürchten mußte, von dem übrigen Menschen loszulösen. Der dünne, beidseitig abwärtsstrebende Schnauzbart hielt den Mund zangenförmig fast ganz umklammert und gab diesem etwelche Ähnlichkeit mit dem Freßwerkzeug einer Spinne. Um den Augen annähernd gerecht zu werden, müßte man sie in Tätigkeit vorführen können. Die Natur tut merkwürdige Dinge; aber so ein Augenpaar zu bilden, mußte sie ihre ganze Kraft zusammennehmen, die Lust und auch den Schmerz. Sie waren voneinander durchaus unabhängig, jedes bewegte sich auf eigene Rechnung und Gefahr. War das eine gleichsam gestielt und ließ fast immer nur das Weiße sehen, so hielt sich das andere hartnäckig in seiner Höhle versteckt, scheinbar nur auf einen Anstoß von außen lauernd, um im gegebenen Moment herauszuschnellen wie ein bösartiges Insekt.

Nein, ich habe am Geißenfrävel nicht zu viel getan. Ich habe ihn eher noch zu schön gemalt, vielleicht aus lauter Angst, er möchte wieder auferstehen, er möchte in seinem zweiten Leben alle die ungezählten Greueltaten wiederholen, um die er von uns gefürchtet, gehaßt, verabscheut wurde.

Wenn der Jäägg weiland in unserem Weiler auftauchte, dann verstummten Kinderlärm, Zank und Singen wie auf ein Zornwort Gottes. Wir wußten es alle: jetzt kam für unsere armen Zicklein unabwendbar die große Not. Der Frühlingstag mochte unser Heimatgelände, die lieben alten Hofstätten, die Vorgärtlein und Hauswiesen noch so treuherzig und aller Verheißungen voll in seinen Armen halten, dem Jäägg gegenüber war er ein armes hilfloses Kind. Ein Kind wie wir, angstbeklommen und keiner Schutzgebärde mächtig. Denn es gab auch in unserer vom Himmel mit dem Geschenk der Weltabgeschiedenheit bedachten Kinderheimat zwei Dinge, die mächtiger waren als alle guten Geister: die Sorge, das Geld. Die Sorge, die Tag um Tag in unsern Stuben mit zu Tische saß, merkwürdigerweise immer doch wieder von kleinen

Glückswundern gebannt und im Zaum gehalten. Das Geld, das mit der Sorge gemeint war. Kein Rinnsal so eng und dürftig, es gab ein leichtes Aufatmen, wenn irgendwie und irgendwoher ein dünnes Geldbrünnlein hereinfloß.

Gewöhnlich suchte der Jäägg unsern Stall zuerst heim, weil mein Vater nicht allzu zäh im Feilschen war. Dann konnte er nachher auch den Nachbarn den Preis herunterdrücken. Die Zicklein, so zutraulich sie sonst waren, drängten sich vor dem schrecklichen Mann im hintersten Winkel des Verschlages scheu zusammen, als ahnten sie das Furchtbare. Aber das verwachsene Männchen griff, über den Gatter hingebeugt, unerbittlich nach ihnen. Es langte die heftig meckernden und zappelnden eines nach dem andern heraus, wog sie auf den Händen schätzungsweise ab, wobei man nie wußte, auf wen er es mit seinen schielenden Augen abgesehen.

„Ladenware!“ krächzte er dann verächtlich. Nie waren die Gitzi richtig ausgemästet. Todsicher waren sie entweder zu blutt oder zu alt. Waren sie scheckig, so mußten die weißen Felle just Mode sein, waren sie weiß oder gemsfarben, beteuerte er auf Ehr' und Eid, diese Farben seien so gut wie unverkäuflich.

Wenn die Mutter mit beim Handel war, dann verfingen diese Reden nicht. Sie schien den Schwindel einfach zu überhören und war sehr hartnäckig. Der Jäägg konnte noch so entrüstet auf die Hinterbeine stehen, er mochte noch so dringliche Beteuerungen aus seinem Zangenschnurrbart herausgeifern, es blieb beim festgesetzten Preis. Die viele Milch sei ja kaum zur Hälfte bezahlt, und für die Mühe habe man nichts. „So behaltet ihr halt die Lumpentiere!“ schrie der Jäägg dann, scheinbar aufs äußerste erbost. „Ich will nicht Geld darauflegen, wie das letzte Jahr. Überhaupt, in diesem Stall hat man mich gesehen!“ Damit trollte er sich hinaus. Doch da ihn niemand zurückrief, wandte er sich, schon einige Schritte von der Stalltür entfernt, wieder um und sagte mit einem Weltuntergangsseufzer: „Also denn! Nur damit gehandelt ist. Aber für dies Jahr hin stecke ich das Geschäft auf. Nicht das kalte Wasser ist dabei zu verdienen.“

Ich habe der Markterei als Kind nur zwei- oder dreimal beigewohnt, immer mit der leisen Hoffnung, vielleicht doch eines der Geißlein retten zu können. Aber wenn die Mutter bei meiner Bitte auch nebenaus sehen mußte, mein Wunsch blieb unerfüllt. Von da an versteckte ich mich beim Erscheinen des Geißenfrävels jeweilen irgendwo im Hause und ließ dem Schicksal den Lauf. Oder ich ging mit Jaköbli Stoller nach dem Langacker hinaus, wo wir auf einem schiefgewachsenen, leicht ersteigbaren Apfelbaum eine kleine Baumhütte mit Bretterdach und Bänklein besaßen. Von den abenteuerlichen Plänen, die wir hier gegen den Jäägg ausheckten, hätte auch der harmloseste den Unhold aus dieser Zeit in die Ewigkeit befördert.

Aber einmal zwang mich eine häßliche Neugierde doch, dem Geißenfrävel von meinem Kammerfenster aus zuzusehen, wie er hinter der Scheune des Nachbarhauses ein Zicklein tötete. Zuerst versetzte er ihm mit dem knotigen Schwarzdornstock, den er immer bei sich führte, einen Schlag ins Genick; doch schien sein Opfer davon nicht ganz betäubt zu sein, denn es stieß einen durchdringenden Schrei aus, als er ihm nun mit seinem großen Messer kurzerhand Hals und Kehle durchschnitt. Ich wußte jetzt, woher der Übername Jäägg kam.

Sobald das Tierchen ausgeblutet hatte, hängte er es an zwei in der Wand steckenden Nägeln auf und begann es zu schinden und auszuweiden. Es ging wie geflogen. Das Höckermännchen war ganz in seinem Element. Es schien kaum den Augenblick erwarten zu können, wo es sich das zweite Opfer aus dem Stall herausholen durfte. Vielleicht war es der heimliche Haß des von der Natur so stiefmütterlich behandelten Menschen gegen alles Vollkommene und Gradgewachsene, der seiner unersättlichen Mordlust Nahrung gab. Es dauerte kaum eine halbe Stunde, so hingen bereits drei oder vier Zicklein geköpft und enthäutet an der Bretterwand. Der Jäägg pflegte die halbierten Gitzileiber, nachdem sie sich etwas verkühlt hatten, sorgfältig mit Tüchlein umwickelt in eine auf seinem Handkarren stehende Bandzeine zu verstauen. Kleinere, nur erst wenige Tage alte Tierchen, die er wahllos auch aufkaufte, packte er einfach in einen Sack, den er zumachte und beidseitig am Wägelchen festband. Die armen Gefangenen versuchten immer wieder aufzustehen, so daß der Sack fortwährend in Bewegung war. Sie flehten mit ihren verschiedenartigen Stimmlein eindringlich um Erbarmen, aber es war niemand, der ihnen helfen konnte oder wollte. Ich entsinne mich als auf einen klaren Traum darauf, wie einmal eines der Gitzi sein Köpflein durch ein Loch des Sackes herauszuzwängen vermochte, ohne ihn doch wieder zurückziehen zu können. Von den andern heftig hin- und hergeschoben, kam es oft in große Bedrängnis und stieß gurgelnde Laute aus. Aber

Der Schleswiger Dom. Gemälde von Ludwig Kath

der Geißenfrävel zog mit seiner Unglücksfuhre ab, ohne sich auch nur umzusehen. Da geschah etwas Überraschendes, das unsere Kinderherzen mit Genugtuung und Freude erfüllte: der lange Xaver Stoller, der sonst gar nicht zart besaitet war, lief dem Frävel nach und versetzte ihm eine gesalzene Ohrfeige, worauf er dem armen Zicklein wieder in den Sack zurückhalf.

Wir fanden nachher in der Nähe der Schlachtstätte einige matte Glaskugeln: die Zickleinaugen, die der Jäägg weggeworfen hatte. Die Sterne waren starr und gebrochen; dennoch konnten sie einen anblicken, aber nicht wie vorher, o, ganz anders, ganz anders. Es war eine sehr traurige Sache. Jaköbli Stoller sammelte die Kugeln in ein abgeschliffenes Kaffeeschüsselchen und wir begruben sie in Bräms Garten. Die Mädchen steckten Schlüsselblumen in das feuchte Grabhügelchen, und Gottlieb Bräm sagte: „Es freut mich halt nur, daß der Jäägg eines auf den Grind bekommen hat." Damit war schon ein weniges von der großen Beklommenheit von uns genommen.

Als ich mein erstes Schulexamen überstanden, bekam ich als Belohnung dafür, daß mich der Lehrer am Wirtstische vor meinem Vater gelobt hatte, ein schönes braunes Zicklein namens Gemsli geschenkt. Ja, wirklich ganz allein mir sollte es gehören. Es war von Anfang an zum Aufziehen bestimmt worden; so brauchte ich also vor dem Jäägg keine Angst zu haben.

Ich war in kurzem derart in meinen Liebling vernarrt, daß ich fast jeden freien Augenblick bei ihm zubrachte und mich um seine kleinen Geschwister ungerechterweise fast gar nicht kümmerte. Wenn wir uns mit der Gitzigesellschaft auf dem Anger vergnügten, so war Gemsli immer um mich, es lief mir wie ein Hündlein überallhin nach. Nicht genug konnte es sich tun vor Übermut, ich hätte darauf geschworen, daß seit der Welt Bestehen nie ein Zicklein ähnliche Luftsprünge fertig gebracht habe. Manchmal versteckte ich mich rasch hinter einem Baumstamm; dann trippelte es suchend hin und her und blökte trostlos. Es war vor Freude ganz närrisch, wenn ich plötzlich wieder neben ihm stand. Dann wieder legte ich mich auf den Rasen hin und stellte mich tot. Auch darauf ging Gemsli ein, so meinte ich wenigstens. Erst hüpfte es zwar ein paarmal über mich hinweg, als wenn es sagen wollte: O, ich lass' mir nichts aufbinden! Aber bald wurde es stutzig und erregt. Es betastete mir mit seinem Schnuppernäschen Gesicht und Hände, es knabberte an meinen Ohrläppchen, bis ich lachend aufspringen und ihm versichern mußte, ich wolle es nie mehr so dumm in Angst jagen.

Eines Samstagnachmittags stand unversehens das Handwägelchen des Jäägg auf unserer Hofstatt. Ich schlich mich in die Scheune hinein und lauschte unter der hintersten Futterluke mit angehaltenem Atem, was drinnen im Stall vor sich ging. Der Geißenfrävel schien ganz außer sich zu sein. „Was — so einen Haken, so ein Mistvieh wollt ihr aufziehen? So eine langbeinige Fehlgeburt, die dazu noch Hörner bekommt wie ein Steinbock? Nicht einmal das Abstechen ist die Kreatur wert! Da muß es unsereinem schon um ein gutes Werk zu tun sein, wenn er überhaupt einsteigen soll!"

Die Mutter nahm das gescholtene Tierchen zwar bescheiden in Schutz; aber schon der Ton ihrer Stimme verriet mir, daß sie über die Aussetzungen des Geißenfrävels etwas betroffen war. Das Gemsli sei von einer besonders guten Milchziege, und Hörner seien nach der Abstammung ganz ausgeschlossen.

Der Jäägg wurde nur noch hitziger. „Gut, dann behaltet ihr halt den Balg! Ihr könnt dann einmal Freuden genug an ihm erleben, wenn ihr jede Nacht dreimal aufstehen müßt, weil das Untier seine Säbelhörner am Barren schleift, wenn es die Stäbe herausbricht und den Stand ruiniert. An dem mageren Gestell wäre sowieso für mich kein Räpplein zu verdienen. Ist von den Lümmelbuben zu viel herumgejagt worden. Haut und Bein, sonst nichts. Bin ich etwa dazu auf der Welt, den Leuten ihre Dummheit aus dem Kopf zu schwatzen? Wenn ihr mit einem Waldaffen geschäften wollt, so könnt ihr euch einen hölzernen machen lassen."

Für diesmal ging der Kelch noch an meinem Liebling vorüber. Allein schon wenige Tage später gab mir die Mutter behutsam einen ersten Wink. „Du — man würde fast glauben, das Gemsli bekomme wirklich Hörner. Das wäre dann schade. Mit Horngeißen hat man immer viel Ärger, halt weil sie unruhig und stößig sind."

Diesen schmalen Hinweis las ich ohne weiteres als das auf, was er war: das Todesurteil für meinen kleinen Spielgefährten. Noch gab es ja einen kurzen Aufschub; wenigstens für so lange, bis die verhängnisvollen Hörnlein augenfällig und unleugbar in die Erscheinung traten. Doch das geschah nur zu bald.

Nun begann ein schwerer Kampf. Ich wehrte mich hartnäckig für mein Zicklein — und wußte doch, daß es dem Geißenfrävel unrettbar verfallen war. Die Hörnlein

wuchsen und wuchsen, sie stachen bereits wie kleine schwarze Fingerlein aus dem Stirnboden hervor. „Das hätte ich ihm nun wirklich nicht zugetraut,“ sagte meine Mutter vorwurfsvoll, bekümmert.

Gemsli gehörte ja noch immer mir, noch war das Schwere, mir kaum Faßbare nicht ausgesprochen worden. Allein es fiel mir unheimlich auf, daß unsere Spielzeit gemach eingeschränkt wurde. Das viele Herumgumpen bekomme einem Gitzi schlecht . . .

Man hätte mir jetzt ganz wohl alles sagen können. Ich wußte es doch. Und mein Geißlein wußte es auch. Es verstand jedes Wort, das über sein Schicksal gesprochen wurde. Es verstand auch, was ich ihm verschwieg. Wir waren oft recht traurig zusammen. Gemsli trank die frischgemolkene Milch, die ich ihm im Becken vorsetzte, säuberlich und anständig, ohne zu glucksen und zu niesen, bis auf den letzten Tropfen aus. Es mußte ja hübsch wachsen und gedeihen . . . Wir spielten lang nicht mehr so ausgelassen wie vordem. Es war, als ob wir beide plötzlich viel älter und vernünftiger geworden und durch das schwere Geheimnis noch inniger miteinander verbunden wären. Nie mehr im Leben habe ich nachher an einem Geißlein so zart und schmerzlich gehangen.

Da machte mir die Mutter eines Abends vor dem Schlafengehen eine sonderbare Mitteilung. Ich müsse jetzt wegen dem Gemsli keine Angst mehr haben. Der Vetter Karli in Unterbuchen, der eine wunderliche Vorliebe für Horngeißen habe, wolle es kaufen. Es bekomme einen guten Platz, und ich könne dann hin und wieder nach ihm sehen. Wenn der Karli auch ein paar Fränklein weniger gebe als — als der andere, so mache das nichts. Man könne den kleinen Ausfall vielleicht an einem andern Ort einbringen.

Als ich am darauffolgenden Nachmittag aus der Schule heimkam und mit der bekritzelten Schiefertafel unterm Arm in den Stall trat, war mein Zicklein weg, der Verschlag war ausgeräumt und gescheuert. Ich heulte und war untröstlich. Aber die Mutter hatte mir in der Stube ein großes Stück Brot und eine Rauchwurst auf den Tisch hingelegt. Eine Rauchwurst! Ich widmete mich dem seltenen Leckerbissen mit voller Hingabe, der erste Schmerz kühlte sich sachte an ihm ab. Als ich bald mit Essen fertig war, kam die Mutter aus der Küche herein. Bei ihrem Anblick fing ich mit vollgepfropften Backen wieder zu weinen und zu pfnuseln an. Sie redete mir mit vielen Worten zu. Von dem Gitzigeld bekäme ich auf Pfingsten ein neues Strohhütlein, wie der Gottlieb Bräm eines habe, bloß ein noch schöneres Band darum. Und dann dürfe ich mit ihr zum Vetter nach Unterbuchen, damit ich selber sehen könne, wie gut es meinem Gitzi ginge.

Pfingsten kam, und die Welt drehte sich um meinen neuen Hut, mit dem grünen Sammetbändchen. In Unterbuchen gab es dann allerdings eine schwere Enttäuschung. Das Zicklein des Vetters Karli trug zwar fast dieselbe Farbe, wie mein Gemsli sie gehabt; aber es hatte einen kurzen Mutschkopf und fuhr scheu und fremd zurück, als ich es streicheln wollte.

„Jetzt kennt es dich Goppel schon nicht mehr,“ sagte die Mutter. Der Lug stand ihr nicht gut an. Immerhin wollte ich sie nicht in Verlegenheit bringen, ich schwieg. Ich hatte bis jetzt alles, was vom Munde meiner Mutter kam, als heilige Wahrheit hingenommen.

„Die großen Leute halten einen gern ein bißchen zum Narren,“ meinte Jaköbli Stoller, als ich ihm andern Tages von Vetter Karlis Geißlein erzählte, das meines sein sollte, und dabei ein ganz gewöhnliches, blödes Gitzi sei. Er kniff das linke Auge zu und lächelte verschmitzt. O — das sei ihm nichts Neues. Er wollte wissen, daß meine Eltern das Horngeißlein mir zulieb doch behalten hätten; mit eigenen Ohren habe er gehört, wie ihnen der Jäägg zu der kleinen Schwindelei geraten. Nach dessen Beteuerungen hätte das Gitzi des Vetters dem meinigen wie ein Ei dem andern gleichen müssen. Jaköbli bekannte mir ferner unter dem Siegel der Verschwiegenheit, der Geißenfrävel habe das Gemsli in Bräms Wagenschopf abgestochen, damit ich nachher nichts merke. „Aber du mußt jetzt lieber nicht mehr daran denken,“ fügte er tröstend hinzu. „Es ist ja nun schon vier Wochen her. Und das Gemsli hätte später doch einmal gemetzget werden müssen.“

Ich habe meiner Mutter nichts nachtragen können. Es gab doch keinen Menschen auf der Welt, der es so gut mit mir und mit uns allen meinte, wie sie. Und mein neues Strohhütlein mit dem grünen Band hätte ich um keinen Preis mehr hergeben mögen, nicht einmal um — — ich fand den Gedanken selber niederträchtig, doch wegleugnen konnte ich ihn nicht.

Den Jäägg haßte ich von jener Zeit an womöglich noch ausgiebiger als vorher. Ich faßte es als eine gerechte Strafe für seine zahllosen Untaten auf, als er im gleichen Sommer durch die Garbenluke der Fruchtdiele fiel und tot aus der Tenne getragen werden mußte.

Neues vom Büchertisch

Romane und Novellen. Von Karl Strecker

Carl Hauptmann: Tantaliden (Berlin-Grunewald 1927, Horen-Verlag) — Hans Franck: Der Regenbogen (Leipzig 1927, H. Haessel) — Friedrich v. Gagern: Der tote Mann (Berlin 1927, P. Parey) — Otto Flake: Sommerroman (Berlin 1927, S. Fischer) — Georg v. Ompteda: Der jungfräuliche Gipfel (Leipzig und Berlin 1927, Deutsche Verlags-Anstalt)

Ein zu früh Begrabener steht in einem nachgelassenen Werk noch einmal auf; so geistig-lebendig wie nur je, mit so gütigem Blick und so ganz eigen in seinen Visionen, wie nur er es sein konnte: Carl Hauptmann, der zeitlebens im Schatten seines erhöhten Bruders stand und, fern der großen Welt, sich selber eine Welt schuf, in der es weder an Gott noch an eigentümlichen Menschen fehlte, in der sich die Gegensätze des Lebens einten sub specie aeternitatis, eine Welt, in der Ahnungen und Gesichte heraufdämmerten, die dem wirklichen Geschehen oft seherisch voraneilten.

Ja, dieser seltsame echt-deutsche Träumer mit dem Rübezahlgesicht hörte in seiner Berg-Einsiedelei die Stunden früher schlagen, als wir anderen; in merkwürdiger Vorahnung schrieb er 1913 sein prophetisches Tedeum „Krieg" und in gleichem Ahnungsvermögen entwarf er Anfang August 1918, wo er selber am wenigsten an einen Zusammenbruch des deutschen Heeres glaubte, die Romandichtung Tantaliden, eine seherische Legende vom Untergang eines Kaisers, den der Dichter auch Chan nennt. An den deutschen Kaiser darf man dabei nicht denken, eher schon an den russischen, wenngleich der Herausgeber, Will Erich Peukert, auch das nicht wahr haben will. Es ist ein Nachlaßwerk des Dichters, sein letzter Roman, nicht ganz fertig, wenn auch ein Abschluß das Ganze rundet, in wenigen Tagen ungestüm hingeworfen, ungefeilt und symbolisch verschleiert. Dennoch ein starkes Buch. Hauptmann wollte die große Legende vom Kaiser schreiben, der wider Gott aufsteht und ihn nicht zwingen kann. Ganz unpolitisch, ohne Stellungnahme zur Staatsform, ohne Anspielung auf Geschehnisse unserer Zeit. Inhaltlich ähnelt der Roman dem letzten großen Drama des Dichters, dem „Abtrünnigen Zaren", das ich für sein gewichtigstes Werk halte.

In Seidendecken fröstelnd träumt der kleine Menschenchan von künftiger Größe. Er sieht noch an der weiten Front des kaiserlichen Palais die Troiken mit den feurigen Rappen silberklingelnd vorübergleiten, träumt von einem Strahlenkranz über seinem Haupt, und hört das Wort seines Lehrers: „Du wirst ein Kaiser sein. Du bist Gottes Kind." Er weiß noch nicht, wie verhängnisvoll es für einen Menschen ist, wenn in seinem Mund jedes Wort wichtig wird, er träumt von Macht, Sieg, Größe und — Liebe. Nach langem Warten scheint sich sein Sehnen zu erfüllen. Er besteigt den Thron. Die Macht betäubt den jungen Kaiser. Er will sie erweitern durch Krieg und Sieg. Nach anfänglichem Glück kommt das Verderben. Festung auf Festung fällt. (Hier ist der Anstoß durch das Schicksal Rußlands in der Dichtung fühlbar.) Der Kaiser und seine Heere treten den Rückzug an. Hinter ihnen folgt die Vernichtung und im Lande beginnt der Aufruhr. Der Kaiser ist wie erstarrt. Er glaubt an das Wunder der Allmacht. Die Menge stürmt das Schloß und setzt den Kaiser gefangen. In der Einsamkeit der Kerkermauern erkennt er die wahre Allmacht — Gottes, erkennt er sein Menschen-Kaisertum: „aufgebrochen das Wesen Mensch, wie heilige Blüte in die Schau der himmlischen Andacht duftet. Und er wußte lange nicht, ob er nicht allein und wie ein symphonisches Walten und Orgeln und Anbeten in die Höhen willenlos, wesenlos nackt vor dem Göttlichen lag." Verstiegener Wahn bleibt ihm bis zuletzt. Zu den Räten, die über ihn richten, sagt er: „Auch in der Wiege schon war ich Kaiser . . . Ich bin nur Güte . . . Erlösung bin ich. Ich lebe. Ich sterbe nur zu mir selber. Gott ist Güte. Gott ist in mir." — Aber sein einsames Asketenmenschentum empört die Räte nur noch mehr. Sie verurteilen ihn „im Namen des allmächtigen Volkes . . . ein Sünder für alle ... eine Sühne für alle ... Bereite dich schnell." Schüsse klatschten. „Verjagten die einsame Seele zum Himmel."

Damit schließt der Roman, scheinbar fertig; aber doch noch legendarisch unbestimmt, ohne die ausgleichende Hand, und in vielem die Hast des ersten Entwurfs verratend. Auf seinem Krankenbett noch hat Hauptmann im Hinblick auf dies Werk davon gesprochen, daß der Dichter berufen sei, ins Dunkel und in den Abgrund, den Gott zwischen sich und den Menschen geschaffen, Stufen zu bauen. Hinauf zu Gott. Kein anderer könne das Nichts überbrücken, als der Dichter. Und in den Tantaliden habe er eine solche Stufe erreicht.

Das trifft, wenn man die Lücken, so gut es geht, ergänzt (den Mörtel dazu liefert ein Nachtrag des Herausgebers mit den programmatischen Aufzeichnungen des Dichters),

vollkommen zu. Carl Hauptmann steht mit seinen letzten Werken, dem genannten Drama und diesem Roman, auf der Höhe seiner Entwicklung: der weitsichtige Blick eines Bergsteigers schaut hier auf die Weltbegebenheiten seiner letzten Jahre, mit dem sehnsüchtigen Verlangen eines Sehers sucht er auch in diesem Wirrwarr noch die Hand einer höheren Vernunft zu erkennen. So, in dieser Stellung, bleibe er unserem Andenken leben, dieser wahrhaft deutsche Dichter. Hat er die Vernunft auch nicht erkannt, so hat er doch wohl den Regenbogen geschaut, der versöhnend, uns leider in diesem Fall noch nicht sichtbar, über allem Geschehen steht.

Der Regenbogen ist auch das Sinnbild Hans Francks für sein neues Buch, zunächst mehr in äußerlichem Sinne gemeint. Er bezieht die sieben Farben des Spektrums auf die siebenmalsieben Geschichten dieses merkwürdigen Buches, die sieben Epochen der deutschen Kulturgeschichte umspannen: Mythe, Mittelalter, Lutherzeit, Fridericus, Freiheit, Friede, Wirrnis. Aber der Titel des über 500 Seiten starken Werks, an dem Franck fünfzehn Jahre (1911—1926) gearbeitet hat, ist auch symbolisch zu verstehen. Nicht nur über sieben wichtige Zeitalter der deutschen Geschichte, auch über alle deutschen Lande vom Norden — Holstein, Mecklenburg, Hamburg, Lübeck — über Brandenburg, Sachsen, Hannover und Anhalt nach Bayern, Württemberg, Schlesien und Österreich spannt sich das Farbenband, und wenn man das Buch ausgelesen hat, so findet man, daß der Regenbogen das ganze deutsche Wesen mit allem Licht und allem Schatten, allem Schicksal und allem Vollbringen umfaßt, so klein auch die Geschichten an sich sind. Das nämlich ist ein künstlerischer Vorzug dieser Erzählungen, daß ihr Längenmaß sich dem Stoff anpaßt, wie ein gutsitzender Handschuh der Hand, da ist keine leere Fingerlingspitze, keine Falte, aber auch keine fühlbare Enge, und — alle schließen gut. Auch in Hinsicht der Artbestimmung ist die Mannigfaltigkeit groß: Anekdote, Novellette, Schnurre, Märchen, Skizze, Legende, Witz, Satire, Groteske, alles ist in diesen 49 Stücken vertreten und wird in dem rechten Ton vorgetragen, oft mit erstaunlicher Kunst der Verkürzung und Vereinheitlichung. Natürlich sind sie auch ihrem Wert nach recht verschieden, diese siebenmalsieben Geschichten, aber sie fesseln eigentlich alle, und manche der einzelnen Gruppen geben in ihren sieben Stücken eine lebendige Anschauung jener Zeit, so tritt uns z. B. der alte Fritz ebenso charakteristisch wie menschlich nahe in seiner Rubrik. Von den älteren Erzählungen haben mir besonders „Jesse“, „Die Stimme der Stummen“, „Die Dohle“ und „Taliter?“ gefallen. Zwei Redentiner Mönche, Rufus und Rufinus, brüderlich befreundet, geben sich das Versprechen, einander nach dem Tode noch einmal zu besuchen und kurz über die Verhältnisse im Himmel Nachricht zu geben. Sie haben sich zusammen ein fest umrissenes Bild von dem Himmelreich gemacht, zehn Jahre haben sie gemeinsam daran gearbeitet, nun wollen sie sich mit einem einzigen Wort „Taliter“ das ist: so! oder „Aliter“ das ist: anders! sagen, ob sie recht geträumt haben, oder nicht. Der jüngere von beiden stirbt zuerst und meldet dem Freunde: nicht Taliter, auch nicht Aliter sondern „Totaliter Aliter“ — es ist ganz anders! Sehr hübsch ist auch die folgende Klostergeschichte „Bruder Specht“, die zugleich (wie manches andere Stück) für das innige Verhältnis des Verfassers zur Natur zeugt. Es ist natürlich unmöglich, von 49 Geschichten hier auch nur einen kleinen Teil eingehend zu betrachten. Nur zwei literarische Skizzen seien noch erzählt, die beide frei erfunden scheinen. Die eine handelt von einem alten Bauern aus Dithmarschen, der seines großen Landsmannes Klaus Groth tiefsinniges Gedicht „Min Port“, das der ihm vorliest, mit den Worten kritisiert: „Se harrt de Port beter smeeren müßt, Groth, denn harr s' nich jümmer knarrt.“ Tiefer ist „Landstreichers Lobgesang“, ein höchst merkwürdiges Erlebnis Dehmels, das nur ein Dichter schreiben konnte und vielleicht das tiefste seligste Erleben bedeutet, das einem Sterblichen beschieden ist. Das ganze Buch ist ein so reiches Mosaik der Erzählungskunst, daß es jedem, welchen Weges und welchen Geistes er auch kommen mag, etwas als Wegzehrung beschert.

Anspruchslos kommen die vielen kleinen Erzählungen dahergetrippelt, und diese heute selten gewordene Eigenschaft zeichnet auch ein Buch aus, das gewichtiger schreitet, weil es ein voller runder Roman ist: Der tote Mann von Friedrich v. Gagern. „Nur“ eine Indianergeschichte — aber hätte diese Indianergeschichte ein Ausländer geschrieben, ein Engländer zumal: des Beckengerassels, der Posaunenstöße und Tamtamschläge in gewissen Zelten des deutschen Büchermarktes wäre kein Ende, das Wort „Genie“ würde da so billig wie Brombeeren sein. Friedrich v. Gagern kann es mit allen diesen gepriesenen Meistern, gegen die ich im übrigen durchaus nichts einzuwenden habe, getrost aufnehmen. Er hat zunächst, wie sie, das Erlebnis für sich, mit eigenen Augen hat er erblickt, geschaut, beobachtet, was er schreibt, mag er nun „Das nackte Leben“ bei den Rifpiraten in Marokko retten, oder „Das Geheimnis“ der Krainer Berg- und Waldgelände ausplaudern, oder endlich, wie schon im „Marterpfahl“, bei den Rothäuten und weißen Jägern in Prärien und Urwäldern seine Büchse spannen. Dieser „tote Mann“, ein großer und weitgefürchteter Sagamore am Bibersee zwischen dem Wasser Minni-Wakan und dem Misuri, verkörpert das Schicksal der roten Rasse. Er wächst in Gefahren auf, schon in seinem zweiten Lebensjahr entgeht er allein von seinem ganzen Dorf dem Tode durch einen es überfallenden feindlichen Kriegerstamm.

Auf den Wink eines uralten Häuptlings, der gefaßt seinem Schicksal entgegensieht, verkriecht sich das Kind in einer Grube unter einen Haufen gärender Birkenrinde, während der Urahne sein stolzes Sterbelied anstimmt und so die Wut und Aufmerksamkeit der Mordbrenner auf sich lenkt. Diese schon als Kind bewiesene Schlauheit und Entschlossenheit verlassen ihn so wenig wie später seine Tapferkeit und Stärke. Kampf ist sein Leben, nicht nur gegen die vielen feindlichen Stämme, gegen die herandrohende Wolke der Bleichgesichter, gegen Bären und Rudel von Wölfen — auch im Rat seines Stammes muß er sich wehren mit kluger Rede gegen Neid, Verrat und Feindschaft. Bis er endlich, nach einem blutigen Überfall, auf nächtlicher Flucht vor Wölfen, um das Leben zu retten, dem gierig anspringenden Raubvieh mehrere seiner Krieger und deren weibliche Beute opfert, indem er sie niederschießt, oder ihren Pferden die Sehnen durchschneidet. So rettet er sich und die Mehrzahl der Krieger freilich vor den Wölfen, aber fortan ist es um ihn geschehen, nicht einmal des Todes am Marterpfahl hält man ihn für würdig, er wird schmachvoll ausgestoßen und fristet fortan als „toter Mann" mühselig sein Leben, durch Anfertigen von Tabakspfeifen, Mokassins und Körbchen. Die wenigen Cents, die er so verdient, legt er im „Feuerwasser" an und so endet er endlich in der Trunkenheit herumirrend als Fraß der Wölfe. In Gagerns wunderbar plastischer und oft poetischer Schilderung (der Todesritt vor den Wölfen ist ein Meisterstück der Erzählungskunst) sehen wir so in diesem „toten Mann" das tragische Schicksal der roten Rasse sich vollenden.

*

Der neue Roman von Otto Flake ist mehr durch sein Wie als durch sein Was bedeutsam: der Erzähler Flake findet sich hier, wie es scheint, ganz in eine neue Form hinein, die zugleich eine Abklärung und eine menschlichere Einstellung gegenüber seinen früheren Erzählungen bedeutet, — Anzeichen dieser Wandlung waren allerdings schon in seinem letzten Roman Villa U.S.A. zu spüren. Sommerroman nennt er das neue Werk, Sommergeschichten würde treffender sein, denn, wie immer bei Flake, ist das, was er Roman nennt, ein Bündel Novellen und Skizzen, gemischt mit vernunftmäßigen Betrachtungen, satirischen Ein- und Ausfällen. Anfangs scheint der Verfasser selber noch nicht zu wissen, wie seine Erzählung verlaufen wird, er beschäftigt uns mit Personen, die später ganz in den Hintergrund geraten, und langsam nur schälen sich die Hauptgestalten aus einer allzudichten Hülle heraus: zuerst der Störtebeck, ein hünenhafter Helgoländer, früher Forschungsreisender, Offizier, jetzt Maler ohne Passion, wenn auch nicht ganz ohne Talent, in der Hauptsache aber Berichterstatter einer großen Zeitung, die ihn auf Reisen schickt. Eine frühere Geliebte, Paula, hat inzwischen die Dreißig erreicht, die beiden finden sich wieder und leben wie Eheleute miteinander, man kann nicht gut von einer „wilden Ehe" sprechen, denn sie heiraten sich, lösen das staatliche Band aber wieder, um vollkommen frei — sich und ihrem Kinde zu gehören. Eine etwas wunderliche Prozedur, für die es der Autor natürlich nicht an Begründungen fehlen läßt. Aber kaum haben wir soviel von diesen beiden Hauptpersonen — bisher scheinen sie es zu sein — erfahren, da scheint der Verfasser schon das Interesse an ihnen zu verlieren, eine andere Gestalt taucht auf, ein Herr Trosta, Professional im Eishockey, Tanz- und Boxlehrer, der den Frauen gegenüber andeutet, daß er im Weltkrieg Offizier gewesen sei. Er wird Paula, während „Störte" sich auf einer zweijährigen Weltreise befindet, beinahe gefährlich, aber diese durch keine Pflicht als die ihres Herzens Gebundene hält dem abwesenden Vater ihres Kindes die Treue besser als manche rechtmäßige Ehefrau. Die Erzählung folgt nun der abenteuerlichen Spur Trostas. Er wendet sich einer Prinzessin zu, hat aber das Unglück, bei einem Fall das Becken zu brechen, wodurch er als „Professional" erledigt ist. Die Prinzessin veranstaltet eine Sammlung für ihn; als er diese Summe verbraucht hat, schießt er sich eine Kugel durch den Kopf, die ihm aber nur das Augenlicht raubt, während er im übrigen bald wieder frisch und gesund ist. Das Schicksal dieses Blinden nimmt nun einen breiten Raum in der Erzählung ein. Die Prinzessin setzt ihm und seinem von ihr verpflichteten Blindenführer, einem verbummelten Studenten, ein anständiges Monatsgehalt aus und schafft sich so gleichzeitig — zwei ehemalige Liebhaber vom Halse. Der Blindenführer sucht nach einiger Zeit seinen Schützling zu prellen und mit dem Monatswechsel zu verduften, wird aber gefaßt, worauf die Prinzessin eine Auslandsreise antritt und ihre Hand von den beiden abzieht. Trosta greift noch einmal zur Pistole, diesmal trifft er besser. Das alles wird etwas umständlich, mit vielem Beiwerk und satirisch-ironischem Einschlag erzählt, oder vielmehr protokolliert, denn die gesuchte Objektivität des Flakeschen Stils, die mitunter konkrete Fälle in der Form allgemeiner Betrachtungen gibt, kann man kaum noch „erzählen" nennen. Niemals habe ich die Geschicke eines Blinden mit solcher Teilnahmlosigkeit und kritischen Schärfe in einer Erzählung vortragen hören. Hier hat Flake besonders auffallend sein altes Rezept aus der „Stadt des Hirns" wieder angewendet, er hat diese Blinden „umstellt mit energischen, ungütigen Gedanken". Ist das nun wirklich ein Vorzug? Gewiß hat die neue Art, Menschen und Dinge zu sehen, manches

für sich, es gibt in der Erzählungskunst von alters her Zöpfe, die reif für die Schere sind, aber mit dem „Sentiment“, das hier ausgeschaltet werden soll, darf man doch nicht einfach alle seelischen Vorgänge kappen. Warum werden denn die äußeren beschrieben? Sind sie wichtiger? Der Reporter wird die Frage bejahen, dem Dichter gab ein Gott zu sagen, was er und was die von seiner dichterischen Phantasie geschaffenen Menschen leiden.

Aber das ist schließlich nur noch ein Wurmfortsatz jener verstandesmäßigen Theorie. Erfreulicherweise beginnt Flake sich zu mausern. Er kann ein wärmeres Empfinden nicht mehr ganz verbergen, zögernd, aber unverkennbar läßt er einen seiner ausgeklügelten Programmpunkte nach dem anderen fallen und gelegentlich, so bei der Schilderung der Frau Posthalterin, oder beim Auspacken eines lebenden Hummers, zeigt er sogar Humor. Da diese Erzählungen in Vorderinn spielen, hat er Gelegenheit zu kräftigen satirischen Ausfällen gegen die Anmaßung der „Sieger“ in dem ihnen zugefallenen Gebirgsland und macht unterhaltenden Gebrauch davon; schließlich läuft die ganze letzte Geschichte „Scheidung“ auf eine Verspottung der Mussoliniherrschaft in Südtirol hinaus. Die „Scheidung“, obwohl in diesem Fall zwischen den beiden Gatten erwünscht und vernünftig, kann nicht stattfinden nach italienischer Bestimmung. Der Mann, ein südtiroler Gutsbesitzer, möchte nun verkaufen und seine ihm verleidete Heimat verlassen. Ein reicher Amerikaner namens Wormser ist erpicht auf das Gut, sogar mit seiner ganzen Einrichtung und vor allem mit den Herrenrechten will er es haben. Aber da gibt es Schwierigkeiten. Zunächst sagt das römische Dekret, es darf nicht an Ausländer verkauft werden. Nun, Herr Wormser aus Neuyork, der Fabriken in Italien hat, besitzt in wenigen Tagen seine Naturalisation (und kann so nebenbei auch im Balkan Geschäfte machen). Ferner muß das Kaufgeld im Lande bleiben. Nun, Wormser übergibt dem Verkäufer vor dem schwarzhaarigen Notar einen Scheck auf die römische Bank, den er draußen durch eine Anweisung auf London ersetzt . . .

Vielleicht wäre dies Buch ohne Thomas Manns Zauberberg nicht entstanden, oder doch nicht so geworden, wie es ist: ein Querschnitt durch eine zu Kur- oder Erholungszwecken versammelte internationale Gesellschaft. In Flakes Entwicklung scheint es einen Wendepunkt zu bedeuten. Vielleicht in mehrfacher Hinsicht.

Vertreter und Typen verschiedener Völker führt auch G e o r g v. O m p t e d a in seinem neuen Roman: D e r j u n g f r ä u l i c h e G i p f e l zusammen; er tut es sogar mit Bedacht, um die einzelnen Volkscharaktere in Gegensatz zu stellen. Der „jungfräuliche Gipfel“, eine Bergspitze in den Hochalpen um Zermatt, ein noch unbestiegener Punkt in bekannter Höhengruppe, hat es zwei Klettergesellschaften angetan, einer deutschen und einer englischen. Die erste besteht aus einem Professor, einem Münchener Maler und dessen Schwester Vroni, die andere aus einem Engländer, einem berühmten italienischen Bergführer und gleichfalls einer Dame, damit das Ewig-Weibliche zu seinem Recht kommt. Beide Parteien wollen in anständigem Wettbewerb den jungfräulichen Gipfel ersteigen, und höchst lebendig werden von dem fachkundigen Erzähler nun die verschiedenen Stadien dieser Unternehmung, die schwierigen und gefährlichen Kletterwanderungen über schwindelnde Grate, die Zu- und Unfälle der beiden Parteien geschildert — allen Freunden, nicht nur des alpinen Sports, sondern der Natur überhaupt ein Genuß! Die Gegenüberstellung der einzelnen nationalen Eigenschaften ist mit etwas deutlicher Absichtlichkeit gemacht, aber doch ziemlich objektiv und sehr treffend. Der Italiener ist ein forscher Prahlhans der Mussolinizeit, der alte Engländer ein eigensinniger Rekordfex, rücksichtslos und unhöflich, aber dabei doch, wie übrigens alle, ein anständiger Kerl. Er verliert zuviel Zeit, wenn er sich beim Aufstieg auch einmal umschaut, um die schöne Aussicht zu genießen. Er will tausend Pfund wetten, daß er vor den Deutschen oben ist. Der Professor, übrigens auch ein geübter Bergsteiger, lehnt es ab, die Erhabenheit der Gebirgswelt mit Geld zu verquicken, er liebt das Kraxeln auch als edle sportliche Leistung, aber er ist mit der Naturgeschichte, dem Aufbau des Gesteins, der alpinen Tier- und Pflanzenwelt ebenso vertraut wie mit der Klettertechnik. Der Wettkampf der beiden Parteien bleibt unentschieden, trotz der wiederholten Angriffe von allen Seiten, die immer neue Gefahren bringen und schließlich ihr Opfer fordern: der junge Maler, eine frohe Künstlernatur, stürzt ab. Der Weltkrieg macht dem weiteren Ringen ein Ende. Jahre nach dem Friedensschluß sind vergangen, als der Deutsche und Vroni, die inzwischen seine Frau geworden ist, wieder mit dem Engländer an jenem Berge zusammentreffen. Noch einmal nehmen sie den friedlichen Wettkampf auf. Diesmal bezwingen sie den spröden Berg — der Deutsche ein wenig voraus — und beide reichen sich auf dem Gipfel die Hände. Ompteda spricht es nicht aus, aber er meint dies Ende wohl sinnbildlich, als ein Zeichen friedlichen Nebeneinanderwirkens und anständigen Wettbewerbs der Völker für die Zukunft. Ein gut aufgebauter und wohlabgerundeter Roman, der den Ompteda seiner besten Zeit auf der Höhe zeigt — in doppeltem Sinne, der Verfasser der Romane „Exzelsior“ und „Aus großen Höhen“ hat mit gutem Gelingen auf einen seiner Lieblingsstoffe zurückgegriffen.

* * *

Nordische Erzähler. Von Dr. Carl David Marcus

In der nordischen Literatur ist Norwegen wieder führend geworden, und zwar auf dem Gebiete der Epik. Hiervon hat man sich in Deutschland überzeugen können. Sigrid Undsets großer historischer Roman „Kristin Lavranstochter" ist viel gelesen und gut aufgenommen worden. Man hat gespürt, daß hier ein geniales Temperament uns ein neues Bild vom Mittelalter gegeben hat. Sigrid Undset hat es verstanden, Vergangenes und Modernes auseinanderzuhalten und miteinander zu verketten in einer Art, die uns rätselhaft erscheint, aber erst die ungeheure Wirkung ihrer Dichtung erklärt. Irgendwie ist diese Frau geistig und leibhaftig mit dem Mittelalter verwandt, ja, es geht so weit, daß sie jetzt das Leben um sich herum eher als eine Ausstrahlung der Vergangenheit betrachtet. Ihr Übertritt zum Katholizismus war deshalb eine Selbstverständlichkeit. Wer ihre frühere Produktion — moderne Romane und Novellen — kennt, weiß, daß sie sich erst in den historischen Romanen gefunden hat. Jetzt ist ein neuer entstanden: „Olav Audunson auf Hestviken". Er spielt im 13. Jahrhundert und ist in der Form knapper und vollendeter als sein Vorgänger. Insofern ist „Kristin Lavranstochter" ein stark persönliches Dokument, eine Beichte, als der Roman die große Krise und religiöse Wandlung der Dichterin gestaltet. Trotz der ungewöhnlichen, bisher noch nie erreichten Sachlichkeit, mit der Frau Undset jede Einzelheit des Mittelalters geschildert hat, sind fast alle Figuren erfunden, freie Phantasien über den Menschen vor sechs Jahrhunderten.

Auch Eduard Welle Strand fängt an, sich in Deutschland einzubürgern. Mit seinen Romanen „Der Möwenjunge" in zwei Bänden und dem soeben erschienenen Polarroman hat er sich eine neue Gegend ausgesucht, das Land und die Inseln an der Nordküste Norwegens, wenig bekannt und noch nicht von der Zivilisation gleichgemacht den andern Flächen der Erde. Sein Held Almar, der Fischersohn, der flüchtig wird, im Wahn, den Vater erschlagen zu haben, hat Gelegenheit, sich als Fischer und Jäger im Eismeer Berufen zuzuwenden, die wirklich sehr interessant sind. Er ist ein sehr forscher Bursche, sieht gut aus, erlebt nur etwas sehr viele erotische Abenteuer, die sich ziemlich ähnlich sind. Aber wenn der Verfasser diese Menschen, ihre Umgebung, die Natur schildert, verfügt er über eine ungewöhnliche Kraft und Frische, so daß wir wirklich das Gefühl haben, mit einem neuen Stück Welt vertraut zu werden. Der erste Band endet damit, daß Almar, der früh genug Begabung auch für geistige Angelegenheiten gezeigt hat, das Abenteuerleben satt hat und Versuche macht, sich in der Stadt durchzuringen, aber nahe daran ist, zugrunde zu gehen. Im zweiten Band wird dann seine Laufbahn als Journalist geschildert. Er zeigt hervorragendes Talent, und es ist immerhin von einem gewissen Interesse, zu erfahren, wie es an einem solchen kleinen Provinzblatt dort oben zugeht (in Deutschland ist es natürlich ganz anders). Aber leider reicht der Stoff nicht aus, und Welle Strand führt seinen Helden zu einer anderen Zeitung in der Stadt Bergen, und dann hört unsere Teilnahme auf. Almar heiratet eine junge Dame. Was ist das Ergebnis von allen Abenteuern, von der zähen Arbeit und dem großen Talent dieses Helden? Er wird Redakteur eines Käseblattes in Bergen. Er, der die Stadt eigentlich nicht ausstehen kann! Man soll eben keine Fortsetzungen schreiben. Überhaupt kann Welle Strand nicht die Stadt schildern. Er ist bis in stilistische Einzelheiten von Hamsun abhängig. Auch Johan Bojer mit seinem wundervollen Epos „Die Lofotenfischer" hat es ihm angetan, wie man aus seinem neuen Polarroman ersieht. Hier ist der Held ein Sohn Almars von einem Lappenmädchen. Er weiß aber nichts hiervon, und Signor Salmi weiß auch nicht, wo sein Vater steckt. Er wird Lofotenfischer, und hat viel Tüchtiges von seinem Vater geerbt, so daß manche Wiederholungen sich einstellen. Und doch ist das Erzählertalent Welle Strands so groß, daß der neue Nordlandroman mit Genuß gelesen werden kann, denn er enthält manche prachtvolle Schilderungen vom Leben dieser triebhaften, tüchtigen Menschen und dieser gewaltigen Natur; die Übersetzung konnte besser sein.

In der dänischen Literatur ist ein neues Talent aufgetaucht: Jakob Paludan, der allerdings einen schon literarisch berühmten Namen führt. Sein Roman heißt „Vögel ums Feuer" und schildert das Leben in einem kleinen Dorf an der Küste Jütlands, wo man eine Riesenmole baut, um Dänemark einen großen Westhafen zu verschaffen. Jütland fängt an, eine immer größere Rolle in der dänischen Literatur zu spielen, nachdem die Oberherrschaft Kopenhagens gebrochen ist. Johannes V. Jensen ist dort geboren und hat seine Heimat in der Novellensammlung „Himmellandgeschichten" verewigt; Pontoppiddan, auch dort gebürtig, läßt seinen „Hans im Glück" von großen Bewässerungsplänen auf Jütland träumen.

Der neue Dichter läßt das Alte und Neue gegeneinander prallen. Da zieht ein kranker Leuchtturmwächter ein, der rasch genug stirbt, und noch schlimmer steht es um einen Hofbesitzer, der schwer gekränkt ist darüber, daß man ihm den Grund unter seinen Füßen wegkaufen will, und in einem Anfall von Verrücktheit einen Gendarmen totschießt. Zwischen dem Sohn des Leuchtturmwächters und der Tochter des Mörders ist so etwas wie eine Liebschaft im Gange, aber nachdem der Sohn in eine Apotheke in

Kopenhagen gekommen ist und sich hier derart langweilt, daß er nach Amerika pilgert, weiß man nicht recht, was geschehen wird. Die junge Tochter bildet sich zur Lehrerin aus und wird von einem eigentümlichen Advokaten gefördert, der in der Nähe ihres Dorfes wohnt und den Namen Nagel aus Hamsuns Roman „Mysterien“ mitbekommen hat. Er ist ein Weltmann und Zweifler im Taschenformat, wartet darauf, daß er bei Ausnutzung des Bodens ein Vermögen erhalten werde. Jedoch, es kommt zu einer Katastrophe bei der Einweihung des neuen Hafens. Irgend etwas stimmt nicht, und der Mörder, der gerade aus dem Gefängnis geht, schraubt etwas entzwei: das elektrische Licht geht aus, der Sturm stürzt sich gegen den Bau und reißt ein großes Loch. Der Advokat Nagel, der sehr verliebt ist in die Lehrerin und sehr berauscht, macht eine verzweifelte Attacke auf sie und hat, abgewiesen und ruiniert, nichts andres zu tun als sich zu erhängen. Der Amerikaner hat Erfolg gehabt und kehrt endlich zurück, geht im Dorfe herum und will seine Jugendgeliebte aufsuchen — aber hier bricht die Erzählung ab!

Überhaupt, dieser neue Erzähler kann noch nicht komponieren, er bewegt sich auf der Grenze zwischen dem spannenden Schauerroman und dem sehr persönlich philosophierenden Roman. Er kann noch nicht seinen Stoff zusammenballen. Wenn er in Fluß gerät, hat er eine schwache Ähnlichkeit mit den deutschen Expressionisten, die zum Glück keine Schule gemacht haben in Skandinavien. Aber er hat Phantasie und Einfälle, er steht zwar auch unter Hamsuns Einfluß, doch vermag er Dialoge und Stimmungen zu bringen, die sehr schön empfunden und ausgedrückt sind. Sein junger Held ist allerdings kein besondrer Held, merkwürdig schattenhaft und resigniert, aber man hat allen Grund, auf das neue Buch dieses begabten Dichters neugierig zu sein.

Im übrigen ist in der letzten Zeit nicht viel aus Dänemark zu uns gekommen, was uns interessiert. Johannes V. Jensen hat allerdings einen neuen Roman von einem germanischen Urtyp herausgebracht: „Norne gast“, aber diese Romane sind doch Zwitterwerke, vergiftet von Darwinismus und allerhand Rassetheorien.

Auch von dem bekannten Otto Rung liegt ein Roman vor: „Der Engel mit den Teufelsohren“, der durchaus nicht zu seinen besten gehört. Warum hat er ein so durchaus unerfreuliches Buch schreiben müssen, das versucht, uns ein Bild von der Schlechtigkeit des Menschen vor dem Kriege und später zu geben? Was für mißlungene Menschen laufen darin herum, was für ein Schattenspiel von dumpfen Trieben führt sie weiter! Und der Held, dies Findelkind, das nur Heuchler ist und schließlich jeden persönlichen Zug verliert — es ist nicht leicht, einen guten Roman zu schreiben, auch wenn man begabt ist.

Von schwedischen Autoren steht an erster Stelle Sigfrid Siwertz mit seinem zweibändigen Roman „Selambs“. Er ist ein ausgezeichneter Novellist und ein sehr feiner, weich modulierender Lyriker, er ist aber auch viel herumgereist und versucht in größeren Werken mit Glück unsre Schicksale zu deuten. Der Roman von den Geschwistern Selamb ist seine größte Schöpfung und ein sehr düsteres Gemälde. Es hat ihn gepackt, den Nachkriegsmenschen zu erklären und zu gestalten, und wir müssen ja jedem ernsten Dichter dankbar sein, wenn er uns und unsre Zeit deuten will. Allerdings wehre ich entschieden jede Verwandtschaft mit diesen meinen Landsleuten Selambs ab!

Sie stammen aus einer dekadenten Ehe, von einem verkommenen Hof in der Nähe von Stockholm und sind alle dem Verfalle nahe. Aber der Zeitgeist rettet sie. Der älteste Sohn Peter lernt bald die Geheimnisse des Geschäftes kennen und entwickelt sich zu einem derben, gefährlichen Gauner, der immer mehr Grund und Boden erwirbt und vor keiner Gemeinheit zurückschreckt. Er wird dann der Chef der Aktiengesellschaft Selambs; einer netten Gesellschaft, in der jeder versucht, den anderen zu übervorteilen. Eine Schwester heiratet einen Jugendfreund, gebiert ein Kind, will aber frei sein und wird es auch, indem sie den armen Mann fast zu Tode quält. Dann führt sie ein elegantes Leben in Stockholm und kehrt einst zurück mit einem russischen schwerreichen Grafen, der dann bald stirbt, ohne daß die liebevolle Gattin ihn zu besuchen wagt — er stirbt an Typhus. Dies hat zur Folge, daß ihr Sohn sie verläßt, um in Amerika sich durchzuschlagen; er ist der hoffnungsvolle Vertreter einer neuen Rasse. Eine andre Schwester ist Krankenpflegerin und heiratet einen Schwindsuchtskandidaten, der gesund geworden wäre, wenn sie ihn nicht zuletzt in den Tod der Schönheit getrieben hätte. Sie endet als Multimillionärin, geizig wie eine Hexe, völlig einsam. Ein Bruder, ein Leutnant, heiratet durch einige, nicht schöne Tricks eine reiche Erbin, die aber steril ist; er geht vornehm herum und berechnet, wieviel Zinsen er hat.

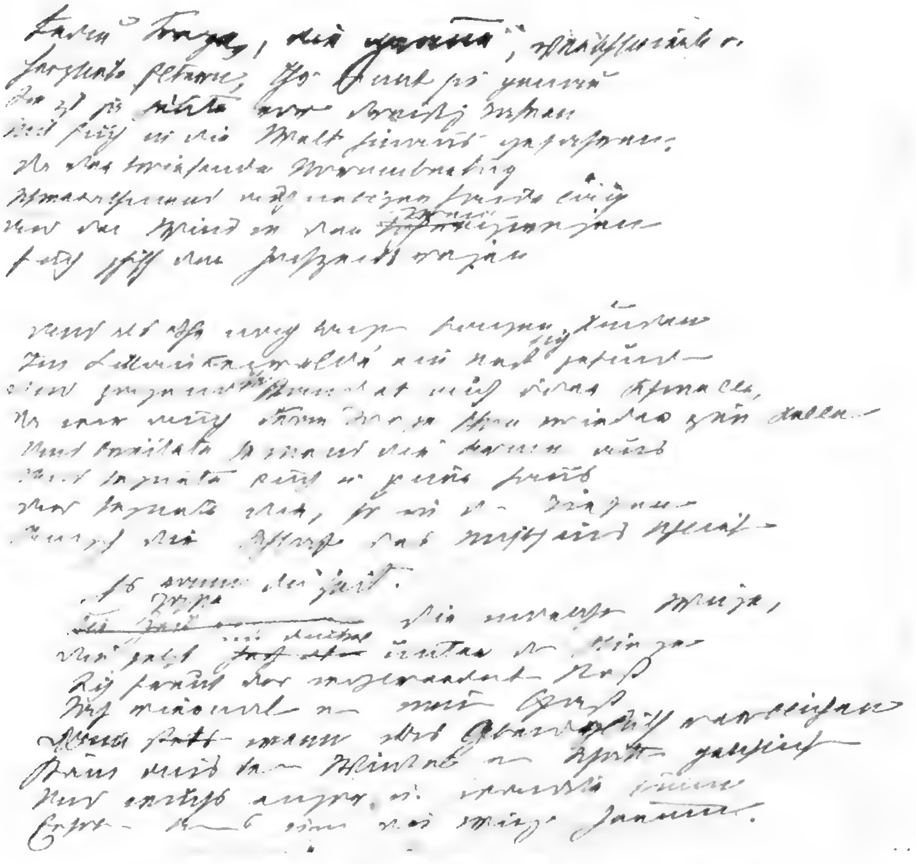
Und so sind alle! Alle verführt von dem Drang nach Geld und Gold, aber ohne glücklich oder zufrieden zu sein, Eintagsfliegen, geboren aus dem bösen Geist der Zeit, der nur nach materiellen Genüssen schreit. Die Wirkung des Romans wäre stärker, wenn Siwertz einen anständigen Menschen eingeführt hätte. Denn müssen alle Kinder so minderwertig werden? Der Pessimismus dieses Buches hat einen Anflug von Systematik, der für die spätere Wirkung verhängnisvoll sein kann. Waren sie wirklich alle egoistische Schufte? wird man einst fragen. Gab es nicht stille und heroische Menschen, die alles opferten, was sie hatten, um der Not zu helfen?

Illustrierte Rundschau

Hermann Sudermanns 70. Geburtstag — Neue Öfen und Kamine — Werkbund-Ausstellung „Die Wohnung“, Stuttgart 1927 — Sedlaceks Phantasien — Max Petelers Familienreliquiar — Zu unsern Bildern

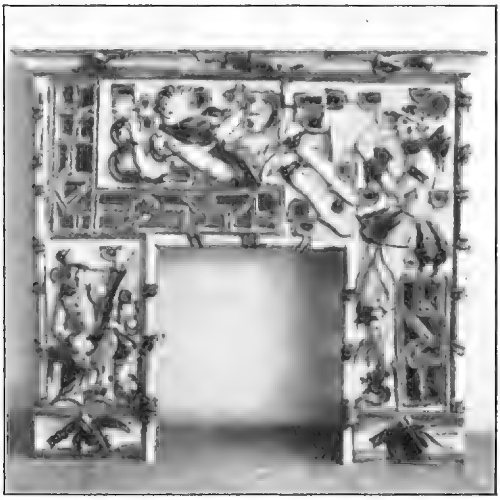
Am 30. September begeht Hermann Sudermann seinen 70. Geburtstag. Wie leidenschaftlich, wie jung er fühlt, braucht den Lesern unsrer Hefte niemand zu sagen. Sie kennen sein glühendes Bekenntnis- und Erlebnisbuch vom „Tollen Professor“. Die Veröffentlichung in dieser Zeitschrift ist nicht ohne Anstoß geblieben. Es gab ängstliche Leser, die über mancherlei sich ärgerten. Dem Dichter Sudermann konnte nichts Schöneres widerfahren, als daß sein Werk noch immer umstritten wird. Wie still pflegt es sonst um die Siebzigjährigen zu werden! Dieser Poet, der auch körperlich ein Hüne ist, echter Sohn seiner harten ostpreußischen Heimat, steht noch heute so aufrecht wie vor vierzig Jahren, unberührt von Beifall und Abgunst, seines Werkes und seines Wertes gewiß.

Das allgemeine Urteil über Sudermann hat manche Wandlungen durchgemacht, seit er das Buch von „Frau Sorge“, der „grauen, verschleierten Frau“, seinen herzlieben Eltern widmete. Und nicht ohne tiefe Bewegung wird er das leicht verstümmelte Manuskriptblatt der poetischen Zueignung in Händen gehalten haben, bevor er es uns auf unsre Bitte zur Wiedergabe überließ. Wie wenige seiner Zeitgenossen umrauschte ihn der Beifall der Menge. Aber mit unerbittlicher Feindschaft verfolgte namentlich den Dra-



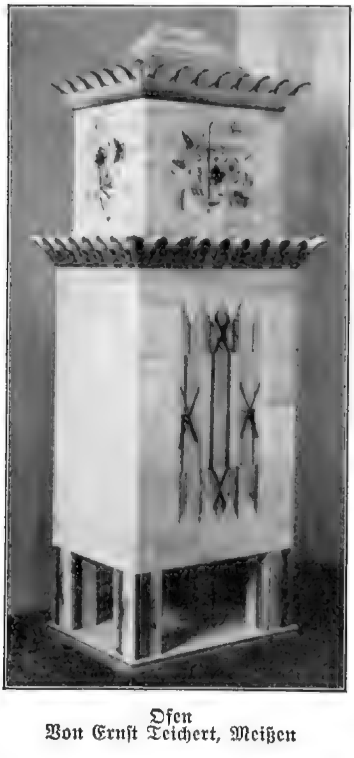
Erster Entwurf des Widmungsgedichtes zu Sudermanns ‚Frau Sorge‘

matiker die Kritik. Es gab Zeiten, wo es zum guten Ton gehörte, jedes neue Stück von Sudermann hochmütig zu verreißen. In den letzten Jahren hat sich ein Umschwung vorbereitet. Ein Literarhistoriker, Kurt Busse, konnte im Cottaschen Verlage das Schaffen Sudermanns im Zusammenhang schildern. Der Wille zur Gerechtigkeit setzte sich durch, und es ist nicht bloß der Geburtstagsjubel, der in diesen Tagen zu dem Dichter dringt, auch aus Lagern, die ihm unfreundlich gegenüberstanden. Es ist die klare Einsicht, wie unendlich viel es bedeuten will, wenn aus eines Poeten Werk so viele Dramen, Romane, Novellen von dauerhafter Wirkung Jahr um Jahr bestehen bleiben, allen literarischenModen, allen gesellschaftlichen Umwälzungen zum Trotz. Es ist der Dank für diese Bereicherung unseres geistigen Besitzes. Und es ist der Wunsch, daß diesem gesegneten Alter neue Werke gelingen mögen, so reich an Leben wie seine besten von „Frau Sorge“ bis zum „Tollen Professor“.

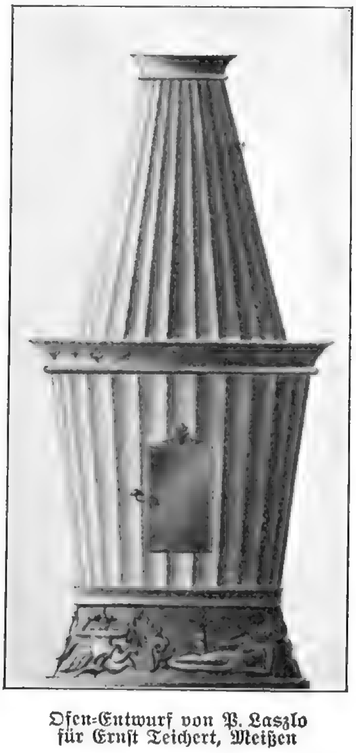


Kamin-Verkleidung in Keramik aus den Wiener Werkstätten, G. m. b. H., Wien VII. Entwurf von Wally Wieselthier

Kamin aus der Keramischen Werkstätte von Heinrich Pittroff, Augsburg



Ofen
Von Ernst Teichert, Meißen



Ofen-Entwurf von P. Laszlo für Ernst Teichert, Meißen

*

„Am stillen Herd zur Winterszeit“ ist uns zwar nicht mehr wie Herrn

Walther von Stolzing Burg und Hof eingeschneit. Aber wenn die Tage kürzer werden, denken wir oft nicht an die vielen Verpflichtungen, die uns der Winter mit Theater, Konzerten, Vorträgen, Gesellschaften auferlegt, sondern es regt sich der altväterische Wunsch, am Ofen zusammenzurücken und einmal wieder den von der Vogelweide zu lesen oder ein andres gutes modernes Buch. In solcher Stimmung ist gewiß der bienenkorbähnliche Kaminaufbau mit den Darstellungen der Jahresarbeiten entstanden. Das hübsche Werk, das nicht des beigefügten Spinnrades bedarf, um seine altdeutsche Treuherzigkeit verständlich zu machen, stammt aus der Augsburger Keramischen Werkstätte von Heinrich Pittroff, einem jungen Kunsthandwerker, der das Geschäft seines Vaters betreibt, im Kleinbetrieb, aber eben darum echt, bodenständig.

★

Aus Meißen, von der Firma Ernst Teichert, haben wir uns die Abbildungen zweier Öfen besorgt. Der eine, viereckige, versucht, recht glücklich, will uns scheinen, moderne Ornamente anzuwenden. Der andre, in der Form sehr eigentümlich, benutzt chinesische Motive, wie sie in der Porzellanstadt seit alters heimisch sind. Am kecksten ist der Wiener Kamin nach dem Entwurf von Wally Wieselthier. Lustig, wild und — was man nicht sieht und was deshalb gesagt werden muß: sehr bunt! Solch ein Kamin gehört selbstverständlich in ein modernes Haus mit neuem, farbigem Hausrat.

★

Wie sehen moderne Häuser und Wohnungen aus? Wir haben vor kurzem über die Bestrebungen des Bauhauses Dessau berichtet (Märzheft 1927).

Die moderne Stadt: Werkbund-Ausstellung „Die Wohnung", Stuttgart. Blick auf die Weißenhofsiedlung. Im Hintergrunde der Miethausblock von Architekt Mies van der Rohe, Berlin. Vorn an der Straße von rechts nach links Bauten von Max Taut, Berlin; Dr. Richard Döcker, Stuttgart; Prof. Hans Poelzig, Berlin; Ludwig Hilberseimer, Berlin, und Le Corbusier, Paris. Aufnahme von Lossen & Co., Stuttgart

Der Abenteurer. Gemälde von Franz Sedlacek, Wien

In vielen Städten werden Häuser im Dessauer, wenn auch manchmal mißverstandenen Sinn gebaut. Die Stuttgarter Werkbund-Ausstellung „Die Wohnung" zeigte in ihrer Weißenhofsiedlung ganze Reihen solcher Häuser, so daß man sich ein Bild von der Gesamtwirkung machen kann. Architekten wie Mies van der Rohe (Berlin), J. J. P. Oud (Rotterdam), Victor Bourgeois (Brüssel), Ad. G. Schneck (Stuttgart), Le Corbusier (Paris), Walter Gropius (Dessau), Ludwig Hilberseimer (Berlin), Bruno Taut (Berlin), Hans Poelzig (Berlin), Richard Döcker (Stuttgart), Peter Behrens (Berlin) usw. zeigten, was die neue Kunst einer neuen Gesinnung vermag. Unser Bild wird auch die bekehren, die vereinzelten Versuchen bisher zweifelnd gegenüberstanden. Diese Bauten aus Beton, Eisen und andern unsentimentalen Baustoffen, als Massenfabrikate des Maschinenzeitalters gedacht, wirken als Straßenbild und namentlich im Zusammenklang mit der Natur, mit grünen Bäumen, mit Blumen und mit Rankgewächsen durchaus nicht seelenlos. Geht man hinein, so muß man freilich die Erinnerung an die „herrschaftliche" Wohnung von ehedem hinter sich lassen. Wer alte Möbel hat und sich nicht von ihnen trennen kann, hat hier keinen Platz, schon rein räumlich verstanden nicht. Diese Wohnungen sind für die traditionslose Jugend bestimmt, die keine Lust zum Erben und zum Sammeln hat, sondern gesund, praktisch und geschmackvoll hausen will. Und diese Jugend ist es ja auch, für die wir vor allem sorgen müssen. Die Alten können sich doch von nichts trennen und haben ebenso recht. Der eine schwört auf Sachlichkeit, der andre auf Gemüt . . .

★

Dr. Franz Sedlacek ist kein zünftiger Maler. Man kann ihn sogar einen Dilettanten nennen, denn er ist aus reiner Liebhaberei von der Technik zur Kunst gekommen, ohne akademischen Drill. Aber dieser Dilettant ist ein Künstler geworden, mit einer erstaunlichen Kraft der Phantasie begabt und mit einem nicht weniger bewunderungswürdigen Farbensinn ausgestattet. Man erinnert sich vor seinen Bildern an unheimliche Geschichten unsers deutschen Erzzauberers E. T. A. Hoffmann. Dort wie hier klingen Scherz, Satire und Ironie zu tieferer Bedeutung zusammen. Der Künstler freut sich, daß es gruselige Dinge gibt. Wenn der Herr im Pelz und Zylinder nach Hause kommt und in eine Versammlung von — sagen wir: Mondkälbern tritt. Wenn der Abenteurer mit dem Jahrmarktslampion sich zum Kampf wider Tod und Teufel anschickt. Wenn der Harlekin in das dunkle Reich des Zauberers dringt — immer dasselbe: das Leben ist sehr unheimlich, viel gespenstischer, als der Philister ahnt. Aber man braucht es des-

Nächtliche Heimkehr. Gemälde von Franz Sedlacek, Wien

wegen nicht pathetisch anzusehen. Man ist noch kein Heros, bloß weil man lebt.

★

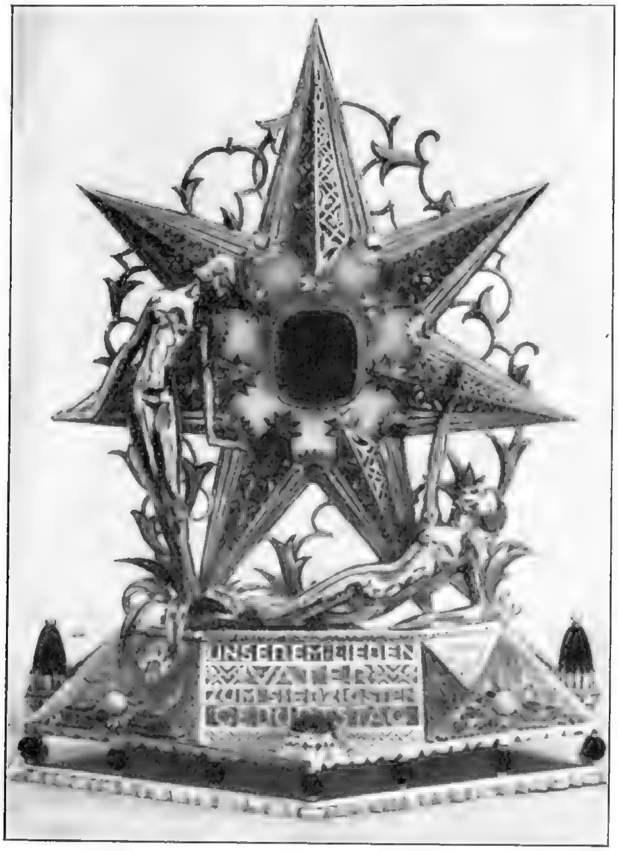
Max Peteler, Lehrer an der Staatlichen Zeichenakademie zu Hanau, ein Goldschmied aus der guten alten Schule, d. h. von größter Vielseitigkeit in der Technik, hat einen wunderschönen Gedanken gehabt und ausgeführt, ein weltliches, ein Familienreliquiar, ein

Der Zauberer und der Harlekin
Gemälde von Franz Sedlacek, Wien

Familienheiligtum, das die Erinnerung an den Vater des Hauses erhalten soll. Es wurde einem Goldwarenfabrikanten zum 70. Geburtstag von seinen Kindern überreicht. Im Aufbau einheitlich und wohl abgewogen, ist es im einzelnen beziehungsreich. Es endet in einem Döschen, das eine Figur mit der Lebensfackel trägt. Verschlungen führen die Lebenswege, die hier die

Drähte darstellen, nach dem einen Ziel, dem Stern. Die Fialen tragen die Symbole von Tag und Nacht, und wie sie erinnern auch die zwölf Sternbilder an den Pfeilern an den Strom der Zeit, das Leben des einzelnen und des Geschlechts gleichmäßig begleitend. An den Füßen des Schreines tragen Kraft und Fruchtbarkeit den Bau. Ein Druck auf die kleinen Kristallsäulen öffnet die Türen und zeigt im Innern auf einem Sockel den siebenzackigen Stern im Anklang an die sieben Jahrzehnte. Streben und Erfolg dieser Jahre verkörpern die Gestalten. Ein Kristall trägt in der Mitte in Goldtopas geschnitten das Symbol des Jubilars. Die geöffneten Türen geben die Lebensdaten der Kinder und zeigen die Wappen der Kunst und des Goldschmiedehandwerks. Trotz dieser Fülle von Anspielungen ist das Werk einheitlich geschaut. Seine technische Vollendung ist bei Peteler eine Selbstverständlichkeit. Nicht jede Familie kann sich eine solche Kostbarkeit stiften. Aber man sollte wieder Wert auf derlei legen. Es hält zusammen und hilft erhalten!

Dose als Bekrönung des nebenstehenden Familien-Reliquiars



Mittelstück des nebenstehenden Familien-Reliquiars von Max Peteler, Hanau

Das hübsche Modell der Frühherbstmode auf der letzten Seite des Heftes mag uns zu der Betrachtung unsrer Bilder führen. Richard Teschners „Heilige Cäcilie“, das Titelbild, frischt die Erinnerung an einen der anregendsten Wiener Meister auf. Wir haben ihm vor einigen Jahren einen eignen Aufsatz gewidmet (Dezemberheft 1925). Arthur Roeßler hat damals diesen träumerischen Deutschböhmen charakterisiert, einen unsrer vielseitigsten Künstler und phantasie- und gemütvollsten dazu. „Der Hafen von Amsterdam“ von Esaias(?) van de Velde (zw. S. 128 u. 129) veranlaßt uns, auf die Künstlermonographie hinzuweisen, die Dr. K. Zoege von Manteuffel in unserm Verlag über die niederländische Malerfamilie geschrieben hat. Ein ausgezeichnetes Buch! Flüssig, klar, übersichtlich, wissenschaftlich zuverlässig, aber ganz ohne die Langeweile, die noch so manches gelehrte Buch so mühsam zu lesen macht. Diese Monographie kann man mit Genuß lesen.

Und betrachten! Denn selbstverständlich ist der Bilderschmuck einer ihrer vielen Vorzüge. — Der Münchner Bildnismaler Max Rimboeck zeichnet sich durch lebendigen Vortrag und dekorative Auffassung aus (zw. S. 136 u. 137). — Hans Dieter ist berühmt geworden durch den, der seiner Wege ging. Seine „Seiltänzer in Meersburg“ sind nicht so anekdotisch eingestellt wie damals der Sonderling. Aber auch sie erzählen unterhaltsam, witzig, zeugen von gesundem Naturstudium und humorigem Gemüt. Dieter wohnt in Meersburg. Es scheint ihm auf der ganzen Welt nirgend schöner als hier zu sein, wo er durch Butzenscheiben über spitzgiebelige Dächer auf den glänzenden See und hinüber bis zu den Alpen schaut. Da soll einer nicht zum Romantiker werden, selbst in unsrer sachlichen Welt! — Firles Porträt des Reichspräsidenten ist nicht bloß eines der neuesten, sondern auch

Familien-Reliquiar. Entwurf und Ausführung von Max Peteler, Hanau

der besten. Wir glaubten, kein schöneres finden zu können, um das jedem von uns vertraute ehrwürdige Haupt erneut im Bilde zu zeigen (zw. S. 148 u. 149). — Der in Dresden ansässige Bildhauer Edmund Moeller ist ein Schüler der Industrieschule in Neustadt bei Coburg gewesen, bevor er nach Düsseldorf und Dresden kam. Er ist weit herumgekommen, außer nach Italien nach Griechenland und Nordafrika. 1885 geboren zählt er zu den kräftigsten Begabungen unter den heutigen Plastikern. Unsre Gruppe (zw. S. 176 u. 177) zeigt ihn in stärkster Bewegung. — Julius Jacob, der der Jüngere heißt und, 1842 geboren, hoch zu Jahren, aber auch zu Ehren gekommen ist, schätzen wir

Frühherbstmode
Aufnahme E. Schneider

besonders als den Maler des alten Berlin. Sein „Klostergarten in Sterzing“ zeigt ihn als einen unsrer feinfühligsten Koloristen (zw. S. 200 u. 201). — Wie machtvoll die „neue Sachlichkeit“ zu monumentalen Wirkungen vorzustoßen vermag, beweist Kaths „Schleswiger Dom“ (zw. S. 216 u. 217).

Der Beginn des neuen Jahrgangs hat uns gezeigt, wie treu die Leser unsern Heften bleiben. Wir danken ihnen dafür wie für die erfolgreiche Werbetätigkeit, die uns viele neue Freunde zugeführt hat. Unsre Werbegaben stehen bereit! Wir wollen nicht damit locken. Bestimmend für den Bezug und die Empfehlung ist die Güte der Hefte. Aber wir wollen mit den Werbegaben danken! **P. W.**

Herausgeber: **Paul Oskar Höcker** und **Dr. Paul Weiglin**
Verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker** in Berlin — Künstlerische Leitung: **Rudolf Hofmann** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig in Leipzig** — Für Österreich Herausgabe: Herm. Goldschmiedt G. m. b. H. in Wien I. Verantwortlich: Dr. Emmerich Morava in Wien I, Wollzeile 11 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50

Sie kann es kaum erwarten

Das Aroma und der Anblick der von Mutter ſelbstgebackenen Torte haben es ihr angetan, einen heimlichen Angriff ſchon vor der Zeit zu wagen.

Kuchen, Torten und Kleingebäcke aller Art die Sie nach dem neuen farbig illuſtr. Oetker-Rezeptbuch backen, werden die gleiche Anziehungskraft auch in Jhrer Familie bei groß und klein beſitzen.

Verlangen Sie Dr. Oetker's neues Rezeptbuch Ausgabe F für 15 Pfg. in allen einſchlägigen Geſchäften, wenn nicht vorrätig gegen Einſendung von Marken von

Dr. Auguſt Oetker, Bielefeld

Danzig-Oliva, Baden b. Wien, Brünn, Budapeſt.

DEUTSCHE WOHNUNGSKUNST

Wohlfeile Künstler-Möbel für Mietwohnung und Eigenheim

DEUTSCHE WK MÖBEL

Mustergültig in Form und Arbeit

WK 20 Herrenzimmer Mk. 985.-

MUSTERSCHAU

Deutscher WK-Möbel und Verkaufsstellen:

BERLIN S 42 ORANIENSTRASSE 144	**DRESDEN-A** WALLSTRASSE 14	**DÜSSELDORF** KONIGS-ALLEE 60
ESSEN A.RH. KETTWIGER STR. 32	**FRANKFURT a.M.** KAISERTRASSE 28	**FREIBURG i/Br.** KAISERTRASSE 147-149
HALLE (SAALE) ALTER MARKT 1-2	**HAMBURG** HÜTTEN 35-92	**MANNHEIM** M. I. 4. UND G. 2-22
KÖLN A. Rhein HOHENZOLLERNRING 62-66	**KÖNIGSBERG** FRANZOSISCHE STRASSE 12-13a	**MAGDEBURG** BREITEWEG 38
MÜNCHEN BRIENNER STRASSE 52	**NÜRNBERG** KÖNIGSTRASSE (MAUTHALLE)	**SAARBRÜCKEN** HOHENZOLLERNSTR. 9

STETTIN KANTSTR. 3

Die Preise Deutscher WK-Möbel sind in allen Verkaufsstellen gleich. Besichtigung ohne Kaufzwang erbeten. Prospekte kostenlos von den Verkaufsstellen.

Der Beobachter

Ein Brief aus China über das neue China

Von Dr. A. Hartmann-Changsha

* Es sind zwei große Bewegungen, die zur Zeit in China nebeneinander hergehen, und deren Enderfolge mehr oder weniger voneinander abhängig sind. Innerpolitisch ist es die Vereinigung des Riesenreiches unter eine einheitliche Volksregierung, nach außen die Befreiung von der fremden Vorherrschaft und der Kampf um die Gleichberechtigung mit den Westmächten. Zur Erreichung des Zieles werden die ganzen ideellen und militärischen Kräfte des Volkes mobil gemacht. In kurzer Zeit wurde von Kanton aus unter den politisch vollständig gleichgültig dahinlebenden Massen eine Organisation geschaffen, die in der Geschichte einzig dasteht. Der einfachste Bauernkuli kann heute das politische Glaubensbekenntnis des verstorbenen Sunyatsen aufsagen und ist somit über die Ziele der neuen Bewegung unterrichtet. Bisher hatte das Volk unter der Gewaltherrschaft der vielen Generale, die sich berufsmäßig bekriegten und das Land ausplünderten, nur zu leiden, ohne irgendwie innerlich an diesen Kämpfen beteiligt zu sein. Der Soldat war deshalb überall verachtet und die Abgrenzung vom Banditen oft schwierig. Jetzt setzt sich die Masse selbst für den Erfolg ein.

Als letztes Mittel zur Verwirklichung seiner Pläne erkannte Sunyatsen den Kommunismus an und ergriff die hilfsbereite Hand, die ihm Sowjetrußland mit seinen Erfahrungen und seinem Gelde bot. Es ist aber nicht wahrscheinlich, daß die russische Bevormundung allzulange dauern wird. China wird auch hier der altbewährten ostasiatischen Taktik folgen und die fremden Lehrmeister solange dulden, bis es sich für genügend stark und aufgeklärt hält, um selbständig weiterzumachen. Sobald es soweit ist, werden die Berater mehr oder weniger höflich an die Luft gesetzt werden. Die Lehren von Karl Marx, dessen Geburtstag am 5. Mai in ganz China festlich begangen wurde, sind den Chinesen heute geläufiger als den meisten Deutschen. Der Kommunismus wird aber auf die Dauer andere Formen annehmen als in Rußland, denn im Grund seines Herzens hat der Chinese ein tiefes Nationalbewußtsein, das durch seine große Liebe zur Familie und Heimatscholle genährt wird. Er ist überall groß in Zugeständnissen und wird sich die ihm zusagende Mischung von Kommunismus und Nationalismus selbst zurechtmachen. Wenn durch die kommunistische Bewegung das harte Los der chinesischen Kulis und Frauen gebessert wird, so ist das nur zu begrüßen. Durchschnittlich ist der Chinese wohl intelligenter als der Russe und Japaner, dessen Anpassungsfähigkeit er nicht nachsteht, und deshalb ist China mit seinen Reichtümern und seiner Riesenbevölkerung am ehesten zum Träger des panasiatischen Gedankens berufen. Notgedrungen mußte sich auch der Süden zu seinen Kämpfen der alten Militärmachthaber bedienen. Dies birgt die Gefahr eines späteren Rückfalls in das alte Feudalsystem der obersten Generale in sich. Die angestrebte Beschränkung der regierenden Gewalt auf die Spitzen der Arbeiter-

Von Millionen täglich im Gebrauch

Chlorodont

Zahnpaste
Tube 60 Pf. und 1 Mk.

Zahnbürsten
1.25 Mk. für Erwachsene,
70 Pf. für Kinder

Mundwasser
Reise-Spritzflasche 1.25 Mk.

Achten Sie bitte bei billigeren Zahnpasten auf die geringere Inhaltsmenge!

und Bauernvereinigung ergab jetzt schon ernstliche Streitigkeiten im revolutionären Lager zwischen Heer- und Arbeiterführern. Bei der großen Verschiedenheit zwischen den einzelnen Provinzen und vor allem zwischen Nord- und Südchinesen, wird es immer schwierig sein, die Einigkeit im Reiche zu erhalten. Vielleicht ist die Zusammenfassung zu einem Staatenbund zur Wahrung der äußeren Interessen dauerhafter.

Was das ganze Volk für die Südpartei oder Kuomingtang einnimmt, das ist ihr offener Kampf gegen die fremde Vorherrschaft. Dieser hat erst die wahre Volksbewegung entfacht und war leicht mit den kommunistischen Lehren in Einklang zu bringen, indem die ausländischen Mächte, besonders England, als die Vertreter des verhaßten Imperialismus und Kapitalismus angesehen wurden. In der richtigen Erkenntnis der weltwirtschaftlichen Bedeutung Chinas hat es der Süden verstanden, diesen Kampf in der neuzeitlichsten und wirksamsten Weise zu führen. Die Waffen sind Boykott und Propaganda, und es ist gelungen, die seither unantastbaren Vertragsmächte an der empfindlichsten Stelle zu treffen. Der sichtbare Erfolg dieses Wirtschaftskampfes hat mehr zu der raschen Ausbreitung der nationalrevolutionären Bewegung in Mittel- und Südchina beigetragen als die Waffenerfolge gegen die Nordtruppen. Auf dieselbe Weise wird auch der Norden vollends unterwühlt und zum Anschluß gebracht werden.

Jahrzehntelang haben die Fremden in der Erziehung der chinesischen Jugend gewetteifert. Die meist von den Missionen unterhaltenen Schulen haben es wohl verstanden, die heranwachsende Jugend aufzuklären und dem Kult ihrer Väter und Ahnen zu entfremden, konnten sie aber dem Christentum innerlich nicht näherbringen. Dadurch war der Boden für den intellektuellen Bolschewismus aufs beste vorbereitet, dem die vom Ausland zurückkehrenden Studenten in Massen zuströmten. In der Heimat fanden sie nur Enttäuschungen und keinen Verdienst und viele haben begeistert ihr Leben für die Durchsetzung der neuen Lehren und Befreiung ihres Volkes geopfert; aus ihren Gebeinen erstehen die Rächer. Die China aufgezwungene Teilnahme am Weltkrieg, die ebenfalls erzwungene Ausweisung der Deutschen nach dem Krieg, der Verrat durch die Alliierten, die auf der Pariser Konferenz 1919 bereit waren, die 21 Forderungen Japans und den Raub Schantungs anzuerkennen, haben weiter dazu beigetragen, jede Achtung vor den Fremden zu nehmen. Die fremde Zollherrschaft, die Konzessionen, d. h. Gebiete im eigenen Land, in denen der Chinese überhaupt nichts zu sagen hatte, der dauernde Anblick der stets schußbereiten fremden Kanonenboote mußten dem aufgeklärten Chinesen unerträglich werden, und es war leicht, das ganze Volk von diesen Mißständen zu überzeugen und zur Teilnahme an der Abwehr zu gewinnen.

Deutschland wird in dem ganzen Kampf wenig erwähnt und überall geduldet. Wir Deutsche liefern den Beweis dafür, daß der Ausländer auch ohne die erzwungenen Vorrechte in China leben und Handel treiben kann. Die deutschen Firmen genießen das alte Vertrauen und Wohlwollen der Chinesen. Auch nach Aufhebung des Boykotts werden die betroffenen nichtdeutschen Firmen große Schwierigkeiten haben, ihre verwickelten Geschäftsbeziehungen im Inland wiederherzustellen. Zur Zeit wirken die unsicheren Währungsverhältnisse und der Mangel an Bankkrediten lähmend auf jedes Geschäft. Die Massenherstellung von Papiergeld hat die Ge-

fahr einer Inflation sehr nahegerückt. Da die Deutschen schon Erfahrung auf diesem Gebiet besitzen, so können sie unter Umständen geschäftlich Nutzen daraus ziehen. Für die Zukunft ist zu hoffen, daß die ungesunde, besonders von den großen englischen und amerikanischen Petroleumgesellschaften eingeführte Kreditgewährung an die Chinesen, die Millionenverluste zur Folge hatte, aufhört und der Barzahlung Platz macht. Die billigen Arbeitskräfte Chinas wurden von jeher von In- und Ausländern sehr stark ausgenutzt. Die kommunistische Bewegung hat eine Erhöhung der Arbeitslöhne und Herabsetzung der Arbeitsleistung zur Folge. China selbst ist ein reicher Agrarstaat und benötigt keine große eigene Industrie. Die Kuomingtang ist gegen eine weitgehende, den Volkskörper zugunsten der Ausländer degenerierende Industrialisierung. Dies dürfte rückwirkend der ausländischen und besonders der deutschen Industrie nur zugute kommen.

Komödiantenverordnungen

*Als im Jahre 1865 die berühmte Ackermannsche Truppe in Bremen spielte, während ihr Direktor in Hamburg das erste deutsche Nationaltheater erbauen ließ, glaubte die Bremer Polizei die Künstlerschar an ihre alten Verordnungen erinnern zu müssen. Danach waren alle Mitglieder der Gesellschaft verpflichtet, „ohne eine Ausnahme 1. Bey denen Praesentationen auf dem Theatro Ihre obhabende Actiones mit gehöriger Bescheidenheit einzurichten und pflichtmäßig zu erfüllen, fürnemlich 2. Bey denen Tänzen sich sittsam zu kleiden und in der Ehrbarkeit zu halten, überhaupt 3. Alles familiairen oder verdächtigen Umgangs mit jungen Leuten zu jederzeit sorgfältigst sich zu enthalten. 4. Zur rechten Stunde um 10 Uhr Abends, nach hiesigen Verordnungen in keine öffentliche Häuser weiter zu kommen, sondern in Ihren Wohnungen sich einzufinden und zu bleyben. 5. In keinerley weitläuftige Conversationes oder Ausschweifungen sich einzulassen, noch weniger dazu einige Anleitung zu geben, dahingegen eines untadelhaften Lebens und Wandels beständig sich zu bestreben haben. Damit man nun dessen allen desto besser gesichert seyn möge, ist diese Bedeutung für die ganze Gesellschaft erlassen, und zugleich dem Hrn. A. aufgetragen worden, den Einhalt solcher Verordnung der Gesellschaft weiter bekannt zu machen, demnächst auch durch die Unterschrift sämmtlicher Mitglieder angeloben zu lassen."

Bedeutend kürzer und gröber ist ein Erlaß aus jener Zeit in einer Neubrandenburger Zeitung: „Komödianten, Musikanten, Zigeunern und anderem Gesindel ist der Eintritt in die Stadt verboten." M. J.-E.

Künstlerhumor

Von Dr. Georg Jacob Wolf

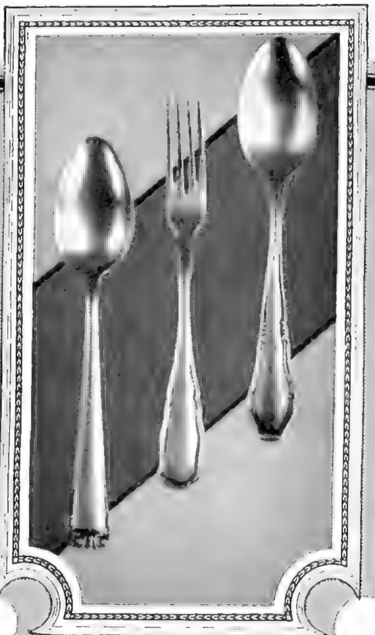
*Wie Humor und Witz und die besondere Art und Weise, sie schaubar zu machen, bei den bildenden Künstlern, bei Malern und Bildhauern, ihre spezifische Farbe haben, so sind auch die damit in Zusammenhang stehenden Künstleranekdoten anderer Art als beispielsweise die historischen Anekdoten oder die Soldaten-, die Gelehrten-, die Dandiesanekdoten. Dies aber nicht nur in Hinsicht auf das Stoffliche, sondern auch auf die Mentalität und auf den seelischen und charakterellen Gehalt.

Mantel
aus
Krefelder
Seidensamt
reich gestickt und
mit Pelz besetzt

Fern-Andra
filmt wieder

Es gibt ganze Sammlungen von Künstleranekdoten, von Scherzen, Bonmots, lustigen Streichen, von Belegen dessen, was der Engländer practical joke nennt. Ich will nicht endlos Erzähltes wiederholen, sondern von Dingen und Begebenheiten berichten, die sich in einer Umwelt abspielten, in die ich selbst hineinsehen konnte. Vom sogenannten „Künstlerelend" habe ich, zu der Zeit wenigstens, als ich durch meine Familienbeziehungen und später durch meinen Beruf fast ausschließlich mit Malern und Bildhauern in gesellschaftliche Verbindung trat, kaum etwas zu sehen bekommen. Erst nach dem Krieg und nach der „Inflationszeit" hob das an. Früher bedeutete Künstler-sein fast immer das gleiche wie Heiter-sein, denn die inneren Kämpfe, das Ringen um Erkenntnis, um Ausdruck und Form, wie sie Gottfried Keller in seinem „Grünen Heinrich", Walther Siegfried in seinem Roman „Tino Moralt" zum Gegenstand erwählt, ließ der Künstler wohlweislich daheim im Atelier; diese schweren Dinge nahm er in die Gesellschaft in die Kneipe, auf den Ausflug nicht mit. In solchen Fällen konnten auch die Grübler und Sinnierer, Hans von Marées und Anselm Feuerbach herzlich lustige Männer sein. Von Feuerbach hat der Wiener Essayist Speidel in dieser Hinsicht lustige Dinge erzählt, von Marées leben sie in der Münchner Ateliertradition fort. So ging Marées eines Tages, als er wieder einmal total „blank" war und das Essen im „Polnischen Hof", seiner bescheidenen Stammkneipe an der Ecke der Heu- und Schwanthalerstraße in München, ihm absolut nicht mehr mundete, in ein feines Restaurant, wo man ihn gar nicht kannte, und ließ sich das Beste auftafeln. An Geld hatte er zwar kaum eine Mark in der Tasche, aber er vertraute auf den gütigen Zufall und war entschlossen, solange sitzen zu bleiben, zu schmausen und zu trinken, bis ihn jemand „auslösen" würde. In der Tat erschienen auch ein paar bekannte Herren; nun war Marées gerettet und es hob erst recht ein fröhliches Trinken an. Durch das leidige Geld ließen sich die Künstler früherer Zeit ihre Laune übrigens kaum einmal verderben. Es galt der Satz: Es ist für den Heitern doch immer gesorgt, weil immer dem Frohen der Fröhliche borgt. Nur ganz selten fanden sich „G'schamige", die ihren „Dalles" nicht eingestehen mochten. Ludwig Herterich war so einer. Er saß, ein blutjunger Akademiker, mit den Freunden am Pollinger- oder Bavariakeller, aber vor ihm schäumte im Krug nicht die Pschorr-Maß; er hatte den Gang zur Bierschenke nur markiert, in seinem Krug war — Mangfallwasser, das er beim „Ausschwenken" in das Gemäß hatte rinnen lassen und das ihm statt des Bieres diente. Ein großer Künstler ist er trotzdem geworden.

Andere ließen sich den Kampf mit dem widerborstigen Leben gar nicht nahegehen. Adolf Stäbli war so einer. Um ihn windet sich ein üppiger Kranz von Künstleranekdoten; darunter mag manches wohl auch ein wenig sagenhaft sein. Der berühmte Schweizer Landschafter hatte einen Kreis froher Männer um sich versammelt, mit denen er allabendlich — es sei denn, daß man sich zur Künstlergesellschaft „Allotria" begab — in der Veltliner Weinstube beisammen saß. Ernst Zimmermann, die beiden Maler Dürr, Vater und Sohn, waren dabei, der Lyriker Martin Greif, der Philosoph Freiherr du Prel, die Maler Langhammer, Volz u. a. Hier gab Stäbli seine Moritaten zur Laute zum besten oder er machte „die Sau", eine ganz köstliche Naturstudie, die er der Wirklichkeit abgelauscht hatte:


SILBERNE
BRUCKMANN BESTECKE
Drei Barock-Muster
GEGRÜNDET 1805 BRUCKMANN A G HEILBRONN a.N
IN DEN FACHGESCHÄFTEN ERHÄLTLICH
neben anderen modernen Mustern in Silber u. Alpacca versilbert

nämlich das in hellem Gegrunze sich bekundende sehnsüchtige Verlangen eines Wurfes nach der Mutterbrust dürstender Ferkel, akkompagniert von den Baßtönen des Mutterschweines. Als Stäbli königlich bayerischer Professor geworden war, mußte er bei dem kunstbegeisterten alten Prinzregenten Luitpold in der Residenz die Dankvisite abstatten. Für ihn, den republikanischen Helvetier, war das keine leichte Sache, er wußte nichts von Formen und Zeremonien, hatte sich nie darum gekümmert, wollte es auch jetzt nicht, und so war ihm das Parkett der Hofburg reichlich glatt. Während er den schweren Gang ging, harrten seiner die Freunde in der Veltliner Stube. Mit Zylinder und im Frack erschien Stäbli in bester Laune, immer wieder den Vers vor sich hinträllernd:

Ach, jener mit dem Federnhut,
Wie war er freundlich, war er gut!

Stäbli hatte den Federhütigen für einen „Flügeladjutanten" — der Titel imponierte ihm scheinbar — gehalten, es mußte aber der Beschreibung nach ein — Leibjäger des Prinzregenten gewesen sein. Zum Prinzregenten scheint er, da ihm die Ansprache „Euere Königliche Hoheit" nicht geläufig war oder auch nicht einfiel, er aber doch wußte, daß man nicht wohl „Herr Prinzregent" sagen durfte, immerzu „Euer Hochwürden" gesagt zu haben. Übrigens trug Stäbli von dem Tag an, da er Professor geworden war, ständig eine weiße Weste mit der Begründung: „Ha no', der Lenbach tragt se a", wobei übrigens angemerkt werden muß, daß Lenbach kein Professor war. Man hatte seinerzeit übersehen, ihm den Titel zu verleihen, und dann war es zu spät geworden, um ihn, den Überragenden, zusammen mit viel Jüngeren zu „promovieren"; dafür gab man ihm den Adel, bedeckte seine Brust mit den stolzesten Orden, und die Universität ernannte ihn zu ihrem Ehrendoktor... Für Stäbli war das Tragen einer weißen Weste übrigens eine heikle Angelegenheit. Er war nämlich ein eingeschworener Rotweintrinker, und die Spuren sotanen Trunkes traten auf der weißen Weste leider nur zu deutlich zur Schau. Aber Stäbli wußte sich zu helfen. Er führte fortan in einer Tüte ein Quantum Salz bei sich, und hatte er seine Weste mit einem Rotweintropfen bekleckert, wurde sogleich Salz darauf gestreut, um die Spur zu verwischen. So konnte man Stäbli, zusammen mit seinem unzertrennlichen Freund und Humorbruder Gustav Schwabenmajer, genannt „das Guschtävle", manchmal am alten Münchner Zentralbahnhof sehen, wie beide dem Zuge zustrebten, jeder eine Weinflasche unter dem Arme, Stäbli obendrein mit der weißen Weste angetan und mit der Salztüte in der Hand.

Schwabenmajer war die Seele der „Allotria". Er war, mehr noch als Maler, als der er über das Mittelmaß nicht hinausreichte, Gesellschaftsgenie. Er dichtete die Festspiele der „Allotria" und verfertigte die berühmten „Allotria"-Kneipzeitungen, die von schonungsloser Satire sind. Außerdem arbeitete er an einem sagenhaften „Künstlerroman", der nie fertig, vielleicht überhaupt niemals begonnen wurde. Trotzdem verstand es Schwabenmajer, den Roman auf seine Weise finanziell zu fruktifizieren. Er gab nämlich auf den zu erwartenden Gewinn aus dem Roman „Aktien" aus, das Stück zu hundert Mark, und die Reichen unter den Allotrianern, aber auch deren Gäste zuckten nicht mit der Wimper, wenn ihnen Guschtävle eine seiner Aktien, sobald wieder einmal in seiner Kasse

bedenkliche Ebbe eingetreten war, zum Kauf anbot; sie verstanden die Transaktion und zahlten, ohne sich's merken zu lassen, daß sie dem blauen Hunderter Adieu auf Nimmerwiedersehen sagten. Auf originelle Weise wußte sich Schwabenmajer seinen Wein zu verschaffen. Er war ein Meister in dem Brettspiel des Mühlefahrens und forderte deshalb jeden, der sich darauf einließ, besonders aber die Neulinge in der Gesellschaft, auf, mit ihm „um eine Fläsch'" Mühle zu fahren. Natürlich gewann er immer, und hatte so stets seinen Gratiswein, oft sogar auf Abende im voraus einen stattlichen Vorrat. Zuweilen seufzte er wohl, daß er auf solche schmarotzerische Art sein Leben fristen müsse, aber mit einem Witz tat er die sentimentale Anwandlung ab. „Du hascht es freili gut 'troffen," sagte er dann wohl zu Lovis Corinth, „dein Vater hat eben was G'scheit's g'lernt, der ischt Gerbermeister, der meinige war nur Professor!"

Anekdoten

Ein Bühnenempfang

Im Herbst 1902 tagte in Frankfurt am Main der erste deutsche Bankiertag, zu dem die „Rothschilde" aus ganz Deutschland in stattlicher Zahl erschienen waren. Zur Unterhaltung der Gäste hatte man eine Reihe von Vorbereitungen getroffen; u. a. gab man am Empfangstage zu Ehren der Börsenherren im Schauspielhause — „Die Räuber". P. H.

*

Der verdiente Strick

* Der sächsische Minister Brühl hatte das Mißgeschick, daß ihm bei der Durchfahrt durch ein kleines Städtchen ein Riemen am Wagen sprang. Der Bürgermeister des Ortes kam herbei, um den Schaden zu heilen, und ersetzte den Riemen durch einen kräftigen Strick. Auf die Frage des Ministers, was er schuldig wäre, erwiderte der Bürgermeister lächelnd: „Ach, Euer Exzellenz haben um unser Land wohl mehr als einen Strick verdient!" G. C.

*

Rätselraten

* Friedrich der Große schickte eines Tages an Voltaire folgende Einladung:

$$\frac{p}{\text{à}} \ \text{à} \ \frac{6}{100}$$

(à sous p à cent sous six = à souper à Sansouci.)

Voltaire antwortete prompt und zwar merkwürdigerweise deutsch

$$\frac{\text{Ja!}}{}$$

(J grand — a petit = J'ai grand appetit!)

Düll.

*

Der Scottsche Romanheld

* Dickens war zu einem Maskenball eingeladen worden, zu dem jeder Gast in der Tracht eines Scottischen Romanhelden erscheinen sollte. Zur allgemeinen Verwunderung kam Dickens gegen diese Vorschrift in seinem gewöhnlichen Gesellschaftsanzuge und spazierte höchst vergnügt in den Sälen umher. Schließlich fragte der Gastgeber: „Bitte, Herr Dickens, welchen von Scotts Helden stellen Sie eigentlich dar?" — „Ich bin der, den Sie in jedem Scottschen Roman antreffen," antwortete Dickens lächelnd, „ich bin der ‚freundliche Leser'!" G. C.

Wund-Puder für Kinder u. Erwachsene

DIALON

Seit Jahrzehnten glänzend bewährt, von zahlreichen ärztlichen Autoritäten des In- und Auslandes empfohlen als unübertroffenes und unentbehrliches Einstreumittel bei der Säuglingspflege, zur Heilung und Verhütung des Wundseins kleiner Kinder, als Wund- und Schweisspuder für Erwachsene. Dialon sollte in keiner Kinderstube fehlen. Als antiseptisches Vorbeugungsmittel gegen die so häufig auftretenden Hautentzündungen leistet Dialon unschätzbare Dienste. Haben sich bereits Entzündungsherde gebildet, führt der Puder schnelle und gründliche Heilung herbei.

Fabrik pharmazeutischer Präparate Karl Engelhard, Frankfurt a. M.

Dann bleibt jedes Erlebnis, jede Erinnerung und Freude für immer lebendig. — Der Ideal-Apparat, der

Federwerk-Kinamo

erübrigt selbst das Stativ. Filmen ist nicht schwerer und auch nicht teurer als Photographieren. — Druckschriften gern kostenlos beim Photohändler oder durch

Zeiss Ikon A.G. Dresden

Filme selbst mit Zeiss Ikon-Kinamo

LEIBNIZ-KEKS

TET

TET-PACKUNG

ERHÄLT DIE WARE
FRISCH U. KNUSPERIG

H. BAHLSENS
KEKS-FABRIK A-G-
HANNOVER

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.